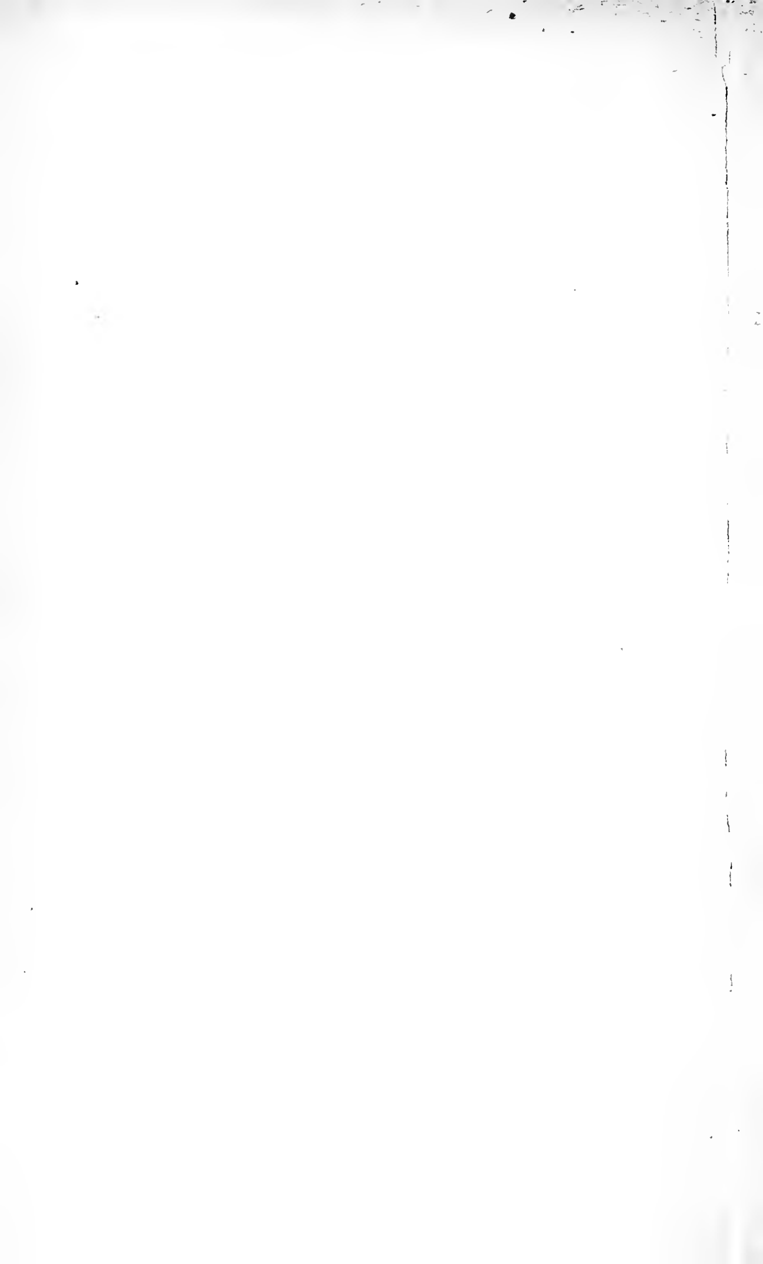



OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:



Wilhelm Schäfer

Dreiunddreißig Anekdoten





Wilhelm Schäfer

Dreiunddreißig Anekdoten

---

1 9 2 1

München bei Georg Müller

Umschlagzeichnung von Emil Preetorius
Fünftes bis neuntes Tausend

Inhalts-Verzeichnis

Die Frau von Stein

Auf Stein bei Nassau lebte die Herrin der Burg in ernstem Witwentum und hatte ihre Söhne so trefflich aufgezogen, daß sie um ihrer ritterlichen Sitten willen geachtet wurden überall. Auch ihre Töchter waren wohlgebildet, sodaß zur rechten Zeit sich Ritter fanden, die sie auf ihre Burgen holten und gut beraten waren. So kam es, daß am sechzigsten Geburtstag der so beglückten Mutter sechs Ritter auf der Burg zu Nassau in Eintracht beieinander saßen, zwei Söhne und vier Eidame, die frohen Sinnes angekommen waren, den Freudentag zu feiern. Da gab es eine klingende Tafel, und indem die Enkelkinder nachher im Burghof ihre hellen Spiele hatten, saßen in dem Saal bei ihr die jungen Elternpaare und erzählten von dem Glück, das jedem anders, doch allen gleicherweise zugekommen schien. So gab es in der Burg ein rechtes Fest, wie es die Menschenkinder selten findet, und als die Nacht gekommen war und längst die Enkel schliefen, ein jedes mit dem Kuß der alten Mutter auf den Lip-

pen, und die Kinder beieinander um ihren Stuhl dasaßen, darum sie Rosen und Vergißmeinnicht gewunden hatten: da stand der Burgkaplan zu ihrer Rechten auf und sprach mit wunderschönen Worten von dem Glück, das als ein Segen Gottes ihren Lebensweg mit Freudenblumen reicher bestreut habe, als hier die Wände und die Tafel darin prangten. Und wie ihr jeder Wunsch geraten sei, sodaß man schon nach kleinen Sorgen forschen müsse, damit das Glück nicht übermächtig scheine: da sah die Frau nach ihren Kindern, wie alle ihr das eigene Glück mit glänzenden Augen verdanken wollten, und eine tiefe Wehmut fiel ihr ins Herz nach ihrem eigenen Glück. Und während der Kaplan noch weiter sprach von Gottes Gnade, da dachte sie an ihre Jugend, und wie die Sorge lange Jahre um alle, die da frohen Sinnes saßen, ihr eigenes Glück beiseite geschoben hatte; wie ein Keil, der immer breiter wurde, sodaß sie schließlich von sich selbst kaum etwas wußte und ihres eigenen Lebens fast vergaß. Nun aber, wie sie alle das Glück auf ihren Lippen hatten, das längst an fremder Liebe hing, da fiel die Sehnsucht ihrer eigenen Liebe ihr ins

Herz. Wie wenn ein Mensch in köstlichen Gedanken bei einem Wasser steht, darauf die Wellen emsig fließen, und dann — ein Wind fällt drüber her, vergeht und macht die Wellen glatt — sein eigenes Antlitz süß und tief erschrocken sieht und so in seine eigenen Augen blickend einen Schmerz aufkommen fühlt wie aus dem tiefen Wassergrund: so brach aus ihrer Brust und stieg in ihre Augen ein starkes Weinen, daß alle sie in Tränen glänzen sahen und in der Meinung, daß ihr die Rührung Freudenzähren gäbe, einander glücklich nach den Händen faßten, weil sie mit ihrem wohlgeratenen Glück der Mutter diesen Freudentag bereitet hatten.

Indessen aber ging die Rede des weißen Burgkaplans den vorgeplanten Gang und kam mit wunderschönen Worten an ein Ende, wo alle nach den Gläsern faßten und auf das Wohl der Mutter und auf das wundervolle Glück zu Stein anstoßend ihre Schalen klingen ließen und einer nach dem andern vor ihre nassen Augen trat und auch ihr Glas berührte. Da war der Jubel herrlicher in diesem Saal, als er jemals darin gewesen war; indem sie zueinander traten,

entstand ein Lärm, darin die Mutter, wie um etwas draußen zu besorgen, still verschwinden konnte.

Es war schon sehr tief in der Nacht, als einer, aufblickend aus den köstlichen Erinnerungen, die Mutter nicht mehr fand am Tisch und es den anderen sagte, und sie nach ihr scherzhaft zu suchen begannen, erst in der Küche, dann in den Zimmern, wo die Kinder schliefen, auch ganz zuletzt, wo sie die eigene Kammer hatte mit ihrem schmalen Bett. Und weil ihrer viele waren und weil sie auch die Kinder weckten in der Nacht, so wußten sie nach einer Stunde, daß auf der Burg kein Plätzchen war, darinnen sie verborgen sitzen könnte. Und fingen schon laut rufend an, mit Fackeln vor das Tor zu gehen, um sie zu suchen; und stiegen von dem Berg und weckten noch die ganze Stadt mit ihrer Hast. Und war nicht einer, der sie wiedersah nach diesem Abend, soviele Tage sie danach jedweden Platz durchsuchten und soviel sie Boten schickten oder selber gingen. Und so weiß bis auf den Tag niemand zu sagen, wohin sie ihre Füße so eilends trugen, nachdem sie vierzig Jahre lang so stillen Schritts gewesen war.

Die Hollandreise

Karl Dietrich Graf von Moriamez war kaum ein dutzendmal durch das benagelte Eichentor ins Haus des alten Villingtrop gegangen, als er auch schon die weißlackierte Wendeltreppe wußte, die hintendurch vom Garten her zu den Gemächern der jungen Hausfrau führte. Die war mit ihren achtzehn Jahren dem Leben frischer zugetan, als dem Gemahl mit seinen sechsundfünfzig; und während der die Zeit am Schloß in Hofratsdiensten oder unten in den Stuben mit Kramerei und Sammelwerk vertat, ließ sie den Grafen ihre Locken wickeln oder sonst verliebte Dinge tun.

Doch weil sie sonst als seine Ehefrau dem alten Herrn nicht ganz entgehen konnte, geschah es eines Nachmittags, daß der Graf sie allen Zärtlichkeiten abgeneigt in starken Tränengüssen fand und nicht gewillt, noch mehr als einen Tag im Hause des alten Villingtrop zu bleiben. Der Graf nahm zart und ernsthaft ihren Puls, ließ sich die rote Zungenspitze zeigen, und als ihr dabei immer noch die Tränen

aus den Augen liefen, die groß und wie von braunem Sammet waren, nahm er bedenklich wie ein Doktor seine Prise, nicht ohne ihr ein Stäubchen anzubieten, das sie mit ihren Fingerspitzen zierlich holte, und sprach gelehrte Worte von einer Seelenstockung, die ihr das Blut verdicke und den Atem enge, sodaß nur eine Hollandreise nach dem lustigen Haag sie heilen könne, wozu er sich als Reisemarschall ebenso empfohlen wie geeignet halte. Worauf sie zwar unter Tränen lachen mußte, sodaß ihr die glitzernden Tropfen lustig auf den zarten Bäckchen hingen; dann aber ihm, der in solchen Reisen wohlerfahren noch am Abend einen Wagen zur raschen Flucht am Gartentor bereit halten wollte, fast zornig in die Rede fiel: Sie führe ungern bei Nacht auf fremden Straßen; auch solle jedermann zu Brüssel wissen, wem sie vor ihrem Gatten die Ehre der Begleitung gäbe.

Noch war am andern Tag der Englische Gruß nicht ausgeläutet, da fuhren vor dem schwarzgefugten Backsteinhaus des alten Billingtrop drei Wagen vor, sechsspännig und der vorderste mit gelben Nelken überhängt. Den Kutschen schlossen sich die Reiter an, auf

schlanken Rossen fünfzig Reiter bunt und übermütig; denn Brüssels reichste Herrensöhne hatten sich vereinigt, ihrem Vetter diesen Liebesdienst zu tun. Und während nun die Hufeisen auf den Steinen klapperten, Scherzworte wie geschwungene Ruten hin und wieder flogen, Schaumflocken aus den Pferdemäulern abgeschüttelt wurden und dann wieder ein Gelächter von fünfzig frischen wüsten Jungmännern in den Himmel scholl, während sich die Neugier auf beiden Straßenseiten staunend drängte: wurden die Erfordernisse zu einer langen Damenreise in Kästen, Körben, Kisten, Rollen, Schachteln auf die beiden letzten Wagen verpackt, wobei die Kammerfrauen reisefertig treppauf und nieder liefen, vom Scherz der Reiter viel geneckt, und auch die Herrin ein paarmal auf dem Balkon sichtbar wurde, mit geschwenkten Federhüten jubelnd begrüßt.

Und erst, als zu dem letzten Koffer der große gelbgeblümte Reisesonnenschirm geschnallt war und die Hofrätin mit dem Grafen Moriamez hinunter in den offenen Hausflur kam, trat aus den unteren Stuben der alte Billingtrop, blaß und feucht vor Grimm

und mit der Hofratskette um den Hals. Er fragte seine Frau, die wie vor einem lieben Onkel am Arm des schlanken Moriamez mit einem Knicks und artig lächelnd stehen blieb, wohin die Reise gehe?

Nach Holland und dem Haag, Herr Rat. Ich höre wohl, daß dort die Welt so lustig ist, wie ich sie nötig habe; und weil ich hier Gesellschaft finde, die mir paßt, will ich die Reise tun.

Das sagend, machte sie den zweiten Knicks, sah über die Schulter mit den jungen Lippen lächelnd nach ihm zurück und stieg, mit ihrer Hand leicht auf den Arm des Moriamez gestützt, hinunter zu dem Wagen, wo die Pferde sich im Kreis um sie zusammendrängten und über dem Freudengeschrei der jungen Männer die Klänge einiger Trompeten Fanfaren hingleiten ließen. Die Menge, durch so viel Lärm und Prächte hingerissen, schwenkte gleichfalls ihre Mützen, und während der Hofrat mit dem Diener, angezogen von dem Jubel, in die offene Haustür trat und der kräftige Moriamez die junge Frau auf beiden Armen wie ein Kind ins Wiegenbett so in die gelben Blüten legte und sich nach allen Seiten stolz vernei-

gend zu ihr setzte: da war es unterm blauen Sommerhimmel, an dem zwei weiße Tauben übermütig purzelten, wie wenn ein Volksgericht gehalten würde über Jugend und Alter. Kein Schlagbaum und kein Menschenwort behinderte den tollen Schwarm, der unter den Trompetenklängen einer alten Liebesweise — indessen die kräftigen Stimmen der jungen Reiter einfielen und das Hufgetrapp gleich Kastagnetten klang — im raschen Schritt die Straße hinunter zog, von hundertstimmigem Menschenschwarm begleitet. Der Greis mit seiner Hofratskette sah ihm nach, bis alles um die Ecke schwand und dann der Diener behutsam die schweren Türen vor ihm schloß.

Als am dritten Tag der Zug zum Haag einritt, und von den Hörnern angelockt das Volk auch hier sich staunend um die Pracht der Reiter drängte — noch war der Himmel blau, nur goldigmatt durch Staub und Dunst des heißen Tages — kam von der Seite und wurde überholt ein Sechsspänner, worinnen gleich einer Nonne angezogen mit vielgewundenen blonden Flechten eine schlanke Frau

nicht einen Blick von ihren Knien hob und so den bunten Zug vorüberprunken ließ. Das war Elisabeth die Winterkönigin, Jakob von Englands Tochter und des Pfalzgrafen Frau, der in der Schlacht am weißen Berge Land und Königstraum verloren hatte, und dessen Witwe sich im lustigen Haag trösten wollte.

Wer die Geschichte kennt, ist unterrichtet, wie oft ihr das gelang, trotzdem sie nie aus ihrem schwarzen Kleide kam und trotzdem sie nie ein Dritter mit einem Manne lächeln sah. Nur unter Freunden, wenn ihrer zwei nach Hause gingen, war manchmal ein Gerücht von ihren Nächten; und wenn auf großen Festen die unerfahrenen Stutzer und die Pagen sich um nackte Schultern oder bunte Seidenschärpen mühten, war um das hochgeschlossene, schwarze Kleid der Winterkönigin ein fester Kreis von ernsten Liebhabern — wie der Leibmedikus des französischen Gesandten spöttelte: war ein süßer Geruch um sie, der alle schmerzlich erinnerte und keinen frei ließ, bis er in seine Tollheit ganz verbissen war.

Nur Moriamez war nicht darunter. Er ging mit seiner schönen Brüsselerin wie ein Gespann, vor dem die feinsten Kenner neidisch

standen, bis mit dem Winterende eine Müdigkeit auf sie zu fallen schien. Sie fingen an, unabgesagt bei Gastereien zu fehlen, auch sah man mehr als sonst den weißen Federhut des Grafen ohne sie. Und eines Abends geriet seine junge Hofratsfrau merkwürdig an die Winterkönigin. Es sollte an dem andern Tag eine große Schlittenfahrt stattfinden, und die junge Frau war abends trotz dem Grafen mit einer Besorgung dafür zu dem Pelzhändler über die Straße gesprungen. Zurückkehrend geriet sie vor einen Trupp holländischer Soldaten, die singend Arm in Arm durch den nebeligen Abend die Straße abschritten. Es war zu spät, das Haus noch zu erreichen; so wurde sie vor ihnen her, die ihre Angst bemerkend eine scherzhafte Jagd auf sie machten, die Straße hinunter getrieben und geriet durch einige Nebengassen, die sie entsetzt durcheilte, zwar aus ihrer lärmenden Verfolgung, fand aber nicht zurück und verirrte sich in eine Straße, wo kleine Häuser nur verhängte Fenster zeigten und aus dem dunklen Nebel flüchtige Gestalten auftauchten, die sich frech und flüsternd an sie drängten und erst weitergingen, wenn andere in die Nähe kamen. Als

die kleine Frau, die nie zur Nacht allein draußen gewesen war, in Todesängsten weiterrannte, kam hinter einem Hallenvorbau her dumpf über den geballten Schnee ein Wagen angerollt, der dicht vor ihr anhielt und eine schlanke Frau entsteigen ließ, der sie sich flatternd vor Angst fast in die Arme warf. Es war die Winterkönigin, die erst erschrocken, dann erstaunt nach wenig Worten ihrem Kutscher winkte und, wie wenn sie deshalb hergekommen wäre, den Wagen wenden ließ und sie mit mütterlicher Zärtlichkeit nach ihrer Wohnung brachte.

Als sie dem Moriamez, der seine Stunde dem Barbier gesessen und ihren Weggang nicht bemerkt hatte, noch immer zitternd aber stolz ihr Abenteuer beim Abendbrot erzählte, ließ der sich aufmerksam den Ort beschreiben, wo ihr der Wagen begegnet war, und blieb nachdenklich und zerstreut. Am nächsten Vormittag ging er, zur Schlittenfahrt schon angeputzt, der Dame Dank zu sagen, blieb lange Zeit und kam, wohl durch den raschen Gang erhitzt, zu spät nach Haus, als daß sie noch zur Schlittenfahrt zurechtgekommen wären. Es gab aus ihrem verweinten Sinn einen ra=

schen Streit, in dem er seinen Hut und Degen zornig auf den Boden warf und darauf bis zum Abend in seinem Zimmer eingeschlossen blieb. Sie tat desgleichen, in vergebener Hoffnung, daß er sie wie sonst durch Bitten wieder holen würde.

Dann hörte sie nach einem Nachmittag verdrossener Gedanken — wie ihre Liebesstunden so selten und lau und die Streitigkeiten so häufig geworden wären — ihn still aus seinem Zimmer kommen und zögernd erst, dann rasch und bestimmt die Treppe hinunter gehn. Er mochte von der letzten Stufe in den Steinflur treten, als sie auch schon in schnellem Grimm einen Mantel raffte und ihm nachging.

Es war die Zeit der ersten Dämmerung wie gestern; nur fiel schon wieder Schnee, der dicht an Schildern, Türen und Gebälken flockte. Sie sah den Grafen noch einige hundert Schritte schlank und aufrecht durch die Menschen gehn, bis er in eine Nebengasse bog, wohin sie ihn, nun schon mit einem bestimmten Verdacht, verfolgte. Die Nebengasse war nur kurz, zwar kaum belebt, doch fegte ihr daraus der Wind den nassen Schnee scharf in die Augen; sie hatte Not, ihm so zu folgen,

daß sie ihn an der Ecke wiedersah, so ging es hin und her, bis sie erschöpft und glühend in der kalten Luft zu einer breiteren Gasse kam, die sie an dem Hallenvorbau von gestern gleich erkannte. Hier war der Schnee nicht mehr im Wind, er rieselte vielmehr in dicken Sternen nieder, die in den trüben Lichtern pelzig glänzten. Sie sah den Grafen langsamer gehn, und weil er eifrig hin und wieder ein paarmal auch nach hinten spähte, blieb sie im Dunkel der schräg einlaufenden Gasse stehn.

Sie brauchte kaum zu warten, da kam diesmal von einer andern Seite her der Wagen. Die Pferde stapften mühsam durch den hohen Schnee an dem Grafen vorbei, der ihnen im geringen Abstand folgte. Sie sprang in eine Ecke zurück, wobei sie, mit beiden Augen nach der Gasse gerichtet, nicht bemerkte, daß sie gerade vor ein beleuchtetes Fenster zu stehen kam. So mochte sie von einem scharfen Blick gesehen worden sein; noch war der Wagen an der Gasse nicht vorbei, als der Kutscher von innen angerufen wurde und dem klappernd aufgestoßenen Schlag noch im Fahren mit einem leichten Sprung die schwarze Gestalt der Winterkönigin entsprang und rasch auf sie

zukam. Sie hörte in dem Aufruhr solcher Sekunden deutlich den eiligen weichen Schritt des Grafen von der Seite kommen und sah ihn, ehe noch die Winterkönigin bei ihr war, mit einer geschmeidigen Verbeugung vor sie hintreten. Die wich ihm mit einer Biegung ihres schlanken Körpers aus, nahm aber im Vorbeigehn seine Hand und führte ihn, der sich gleich leidenschaftlich mit beiden Händen an sie hängte, zu ihr hin:

Wie kann man sich so irren, Graf! Dies ist die Liebste, die Euch sucht.

Das sagend, drückte sie ihn der Brüsselerin gleichsam in die Hand, neigte den Kopf in artiger Weise gegen sie und ließ die beiden, die ihre Hände wie verbrannt voneinander ließen, wie ertappte Kinder stehn. Der Graf schien einen Augenblick gespannt, ihr nachzuspringen, als in dem Schneegestöber der Wagen hinschwand, nahm aber seine Haltung bald; bot seiner Hofratsfrau zwar schweigend, aber mit der gewohnten Neigung seiner beweglichen Gestalt — wobei die weißen Federn seines Hutes ihm ins Gesicht fielen, sodaß er sie zurückschütteln mußte — seinen Arm und führte sie, die vor Erregung kraftlos sich auf ihn

stützen mußte, sorgsam wie eine Kranke vor dem Schnee her, der um die nächste Ecke hinter ihre Ohren fegte, durch die Gassen, dann über die hellere Straße ins Haus zurück.

Dort geleitete er sie zart zu einem Stuhl, wartete auch, ergeben auf und nieder schreitend, ihren kleinen Weinkrampf ab und sagte dann, indem er stehen blieb und seine Handschuhe in die flache Linke klappte:

Tragt Ihr Belieben, diesen Ort zu wechseln?

Worauf sie mit nur schwer beherrschter, darum klarer Stimme sagte:

Wollt mich zurück zu meinem Eheherrn bringen!

Er hatte seinen Freunden Weisung gegeben; so standen vor Brüssel am vierten Mittag danach zweihundert Reiter, ihre Schlitten zu empfangen. Es war ein Tag im späten Winter, wo zwar ein kalter Nordwind noch das Eis zusammenhielt, aus einem klaren Himmelsblau aber schon die Frühlingssonne strahlte. Hörner und Klarinetten bliesen die alte Liebesweise, mit der sie vor nicht mehr

als einem halben Jahr hinausgezogen waren. In dichten Scharen drängte sich das Volk mit vor das Backsteinhaus des alten Villingtrop. Dort entstieg am Arm des Grafen Moriamez die Hofrätin ihrem Schlitten und es schien, als hätte sie der Winterkönigin etwas abgelernt, so sittsam hielt sie ihre Augen auf den glattgetretenen Schnee gerichtet, während die Hörner plötzlich schwiegen und die Reiter sich zusammendrängten und schweigend ihre Federhüte zogen.

Und erst, als das Paar in dem Tor verschwunden war, und die Kammerfrauen schon begannen die Schlitten auszupacken, setzte ein übermütiger Hornist mit einem lustigen Spottlied ein, in das die Reiter und die andern Musikanten mit Gesang einstimmten, während ein Gelächter durch das Volk hinzog. In diesen Aufruhr, der ganz Brüssel vor das Haus des Villingtrop geführt zu haben schien, kam er selber, aus seinem Dienst am Schloß heimkehrend, hinein. Er wäre vielleicht noch umgekehrt, wenn sie nicht eine Gasse vor ihm geöffnet hätten, durch die er fast gezwungen hinschritt bis zu seiner Treppe. Als er dann allen sichtbar dastand in

seinem weißen Haar, fiel es durch den Schwall und Jubel nieder wie fallende Blätter, nur eine Klarinette dudelte unbekümmert weiter.

Mit ihrem Ton im Ohr trat der Mann in seinen mit altem Prunkgerät gefüllten Hausflur, wo die beiden unterdes auf ihn gewartet hatten. Wie ein Tänzer seine Dame an den Tisch zurückführt, so trat der schwarze Moriamez mit einer schlanken Biegung vor ihn hin: Die gnädige Frau, zu reisen ein Belieben tragend, hat mir die Ehre widerfahren lassen, sie zu begleiten. So kann ich Bürge werden für die unbescholtene Aufführung Ihrer Eheliebsten. Doch schont Verleumdung selbst den Reinsten nicht. Sie selber könnten sich zu einem unwürdigen Verdacht geneigt fühlen. Tun Sie das nicht, ich bitte! Denn sollten Sie das Unglück haben, einer solchen Frau nicht artig zu begegnen, so müßte ich Sie töten!

Damit tat er unter seiner feinen Spitzenmanschette einen leichten Schlag auf seinen Degenknopf, nahm mit einem Handkuß Urlaub von der Dame, verbeugte sich vor dem Eheherrn, der seinen Gruß verwirrt und de-

mütig erwiderte, und ging erhobenen Hauptes in den Winter-Frühlingstag hinaus, um seine zweite Fahrt nach Holland anzutreten.

Jan Wellm

Jan Wellm war kein großer Held, doch stellte er gern einen vor; und weil er einen leeren Marktplatz hatte und eine Bürgerschaft, die er mit dicken Steuern für seine Schlösser und die fremden Künstler plagte, davon er fast eine Heerschar in das kleine Düsseldorf gezogen hatte, wo sie nun in den Gassen prahlten wie die ritterlichen Herren: so gedachte er sich selber — von seinem Volk in Dankbarkeit — ein Reiterdenkmal aufzurichten. Er ließ mit einem Schiff Grupello, den Bildner aus Antwerpen holen und schenkte ihm ein Haus am Markt, daß er ihn gieße mit Roß und Feldherrnstab und Krone und was ein fürstlicher Held sonst an sich hängen hatte. Grupello war zwar grau doch eisenfest und fing nach seiner Weisung mit stolzen Plänen an; davon ihm einer nach dem andern verworfen wurde. Und als ihm so in täglichem Verdruß Monate und Jahre vergangen waren, bis endlich Geld zu einem Guß beisammen schien, obwohl die Stände es verweigert hatten: da war von seinem Posta-

ment mit den vier Löwen, wovon ein jeder ein anderes Laster vorzustellen hatte, und all den Wasserkünsten ein Sockel aus schlichtem Muschelkalk geblieben. Doch stand noch immer ein gewaltiger Gaul darauf mit einem Riesenschweif, der mannsdick auf den Boden floß, sodaß er mit den Füßen trotz seiner Schwere artig tänzeln konnte. Und ob der Kurfürst selber auch nicht so grün und leuchtend war, wie man ihn heute reiten sieht, so saß er doch gleich einem Helden prächtig auf dem Tier und sah mit königlich gerollten Augen aus seinem Düsseldorfer Marktplatz in den Himmel.

So hatte sich Grupello einen Fürstendank verdient; doch mochte es wohl sein, daß den Jan Wellm seine Schranzen — so nannte man schon damals jene Herren, die sich in Fürstengunst wie Küchenschwaben unter einem nassen Tuch versammeln — aus ihrem nahen Umgang anders kannten, als er auf seinem Denkmal ritt. Denn als der Tag gekommen war, wo sie geputzt in allen Farben seiner Länderchen mit ihrem Kurfürst auf den Marktplatz kamen, auf dem er seinen Ritt in die Unsterblichkeit antreten wollte, während sich sein Volk in Dankbarkeit mit vielen Köpfen drängte,

Pagen liefen und Bläser in die Hörner bliesen: da fielen ihre Blicke spottend von seinem stolzen Bildnis auf ihn herunter, der nur ein kleiner und blasser fetter Herr und gar nicht heldenhaft, wohl manchmal launisch und immer eitel war. Und weil er recht geschmeichelt von ihnen hören wollte, ob es auch ähnlich und seiner würdig wäre, ging der erste mißgünstig an den Riesenschweif, ein andrer trat sehr weit zurück, das Angesicht zu sehen und noch ein andrer prüfte mit vorgestreckter Hand die Maße, und alle schüttelten den Kopf und waren fast für ihren Herrn beleidigt, daß er so kümmerlich getroffen und auch sein Pferd für einen Kenner nicht anzusehen wäre. Und weil ein Fürst an seiner Eitelkeit mehr leiden muß als andere Menschen, geschah es, daß Jan Wellm blaß und verkniffen den Grupello, den er schon huldvoll zu sich hergerufen hatte, mit seinem Herrscherstab wie mit dem Prügelstock bedrohte.

Worauf Grupello, der nicht groß doch breit und bärtig war, sich tief verneigte und auf vlämisch versprach, in einem Monat die Mängel seiner Arbeit abzustellen. Nur als die Schranzen hämisch hinter dem Kurfürsten ab-

gingen und einige ihm eifrig auseinander setzten, wo es bei seinem Werk noch fehlen könnte, da hatte sich Grupello aufgerichtet und mit dem Rücken an den Sockel gelehnt und sah nicht anders aus, als ob er eine Schar nichtsnutziger Buben nach Hause jagte. Den Düsseldorfern, die nach dem Landesbrauch dastanden und schadenfroh belachten, was einer ihm zurief — und andere warfen schon mit Aepfeln nach ihm, wie man sie auf der Straße findet, wo Pferde hergegangen sind — ließ er bedeuten, er wolle ihnen was Besseres zum Lachen schenken.

So stak das Denkmal schon am nächsten Tag in einem Zaun von hohen Planken, der nur ein einziges Pförtchen hatte, dazu Grupello den Schlüssel nicht aus den Händen gab. Drin aber fing ein Hämmern an und Qualm erfüllte schwälend den ganzen Markt; wie wenn das Denkmal eingeschmolzen und in allen Teilen neu zurecht gebosselt würde. Das ging so wochenlang, bis es sich mondete, daß dem Grupello sein Werk verweigert worden war.

Dann kamen mittags — es war ein silbriger Regentag, wie sie am Niederrhein sehr

duftig sind — die Schranzen wieder in allen Farben seiner Länderchen geputzt mit ihrem kleinen Kurfürst und traten prüfend vor das Werk, das von der Nässe glänzend in dem Blust dastand, und einer ging nach hinten an den Schweif, ein andrer trat sehr weit zurück, das Angesicht zu sehen und noch ein andrer prüfte mit vorgestreckter Hand die Maße und alle waren sehr befriedigt, daß es nach ihrem Wunsch verbessert war und lobten nun das Werk mit dicken Worten und nickten dem Künstler gnädig zu, wie wenn sie selber das Reiterbild gegossen hätten.

Der aber hatte einen Hammer in der Hand und stand vor seinem Amboß, der nicht beseitigt worden war; und als der Kurfürst ihn huldvoll anrief, trat er nicht vor, wie er wohl mußte, tat einen schlanken Schlag auf ein Stück Guß, das auf dem Amboß lag. Das war wie Glas, gab einen hellen Klang und klirrte in Stücken auf den Boden. Die Schranzen sprangen rasch zurück und aus dem Volk, das sich mit vielen Köpfen drängte, tönte ein Schreckensruf, wie wenn das ganze Roß zersprungen wäre. Grupello aber trat, den Hammer in der Hand, vor

seinen Fürsten und neigte sich nicht sehr und sprach mit lauter Stimme und hatte die Worte deutsch gelernt: Das Denkmal ist, mein Fürst, noch wie es war. Guß springt beim ersten Hammerschlag. Die Dummheit Eurer Herren hab ich wohl dreißig Tage hämmern müssen!

Da fuhren manche Hände nach dem Schwert. Grupello aber stand mit seinem Hammer und lachte laut mit seinen festen Lippen, und als der Kurfürst mit seinen Schranzen noch um das Denkmal schreiten wollte, da brach Gelächter aus der Menge, wie wenn aus vielen Karren Steine auf sie geschüttet würden. Sodaß er sich im Zorn vergaß und mit dem Herrscherstab, gleich einem Prügelstock, das Volk in Dankbarkeit — wie auf dem Denkmal stand — bedrohte, und sich abwendend schnell verschwand, weil aus dem Himmel ein rascher Regen fiel; sodaß die Herren, im Schmutz mit langen Beinen springend, ihre Farben und Sammetkappen mit aufgehobenen Händen schützen mußten. Fest aber auf dem Sockel stand der Gaul mit seinem Riesenschweif und trug Jan Wellm mit königlich gerollten Augen, mit Herrscherstab und Krone aus seinem Marktplatz in die Ewigkeit.

Angelica d'Estrées

Die schöne Gabrielle d'Estrées, die Heinrich von Navarra zur Königin von Frankreich machen wollte, weil die Geliebte von königlichem Wesen war, litt am Gefolge von fünf Schwestern, davon nicht eine sich durch die göttlichen Gebote im irdischen Vergnügen stören ließ, sodaß sie im gemeinen Leben, den Bruder Marschall eingeschlossen, die sieben Todsünden hießen. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß eines der Geschwister an Herzensträgheit litt, was doch bekanntlich die siebente Sünde ist, vielmehr sich alle ein wenig an der dritten, der Wollust, freuten, so muß doch zugebilligt werden, daß hierin die Angelica den andern überlegen schien. Um sie vor einer Heirat zu behüten, wobei sich Einseitigkeiten nicht ganz verhindern lassen, war sie zur Nonne aufgezogen und hatte das Ordenskleid der weißen Bernhardinerinnen so anmutig ausgefüllt, daß sie mit einundzwanzig Jahren schon Aebtissin, und zwar zu Maubuisson an der Oise, nicht allzuweit der Hauptstadt, geworden war.

Zum innigen Vergnügen ihrer Freunde, darunter sich der Graf Sanzay nur deshalb größerer Vertraulichkeit erfreute als andere Kavaliere, weil er ihr Schwager war. Denn Maubuisson, im Schatten alter Wälder fein versteckt, mit farbenreichen Gärten in moosig-grünen Mauern, darinnen Rebengänge zu dunkeln Wasserbecken, auch zu Rasen in sanften Büschen führten, war eine rasch erreichte Lustpartie. Es war zu wundern, wie gut sich alle Räumlichkeiten, samt den Gärten, angeblich nur der herben Buße enttäuschter Frauen bestimmt, als Zwischenstation zum himmlischen Jerusalem geeignet wiesen, indem sie irdisches Vergnügen, das in den Straßen der Stadt sich allzuleicht mit Häßlichkeiten bindet, ganz in den Zauber einer freien Schönheit brachten, die sonst erst an dem schönen Reiseziel dort oben erwartet wird.

Insofern war es ein schlimmer Rückfall in überwundene Menschlichkeiten, daß eines Tages ein junger Kavalier, dem diese Schönheit statt zur Freude zum Versemachen diente, sie mit den Zaubergärten der Armida in viel gereimten Worten verglich, die heitere Anmut Maubuissons gröblich verkennend.

War das wohl Zauberkunst, daß man ein Pärchen im Schatten einer Goldweide friedlich angeln sah, wobei die dunkle Uniform im schattendunklen Grün gut stand zu dem weißen Kleid der jungen Klosterfrau? Und daß im Rebengang ein schlankes Ding aus einem amoreusen Buch den jungen Herren rechts und links, die selbst nicht lesen konnten, das heiterste Vergnügen schaffte, indessen sie im Schreiten von Sonnensprenkeln überrieselt wurden? Und daß Angelica in feierlichem Schritt auf einem kurzen Rasen den Takt zu einem Schelmenlied angab, das ihr ein junger Mönch sanft auf der Flöte blies? Und kann man dies Verführung nennen, daß eine Schöne mit amselhellen Tönen lockend sie alle aus den Lauben, Büschen, Rebengängen, nur die beiden vom Angeln nicht, auf einem Rasenplan versammelte, der abgezirkelt zwischen Teichen lag, und daß ein Tanzschritt alle in zierliche Bewegung brachte, wobei der bunte Glanz der Trachten, darin die weißen und die dunkeln Kutten wie Schmetterlinge blinkten, im stillen, braunen Wasser einen Gobelin mit lebenden Figuren wirkte! Und daß im Licht der Kerzen ein anderes Zusammenspiel begann!

Hier zeigte sich allein, wie ahnungsvoll die Alten gewesen waren, als sie in solchen Einsamkeiten so vielgeräumige Kloster gründeten; auch daß sie jeder Klosterfrau die eigene Zelle gaben, wo sie, durch eine feste Tür geschützt vor Neckerei und Störung, den flüchtigen Tag auf ernstere Art vergessen konnte. Doch weil die Sittenstrenge am ersten da erwacht, wo schöne Dinge den andern vorenthalten werden, so dauerte es nicht allzulange, daß bei dem Ordensgeneral die häßlichen Gerüchte zusammenliefen und schließlich trotz der königlichen Gunst ein Visitationsbefehl aus Dijon kam, womit die Kette jener hitzigen Ereignisse begann, die zu erzählen sind.

Wer da bedenkt, wie leuchtend sich in Maubuisson aus dünnem Nebel ein Junimorgen klären kann, der mag begreifen, wie sehr es die Aebtissin kränken mußte, als gegen zehn — sie saßen zum Frühstück unterm Maulbeerbaum, der eine Seltenheit vom Klostergarten war — zwei Ordensbrüder hereingelassen wurden, von denen einer, ein dürrer Kerl mit roten Haaren, gleich dem Propheten Jo-

nas in Ninive ein dummes Bußgeschrei anhob. Er hörte nicht, wie flötend hier die Vögel zur Ehre Gottes ihre Töne vor den langen Trillern zogen, er sah auch nicht die klargewaschenen Blumen im Sonnenlicht wie Kirchenfenster leuchten: er hatte seine Habichtsblicke allein auf die Angelica gerichtet, weil die gerade scherzhaft im Schoß des Grafen Sanzay saß, der doch ihr Schwager war.

Erst gab es solches Lustgeschrei, daß der zweite Bruder im schnellen Rot der jünglinghaften Verlegenheit bescheiden stehen blieb; der andere aber kam mit langen Armen wuchtend an die Angelica gefahren und zerrte sie so bäurisch plump von ihrem Sitz, daß sie, aufschreiend von dem zarten Griff, fast so gefallen wäre, wie eine Frau nicht gern vor fremden Augen fällt. Doch hatte der arme Kerl nicht überlegt, daß dieser Schoß dem Grafen Sanzay angehörte, der, garnicht einmal wütend, ihm mit der stählernen Linken an den Brustkorb fuhr und ihn — wie man ein Bauernpferd an seine Deichsel drängt — so leichthin rückwärtsschob zum Pförtner, der schon das Tor geöffnet hielt, durch das er ihn, in kunstgerechter Wendung die lange Puppe drehend,

mit einem wohlgezielten Tritt hinausbeförderte. Wohin ihm auch der Blasse, von den Klosterfrauen scherzhaft bedrängt, nachfolgen mußte.

Das war die erste Visitation im Kloster Maubuisson, von der nicht anzunehmen ist, daß der Bericht in allem getreu erfolgte. Denn bald danach an einem Fasttag kamen, vom Ordensgeneral gesandt, der solche Scherze liebte, die beiden dicksten Aebte leichtsinnig ganz allein, zu visitieren. Sie hatten Glück fürs erste, indem ein feiner Regen fiel, sodaß sie die Gesellschaft nicht schon im Garten trafen und bis zur Prälatur vordringen konnten; und zwar zur Mittagszeit, als zwischen Fisch und Braten ein ältlicher Kavalier dastand, den Orden der Bernhardinerinnen in blumiger Rede als die weiße Schärpe der Christenheit und Maubuisson als eine sanfte Perle daran zu rühmen. Sie wurden von den Kavalieren mit feinstem Spott, doch von Angelica d'Estrées artig zu Tisch geladen und hoben die Nasen nach dem Geruch — doch weil der eine nicht den Appetit des andern kannte, so dankten sie im Hinblick auf den Fasttag eifrig und vorwurfsvoll und baten sich nach klösterlicher

Weise abseits der Tafel eine Fastenspeise aus. Darüber kam der Braten duftend in den Saal; und als sie auch noch da sich traurig weigerten, klatschte die Angelica in ihre festen Hände: bevor sich die hochwürdigen Herren besinnen konnten, hatten sie die reinste Fastenspeise, Wasser und Brot und Gitter an dem Fenster. Sie blieben auch dabei durch eine ganze Woche und konnten — weil schon am andern Tag der Regen sich in Sonnenschein verwandelte und weil ihr Fenster nach dem Garten ging — für ihre Visitation Eindrücke gewinnen, wie ungehindert sich das Leben auf Maubuisson gestaltete.

Bis sich der Ordensgeneral, ernstlich besorgt um ihr Geschick, an einem Nachmittag einfand, durch sechs Bewaffnete gedeckt. Es war ein Graf von Bossu, ein milder Herr mit weißem Haar und wasserklaren Augen. Er traf die Kavaliere nach dem Essen, ein jeder eine Schüssel tragend mit einem leckeren Rest, wie sie im Gänsemarsch am Hungerturm der Aebte vorbeimarschierten. Weil einige den kleinen Grafen und seine Scherze kannten, so brachte er den Zug von selbst zum Stehen und einige auch in Verle-

genheit, die sich wie Köche vor ihm mit ihren Schüsseln verbeugen mußten. Er ging unmerklich nickend auf das Fenster zu, wo er die beiden hinterm Gitter wie zwei Bären nach dem Winterschlaf mit ausgezehrtem Fett erscheinen sah. Er winkte den Soldaten, die sich, ihn mißverstehend, am Turm postierten, wie wenn es wirklich wilde Tiere zu bewachen gäbe, und ging mit langen Schritten wiegend, wie alte Leute gehen — auch waren ihm die Knie steif vom Fahren — zur Präfektur, wo die Angelica nun schon den dritten Tag in wütender Verzweiflung saß, weil ihr die Schwester eifersüchtig den Sanzay fortgenommen hatte. Sie war gerade aufgestanden und saß wie eine Kranke in ihrem Schlafzimmer am offenen Fenster, sehnsüchtig mit den Schatten ins Tal hinunter und nach den blauen Hügeln der Seine blickend.

Sie ließ ihn ohne weiteres herein und streckte ihm, der immer artig war, die Hand zum Kuß entgegen, sich entschuldigend, daß sie ihn so intim empfangen müsse. Er schien dies nicht so übel zu empfinden; der Tag war heiß, und nach dem Dunst im Lederwagen fand er es kühl und wohl im hohen Zimmer. Er nahm sich

einen anderen Sessel und saß dann neben ihr, wie wenn ihm eine Tochter mit ihrer Fülle über den Kopf gewachsen wäre. Sie gab ihm dankbar lächelnd ihre kleine Hand, die er zu strafen hergekommen war; er küßte sie zum zweitenmal und streichelte sie mit seinen dünnen Knöcheln, indessen er — wie nach dem Wetter — sich erkundigte: wie sie nun dächte, daß dies weiterginge in Maubuisson? Sie aber, die um ihren Grafen wirklich mit Kopfschmerzen geplagt war, sagte mit einem Seufzer voll Ueberdruß: Sie möchte garnicht, daß es weiterginge! Man solle keine Frau auf solchen Posten stellen, wo soviel Aerger mit Lehnsgerechtigkeiten und anderen Geschäften wäre! Worauf er ihre Hand von neuem streichelte: er wolle sie nach Dijon in zarte Pflege nehmen, bis sie sich kräftig zu einem leichteren Posten fände. Sie aber fuhr nun wild heraus: er möge nur nicht wagen, sie zu strafen: das Kapitel wisse, wem sie dies Maubuisson allein verdanke.

Soviel ich die Verwandtschaft kenne, dem König, gab ihr der Graf sehr artig zu und wischte ihr mit ihrem eigenen Spitzentuch die Tränen aus den schwarzen Augen, was sie sich

ohne Lächeln gefallen ließ. Er würde Dijon raten! Er hatte manche Mühe, sie von erregten Krämpfen abzuhalten, die Frauen leicht bei solchen Dingen überkommen, weil sie sich gleich in Schmähungen auf ihre Schwester Gabrielle ergoß, die es bei Hof bequemer habe und sie verriete.

Darüber kam der alte Herr in Hitze; auch war es nur zuerst so wohlig kühl gewesen, es wurde schwül und dunstig; stand ein Gewitter in der Luft? Er legte sich zurück, den Schweiß abtrocknend, nur noch die Hand auf ihrem Arm, der rund und fest, gut anzufühlen war; zärtlich klopfend, wenn sie in abgeregtem Weinen zuckte, und sah mit müden Augen in den Dunst. Und ließ auf einmal die Hand herunterfallen von ihrem Arm; als sie verwundert nach ihm sah, war er gemächlich eingeschlafen, die schönste Röte auf den Backen, die gut zum weißen Haar stand, den feinen Mund zwar spöttisch, doch ein wenig täppisch offen. So saß sie wiederum allein in ihrem Lehnstuhl und sah die milde Waldlandschaft. Und dachte an den Grafen Sanzay, ihren Schwager, und daß die Schwester seinetwegen bei dem König gewesen war, durch Gabrielle — und wollte einmal die

Bitterkeit davon vergessen; auch war sie in den letzten Wochen wenig zu einem guten Schlaf vor Mitternacht gekommen, der, wie die Aerzte sagen, allein den Körper stärkt — und senkte schließlich ihren schönen Kopf dem Grafen zu und war nicht allzu lange nach ihm auch eingeschlafen.

Und wachte erst zum Abend auf von etwas Schwerem auf der Brust und träumte, daß der Graf da sei, und streichelte seine schwarzen Haare und fand sie allzu dünn und machte ihre Augen auf und hatte den weißen Kopf des Ordensgenerals, der ihr schlafend auf den Schoß gesunken war, in ihren Händen und mußte, vom tiefen Schlaf erfrischt, doch wieder lächeln und streichelte ihm nun wachend die weißen Haare und wunderte sich, was für ein Knabengesicht er hatte und fein gespannte feste Lippen, und gab ihm in neckischer Gewohnheit einen Kuß darauf, daß er erwachte; garnicht verwundert und garnicht eilig, seinen Kopf zu heben, und nur fragend: wie weit es, liebe Tochter, schon mit der Zeit am Tage sei? Weil es gerade recht zum Abendessen war, wie ihr die langen Schatten sagten, hob er sich leicht aus ihren Händen, die er ihr

streichelnd wiedergab auf ihren leeren Schoß, und meinte, herzlich gähnend, daß er sich einen behaglichen Appetit geschlafen habe.

Doch wurde es kein gutes Essen. Als er sich, rosig von dem Schlaf und boshaft lächelnd nach den Kavalieren, der Aebtissin gegenüber schon an der Tafel niederließ, da fielen ihm erst wieder seine Aebte ein, die durch das Mißverständnis der Soldaten noch immer gefangen bei ihrer Fastenspeise saßen. Die d'Estrées wäre fast vom Stuhle gefallen vor Gelächter, und es war nicht klug, daß der Ordensgeneral sie jetzt noch holen ließ. Als sie auf beiden Seiten der Aebtissin saßen, wie ers befahl, da boten sie in ihrer beschämten Hungrigkeit den Stoff zur frechsten Unterhaltung. Denn weil die Kavaliere, erbittert durch die Bewaffneten und argwöhnisch, wohin dies führen sollte, mit der Waffe zum Essen saßen, hielt keiner seinen Hohn zurück. Die Tafel mußte aufgehoben werden, ehe die Aebte zu mehr als zum Geruch der guten Speisen gekommen waren; und in der Nacht war Krieg im Kloster Maubuisson, während ein schweres Wetterleuchten auch fernen Donner hören ließ: die Kavaliere hielten Wache vor den Gemächern der Aebtis-

sin und die Bewaffneten beim Grafen Bossu und den Aebten.

Trotzdem schien der alte Herr am Morgen nicht unbefriedigt von seiner Visitation; man sah ihn früh spazieren in den Gärten, wie wenn er selber einer der Kavaliere wäre. Nur als er der Aebtissin ein Billett zuschickte, sie möchte sich für zehn Uhr bereit zur Abfahrt halten, und sie ihm wieder sagen ließ, daß sie sich schlecht befände und ruhen müsse, schien ihm der Park verleidet. Er gab die zornigsten Befehle, hieß seinen Wagen richten und sagte sich hartnäckig, wie alte Männer morgens sind, punkt zehn Uhr bei der Aebtissin an. Sie ließ ihn ein, zwar noch im Bett. Es war ein dick verhangener Morgen, weil das verschollene Gewitter seine Dünste herüber wälzte; ihr Bett stand hinten quer an der Wand, sie saß in Kissen aufgestützt prall in dem gelblich blassen Licht und sah wie eine Kranke aus. Er, der nicht zärtlich war wie gestern, weil ihn die launische Veränderung verdroß, sich auch nicht setzte und im Verdruß nicht merkte, daß sie nur um den Sanzay so böser Stimmung war — er wollte sie mit ihrem eigenen Schicksal schrecken: der König habe

schon gesprochen, ihr bliebe keine Wahl als Dijon oder zu den Reuerinnen nach Paris. Und mußte sie wahrhaftig für eine der sieben Todsünden halten, als sie — die doch nichts anderes brütete, als nach Paris zu kommen — sich häßlich lachend hintenüberwarf, die Hände auf der Brust gefaltet: Sie wolle Buße tun, sie hätte Sehnsucht nach den Reuerinnen. Und so mit Frechheit dabei verharrte, daß er sie mit dem Segen verlassen mußte, den sie sich kindlich geben ließ, den Kopf mit aufgelöstem Haar demütig vorgebeugt. Er war noch nicht mit seinen Aebten, von den Bewaffneten beschützt, durchs Tor gefahren, daran die Kavaliere rechts und links mit bloßer Waffe standen, als sie schon Botschaft an sie gab, das Kloster zu verlassen, was sie mit großem Umstand und frechen Witzen endlich taten. So lagen schon am Nachmittag die Gärten von Maubuisson verödet in der Silbersonne, die sich ein paarmal durch den Dunst arbeitete. Wenn nun noch eine Visitation gekommen wäre, sie hätte eine Stätte verdrossener Heiligkeit gefunden.

Als aber am dritten Tag danach die Häscher kamen aus Paris, die büßende Aebtissin

einzuholen, war sie schon wieder anderen Sinnes. So mochten sie im Namen des Königs und des Ordens am Klostertor anklopfen: es blieb verschlossen wie eine Himmelspforte. Und weil man wohl eine Ritterburg, doch nicht ein Nonnenkloster mit Krieg berennen kann, so lagerten die Häscher, die nicht für eine Kriegsfahrt eingerichtet waren, den ganzen Tag lang in den Wäldern um Maubuisson; bis sie am Morgen hungrig und kalt und naß von einer Regennacht die Mauern überkletterten und von den Flüchen heiliger Frauen überschüttet die Klosterräume stürmten, die d'Estrées mit Gewalt zu holen.

Und standen doch nach wenigen Minuten hilfloser da als vor dem Tor; denn die Aebtissin lag im Bett, und das war eine Festung, deren Mauern keiner von ihnen übersteigen durfte. Und ob sie erst darüber lachten, so wurden sie von selbst verdrießlich, als ihrer zwei abwechselnd das Bett bewachen mußten bis zum Abend, darin sich die d'Estrées für Wochen eingerichtet zu haben schien; zumal sie für den angespannten Hunger wenig zu essen fanden, wie wenn die Klosterfrauen zur Ehre Gottes statt durch Nahrung lebten. Da die

Aebtissin in solcher Lage unantastbar war und die Verwandtschaft mit dem König jeden schreckte, so sahen sich die armen Häscher schon gescholten und verhöhnt zu den Kameraden heimgekehrt. Doch weil seit Trojas Zeiten Belagerungen zur List aufreizen, so half auch hier ein lustiger Einfall noch zum raschen Ende.

Am anderen Morgen stand im Klosterhof ein breiter Bauernwagen; die kräftigsten der Häscher traten ehrfürchtig sich verneigend bei der Aebtissin ein und hoben sie mit Bett und Kissen unangerührt auf ihre Schultern. Weil sie nicht mehr aufspringen konnte, so legte sie sich lang zurück, die Hände auf der Brust gefaltet, wie eine Gottergebene. Es mochte auch wohl sein, daß sie es selber als eine Art Vergnügen empfand, so resolut aus ihrer verstockten Verzweiflung hinausgetragen zu werden: als sie mit ihrem Bett behutsam auf den Bauernwagen gehoben wurde, sahen die Häscher sie in den milden Himmel mit geschlossenen Augen schmerzlich lächeln wie eine Heilige. Sie konnten nur langsam fahren und mußten auf dem schmalen Waldweg zu zweien hintereinandergehen in einer langen Reihe, so

daß es aussah, wie wenn sie aus dem Kloster mit einer Leiche kämen. Doch gab es fortgesetzt so viel Gelächter, auch einigen Gesang, daß man wohl merkte: hier zog Angelica d'Estrées mit einem Schelmenstreich aus ihrem Maubuisson. So kam sie nach Paris, von vielem Volk belacht und angestaunt, auch wohl bedauert — fast hätte sich ein Aufruhr angesammelt, die Heilige zu befreien — und wurde mit dem Bett in ihre zugewiesene Zelle unangetastet hingestellt. In Maubuisson zog eine andere Angelica, die strenge Arnauld, ein aus Portroyal mit zwölf Novizen von ausprobierter Tugend; die säuberten mit Räucherkerzen und harten Rosenkränzen, darin sie die zurückgebliebenen Klosterfrauen einflochten, die Luft von dem Geruch der Kavaliere.

Die fanden unterdessen in Paris den Grafen Sanzay wieder, der nun beschämt die treue Liebe seiner Schwägerin erkannte, und wieviel Buße sie um ihn litt. Und weil er Grund zu glauben hatte, daß sich der König weniger dem Orden als seiner Gabrielle zuliebe so väterlich um Maubuisson bekümmerte, wobei er freilich seine Gunst verloren hatte, so fing er an, sich selber und dann die Kava-

liere zu einem Handstreich aufzureizen, von dem er der Angelica genaue Nachricht gab. Nach einem heißen Tag, wo jeder sich nach kühlen Wäldern und wasserreichen Gärten sehnte und eine dichtbewölkte Nacht auch keine Kühlung brachte, trat sie geheim geleitet auf die Straße, wo ein Wagen bewacht von vielen Reitern stand. Sie fanden das Stadttor schon geöffnet und ritten schweigend erst, danach mit wildem Jagdgeschrei durch eine kurze Sommernacht, bis sie frühmorgens aus den Wäldern in das verlorene Paradies von Maubuisson einbrachen, vom Gesang der Vögel und einem glühenden Morgenrot prachtvoll begrüßt.

Und unter den Augen der entsetzten Oberin beeilten sich die Klosterfrauen zum fröhlichen Empfang und halfen den Kavalieren, sich selber und ihre Pferde nach alter Gewohnheit einzuquartieren, so daß die Arnauld sich bald mit ihren treugebliebenen Novizen, es waren nur noch zehn, belagert fand in dem Kapitelsaal. Ob es nun aber kam, daß sich die Herren von dem wilden Ritt nicht aufgelegt befanden, staubig und müde waren, oder daß die Bernhardinerinnen, des heitern Spiels

entwöhnt, sich unschicklich benahmen: es wurde zwar ein wüster, doch kein schöner Tag daraus, was sie nach einem verdrießlichen Zank am Nachmittag der laut betenden Besatzung im Kapitelsaal zuschrieben. So packte der tolle Sanzay nach der ersten ganz mißglückten Nacht die gottesmutige Angelica bei ihren dünnen Schultern und tat sie, jenem roten Ordensbruder gleich, nur nicht mit einem Tritt, hinaus; was den Novizen, die, ungeübt in Männerhänden, nur angstvoll aufgerissene Augen machten, von den Kavalieren gleichfalls geschah.

Indessen sie draußen ihre zerdrückten Schleier niederließen und paarweis mit gefalteten Händen, von der Angelica geführt, nach Pontoise marschierten, wo sie bei Bürgerfrauen für ihre Not ein Obdach fanden, versammelte das ausgelassene Gelächter die andern unterm Maulbeerbaum, um so mit einem Frühstück das schöne Leben der vergangenen Zeiten wieder zu beginnen. Doch wollte es nicht kommen, an diesem Morgen nicht und auch nicht in den nächsten Tagen. Und weil die d'Estrées nach der Trennung in ihren Sanzay ganz vergessen war mit jener Wut, die

Frauen am Schlusse der Liebe zu befallen pflegt, so mochten sich die Tage herrlich heben über Maubuisson: man sah kein Pärchen mehr im Schatten einer Goldweide angeln; auch amoreuse Bücher noch zu lesen, fand keiner Zeit, und was das braune Wasser der stillen Teiche spiegelte, das wollte sich zu keinem Gobelin verwirken, so hitzig fielen die Gruppen auseinander.

So war das Paradies verloren, bevor die Schützen kamen; ein ganzes Heer, die beiden Angeliken noch einmal auszutauschen. Das wurde ein scharfes Spiel, beinahe ein kleiner Krieg; und einen Tag lang wurde um Maubuisson geschossen, wie wenn es wirklich eine Festung wäre. Doch als die Nacht einfiel mit einem schweren Sturm und Regen, da sahen die Kavaliere, daß sie, von solcher Uebermacht umstellt, den zweiten Tag nicht mehr behaupten konnten. Und weil der Sanzay eine geheime Poterne von der d'Estrées erfuhr, entwichen sie mit allen Klosterfrauen, den Köchen und dem Pförtner in der Nacht.

Sodaß die Schützen, am andern Morgen vergeblich eine Verteidigung erwartend, endlich das Tor einschlugen und niemand fan=

den, in den Gärten und in den Zellen nicht, als ganz zuletzt, in einem Gaden zwischen Feldgeräten eingeklemmt, eine betrunkene Klosterfrau im arg beschmutzten weißen Ordenskleid. Als sie den Flüchtling aus dem Gerümpel ziehen wollten, passierte es, daß die Kutte auseinanderriß, wobei jedoch der Schützen keiner auf seine Kosten kam, indem die betrunkene Novize sich als der Beichtiger entpuppte. Von den andern wurden ein paar Klosterfrauen danach noch eingefangen; die d'Estrées selber fand man nicht mehr, auch ein paar Jahre lang den Sanzay nicht. Und wer vom Hof dabei gewesen war, das ließ man ununtersucht.

Am Abend dieses Tages aber zog mit ihren zehn Novizen, von Reisigen begleitet, die jeder in der Rechten ihr blankes Schwert und in der Linken eine Fackel trugen, die heilige Angelica Arnauld zum zweiten Male in diese Gärten ein, die nun für immer dem groben Klosterdienst geweiht und für das himmlische Jerusalem verloren waren, sodaß es keiner Mauern mehr bedurfte, sie von der armen Erdenwelt zu trennen.

Die Briefe der Erzherzogin

Im November 1786 geschah zu Koblenz auf der Ponte eine Verrichtung, die zwar zur menschlichen Notdurft gehört, diesmal aber durch einen örtlichen Mißstand zum Anlaß eines politischen Handels wurde, der einen kurtrierschen Hofkriegsrat und einen Herzog, einen Kurfürsten des Deutschen Reiches samt dem Kaiser in hitzige Bewegung brachte und einen Bürgerkrieg veranlaßt hätte, wenn eine Erzherzogin nicht tapfer genug gewesen wäre, zwei delikate Briefe zu schreiben.

Der Täter kam rheinab in einem schlanken Reisewagen, der von vier Pferden gezogen durch den nassen Novembermorgen rasch auf die Brücke rollte. Sowie die grünlackierten Räder in den Hebeböcken standen, entsprang dem Schlag ein hochgewachsener Mann, der trotz des frostigen Nebelregens seinen Reiserock aufknöpfte und mit steifen Gliedern hin- und wiederschreitend in allem das Benehmen eines Menschen zeigte, der in der langen Wagenfahrt Bewegung und die frische Luft ent-

behrt hat. Außerdem mochte ihm ein anderes dringlich geworden sein; denn sie waren kaum so weit im Strom, daß der Ehrenbreitstein im Dunst verblaßte, als er mit einem raschen Blick über die Ponte, die außer zwei Fährleuten und dem Kutscher keinen Menschen zeigte, gleichsam hinter einem starken Gedanken her gegen das Geländer ging, gerade dahin, wo das kurtriersche Schilderhaus eine Ecke machte. Da blieb er stehen mit gesenktem Kopf, wie wenn er über den Geschmack der Deutschen sich verwunderte: allerorten, selbst auf der Ponte solch ein gestreiftes Schneckenhaus zu haben. Er konnte nicht vermuten, daß innen ein kurtrierscher Posten im Stehen geschlafen hatte, jetzt aber aufgeweckt, rasch wie ein böser Käfer herauskam und ihm hinterrücks den Hut vom Nacken raffte, wie es bei solchen Vergehen Brauch im Heere war. Er wollte, zornig umgewandt, dem kleinen Kerl den Hut entreißen, der aber hielt seine Waffe vor und erklärte ihn gleich als gefangen.

Der Fremde hätte sich aus solcher Gefangenschaft leichthin befreien können, zumal sein Kutscher gleich mit dem Peitschenstiel dazu trat und auch die Fährleute, Vater und Sohn,

in Erwartung eines silbernen Trinkgeldes nicht übel Lust bezeugten, mit ihren kupferfarbenen Fäusten etwas herauszugeben, wenn sie nicht auf einer Ponte und mitten im Strom gewesen wären. So hob der Soldat, verdrießlich durch die Kälte und den Morgenschlaf, und heimtückisch nach dem gelben Peitschenstiel hinschielend, sein Gewehr und tat einen Schuß in den Himmel, dessen Schall zwar aufgesogen wurde von der nassen Luft, dennoch am Koblenzer Ufer seine Wirkung tat.

Denn als sie dort nach wenigen Minuten, während der Soldat mit vorgehaltenem Bajonett dagestanden hatte, kettenrasselnd an die Landungsbrücke stießen, war die kurtriersche Wachmannschaft angetreten mit schußbereiten Waffen, die sich rasch auf die Brust des Fremden richteten. Dem mochte so viel Kriegsgerät um einen Hut unnötig scheinen; er wollte, wie es Brauch bei allen Heeren war, ihn gutwillig mit einem Gulden lösen. Aber der Wachthabende, ein junger Fähnrich, der durch den Schuß nun einmal auf gefährliche Dinge vorbereitet und deshalb nicht geneigt war, von seiner kriegerischen Haltung um einen dargereichten Gulden

abzulassen, hörte kurz den Tatbericht, worauf er mit sehr strenger Miene den konfiszierten Hut zu Händen nahm und den Bloßköpfigen, durch die Soldaten wohl bedeckt, zur Hauptwache abführen ließ; wohin der Knecht ihm mit den Pferden an der Hand kaltblütig durch den Haufen der spöttisch angeregten Bürger folgte.

Da wurde umständlich ein Bote abgefertigt, auf dessen Rückkehr der Fremde unwillig, dann mit gefaßter Haltung wartete, während seine Pferde, auf der Straße von dem Knecht geführt, den schlanken Wagen auf und nieder fuhren. Nach einer Stunde etwa kam ein Schreiber in einem grünen Rock, der vor dem Fremden, den er nicht einmal begrüßte, ein Papier auflegte und mit der Feder in der Hand nach Stand und Namen fragte. Dem waren unterdessen die Aederchen um seine Augen angeschwollen, er wischte mit der flachen Hand Papier und Tinte glatt vom Tisch und verlangte mit einer Stimme, die zum Befehl geübt schien, daß man ihn endlich seines Weges lasse; worauf er vor dem erschrokkenen Schreiber hinaus und zu dem Wagen schritt, an dem sein Kutscher, wie wenn

er das nicht anders erwartet hätte, den Schlag schon offen hielt. Er hatte aber seinen Stiefel noch nicht auf den Tritt gestellt, als die Soldaten, von der kriegerischen Stimme des jungen Wachthabenden kommandiert, ihn umringten und unverzüglich nach dem Stockhaus führten, wo er zu peinlichem Verfahren eingelocht, der Knecht mit seinem Wagen einer Herberge übergeben wurde.

So war von Anfang an sein Auftreten mehr als sein Vergehen das Aergernis und blieb es auch vor den Hofkriegsräten, als er am dritten Mittag zwischen den Bajonetten in einen Saal geleitet wurde, wo hinter einem tuchbehangenen Tisch, auf dem ein beinernes Kruzifix stand, die alten Herren in grünen Röcken saßen. An einem Fenstertisch saß auch der grüne Schreiber und wartete, daß nun der Fremde Stand und Namen nennen müsse. Der war im Stockhaus nicht fügsamer geworden und hatte eine Art, aus seinem Lattenverschlag heraus die Worte mit verächtlichen Handbewegungen hinzuwerfen: Solange ihm nicht bewiesen wäre, daß man ihn gesetzlich ins Stockhaus getan habe, käme er sich vor wie unter Wegelagerer gefallen.

Worauf der weißhaarige Präsident ein Gesicht wie Rotkohl bekam und eine Rede tat, die einem andern als dem Fremden doch wohl den Mut gedämpft hätte: Er stände hier vor einem kurfürstlichen Hofkriegsrat, dem er Gehorsam und Ehrfurcht leisten müsse, sofern ihm nicht wie einem Straßenräuber der kürzeste Prozeß zu machen sei.

Warum ein kurfürstlicher Hofkriegsrat denn nicht den Lösegulden nähme und ihn mit seinem Hut des Weges lasse?

Weil sichs um mehr als ein Vergehen handle, angesichts der Schildwache verübt und nach dem Heeresbrauch mit der Wegnahme des Hutes gestraft, um mehr auch als die fortgesetzte Widersetzlichkeit gegen einen kurfürstlichen Hofkriegsrat, vielmehr um eine Verhöhnung des kurtrierschen Militärs, gleichsam um eine sinnbildliche Handlung, die ein peinliches Unglück der kurfürstlichen Armee verspotten sollte.

Der Fremde, dem allerlei Teufel um die schwarzen, sauber rasierten Mundwinkel hingen, fragte, indem er wie zum Scherz mit seiner großen Hand so kräftig in die Latten des Verschlages griff, daß eine davon krach-

te: ob es einem Hofkriegsrat zu sagen nicht beliebe, welcher Art dies kurtriersche Soldatenunglück gewesen sei?

Worauf der Präsident verdutzt an seinen Räten vorbeisah, die nacheinander die Köpfe schüttelten. In seltsamer Verlegenheit diktierte er sodann dem Schreiber ein Protokoll, wonach das Verhör wegen Frechheit des Beklagten zu vertagen wäre. Hierauf wurde der aus seinem Lattenverschlag herausgelassen und zwischen Bajonetten zurückgebracht ins Stockhaus.

Das peinliche Unglück der kurtrierschen Armee hatte im Jahr vorher den folgenden Verlauf genommen: Zu einem raschen Feldzug ausgerückt, um den Oraniern das heilkräftige Bad Selters zu entreißen, waren die Trierer von einem frühen Winter grausam überfallen worden, sodaß sie, die an einem blauen Oktobermorgen in leichten Kleidern unter vieler Musik und starkem Fahnenschwenken über den schimmernden Rhein gefahren waren, an einem grimmig kalten Novemberabend in Kopftücher, Mäntel und Frauenkleider jeder Herkunft verpackt, verdrießlich und verfroren in ihre Quartiere

zurückschlichen. Seitdem ging bei den spöttischen Koblenzern und weit herum am Rhein unter Anspielungen schlimmer Art die üble Rede: den Kurtrierern sei in diesem Feldzug etwas Wesentliches erfroren.

So waren die Hofkriegsräte gerade da empfindlich, wo er sich bei dem Schilderhaus vergangen hatte; und weil er sich in den folgenden Verhören nicht ehrfürchtiger benahm, vielmehr mit Reden kam, die in verfänglicher Weise auf jenes Unglück deuteten — ob die kurtrierschen Schildwachen so frostempfindlich wären, daß es ihnen gestattet sei, vor jedem Wind ins Schilderhaus zu kriechen? verloren die Hofkriegsräte alle Kaltblütigkeit und es fehlte nicht an Stimmen, die ihm zum Hut auch kurzerhand den frechen Kopf abnehmen wollten.

Nur hätte man schon um der Akten willen gern gewußt, wessen Kopf der kurtrierschen Obrigkeit derart verfallen war; der Fremde aber verweigerte hartnäckig Stand wie Namen. Indem man anfing, danach zu forschen, kamen in den allzurasch begonnenen Prozeß sehr bald Bedenken und Nachrichten

schlimmer Art. Es dauerte nicht lange, so wußte man, daß der Gefangene von Herkunft Mantuaner und ein Graf Terzi de Sissa wäre, der Oberst eines kaiserlichen Regiments von drei Bataillonen, deren jedes stärker war als die beleidigte Armee. Auch war die Vorliebe des Kaisers für den Grafen in Koblenz nicht unbekannt, und als nach einigen Wochen die Nachfragen aus Wien anfingen nach dem Obersten, der auf einer Sendung zur kaiserlichen Schwester Marie Christine, Statthalterin der Niederlande, in der Gegend von Koblenz verschollen wäre: da gab es für den Fremden im Stockhaus keine Verhöre mehr, wohl aber für den Hofkriegsrat betrübliche Geheimversammlungen, wobei die voreilige Schildwache mitsamt dem Fähnrich grob angefahren wurde. Den Grafen zu verurteilen, wenn auch nicht gleich zum Tode, wie die Hitzigsten anfänglich gewollt hatten, so doch zu einer Strafe, die seine lange Vorhaft rechtfertigte, dazu war ihnen das Temperament Josefs II. zu wohl bekannt; ihn freizugeben, das hätte sie am Rhein in Lächerlichkeit gebracht, soweit man mit verhaltener Lustigkeit auf den Ausgang dieses seltsamen Handels lauerte.

So verfielen die bedrängten Herren auf einen Ausweg, der garnicht übel berechnet war. Sie eröffneten dem Knecht des Grafen insgeheim: sein Herr habe sich zwar gröblich gegen die kurtriersche Majestät vergangen und der Hofkriegsrat müsse zu schwerer Strafe kommen; doch wolle man ihn um seiner Reichsverdienste willen gnädigst entwischen lassen. Der Kutscher nahm auch die Gefängnisschlüssel, brachte sie jedoch am andern Morgen dem Präsidenten betrübt zurück: Sein Herr sei ganz benommen durch den gründlichen Ernst kurtrierscher Rechtspflege; er wolle sich der Aufsicht eines so gerechten Hofkriegsrates nicht voreilig entziehen und in Geduld den Spruch erwarten. So fiel mit einem bösen Krach das letzte Türchen zu, durch das die richterlichen Räte sich vor den rheinischen Spottmäulern hatten retten wollen. Und nun kam an den Kurfürsten Klemens Wenzeslaus ein kaiserliches Handschreiben, wodurch der Handel rasch zu einem politischen wurde; denn obgleich als Vetter dem Kaiser Josef II. verwandt, hatte sich der Kurfürst dessen Reformen oftmals widersetzt, und so war dieses Schreiben nicht

eben sparsam mit seinem Hohn. Klemens Wenzeslaus, der gerade sein neues Residenzschloß baute und überhaupt nicht ohne Gefahr gestört werden durfte, wurde gleich aufs äußerste gereizt und gab den Hofkriegsräten zornigen Bescheid, den Grafen seines Weges zu lassen! Dagegen gaben die in einer juristisch gewundenen Schrift die Unmöglichkeit zurück, in dieser Zeit, da aus Frankreich allerhand bedrohliche Gerüchte kämen, ein kurtriersches Gericht und also eine kurtriersche Obrigkeit dem Gelächter eines Volkes preiszugeben, das längst schon den göttlichen Ursprung aller weltlichen Autorität bezweifle. Es gab durch viele Tage ein Hin- und Hergeschreibe, Sitzungen, Kommissionen und Gutachten: es schien als sollte das kurtriersche Regierungswerk über dem konfiszierten Hut des Grafen zusammenstürzen. Schließlich sandte der Kurfürst, der nun schon mit in diese Zwickmühle geraten war, seinen Geheimrat Metternich zum Grafen, der ihm noch einmal um aller Autorität der Welt willen und sehr verbindlich zuredete, zu entfliehen.

Der Graf war gegen ihn wie ein feiner Weltmann zum andern; er versicherte ihn und

den Kurfürsten seiner Ergebenheit, aber als kaiserlicher Gesandter könne er nicht einem Gericht, das unter kaiserlicher Hoheit stände, davonlaufen.

Nachdem beinahe jede Post ein Handschreiben des Kaisers gebracht hatte, worin die Freilassung des Grafen gebieterisch gefordert wurde, war das letzte in einem Ton gehalten, wie wenn der Einmarsch der kaiserlichen Armee bevorstünde. Der Hofkriegsrat wäre längst bereit gewesen, den ungebärdigen Grafen auf jede Weise zu entlassen; aber nun war der Kurfürst, durch den Ton des Kaisers aufs äußerste verstimmt, in eine Hartnäckigkeit verfallen, die von keiner Freilassung hören wollte und ein schlimmes Ende dieses rasch begonnenen Handels befürchten ließ. Zum Glück besaß er in dem Geheimrat Metternich einen Mann, der die Diplomatie als ein Kunstspiel behandelte, worin ein paar Frauenhände die Trümpfe halten müssen. Diesmal gehörten sie der Statthalterin der Niederlande, Marie Christine, der eigensinnigen Schwester ihres eigensinnigen Bruders Josef II.

Metternich schrieb insgeheim an ihren Ge-

mahl, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen (den Gründer der sogenannten „Albertina") der ein Bruder des Kurfürsten Klemens Wenzeslaus war, eine ausführliche Darlegung des Streites und seiner peinlichen Ursache: Er möge, um der Ruhe des genugsam bedrohten Deutschen Reiches willen, auf seine Gemahlin einwirken, daß sie den ihr nicht unbekannten Grafen Terzi von seinem Starrsinn abbringe. Der Herzog, der als Prinz-Gemahl nicht sonderlichen Mut bei seiner Gattin hatte, mußte eine milde Stimmung abwarten, ehe er mit einem solchen Anliegen vor sie kommen durfte. Es war eine gute Dämmerstunde, als er mit dem Brief des Geheimrats zu ihr ging; und obwohl sie zunächst argwöhnte, daß er gegen ihr Verbot doch wieder mit der Handzeichnung eines alten Meisters käme, blieb sie gemächlich auf dem Polster liegen und erlaubte ihm, zwar etwas befremdet, auch wohl ein wenig lüstern, die Kammerfrau hinauszusenden. Nun war ihm, der solche Umständlichkeiten machte, um Zeit zu gewinnen, der Brief zwar eine Erleichterung seines kitzligen Auftrages, aber er wand sich doch so lange um das eigentliche

Verbrechen herum, daß es schließlich wie der wohlüberlegte Witz am Schluß einer lustigen Erzählung herauskam. Worauf die Erzherzogin, die ebenso launisch wie zu tollen Lustigkeiten geneigt war, in ein Vergnügen sondergleichen geriet und, manches unbeholfene Wort der Beichte unter hellem Gelächter vielmals wiederholend, ihrem Gemahl versprach, diesmal die kurtrierschen und österreichischen Staaten trotz eines so außerordentlichen Anlasses vor einem Bürgerkrieg zu bewahren und den anscheinend sehr bequemen Grafen aus seinem Winterschlaf im Stockhaus zu bringen.

Da sie gleich ihrem kaiserlichen Bruder raschen Geistes und voll Einfall war, eine Erbschaft ihrer Mutter Maria Theresia, ging schon am andern Tag ein Reiter mit Briefen nach Koblenz ab, von denen der an den geistlichen Kurfürsten zu Trier, ihren Schwager, nach allerlei verbindlichen Anspielungen eine damals viel erzählte Geschichte folgendermaßen wiedergab: Ich weiß nicht, ob Ew. Liebden von jener Damengesellschaft der gelehrten Friederike Brun Kenntnis genommen haben, wo deren Vater, Ew. Liebden Amts-

genosse Münter, ketzerischer Bischof auf Seeland, sich ohne Bosheit arg betrug; sonst möchte ich sie wohl zugunsten meines Schützlings hier erzählen, sofern es mir als einem Frauenzimmer verstattet ist, die nötigen Ausdrücke aufs Papier zu geben. Ew. Liebden werden die geistreichen Schriften der Friederike Brun so wenig kennen, wie die gelehrten Betrachtungen ihres Vaters, aber nicht unbekannt sein mit jenen Geistern, die schon bei der Suppe in die Fragen der Menschheit geraten und nachher bei den Früchten den Weg aus dem tiefgründigen Altertum nicht wieder zurückfinden. So war auch jener Herr von Seeland über dem Mahl und einigen guten Weinen tief in die Mysterien von Samothrake versunken, und als seine Tochter und Gastgeberin die Geladenen zum Kaffee in das Lusthaus des Gartens bat, war er in diesem nach langer Sitzung erlösenden Auszug der Hintermann, den nichts mehr an die Sinnenwelt fesselte als einzig die Empfindung, sehr viel Flüssigkeit im Leibe zu haben. Als sich vor ihm eine schöne Platane erhob, tat er sich keinen Zwang mehr an, den Ueberfluß laufen zu lassen — zum Entsetzen aller

Damen; denn gemalt war die Platane, dahinter er sich verborgen glaubte, gemalt so wie der ganze Garten mit dem Lusthaus. Nicht anders mag jener tapfere Graf Terzi in das Verbrechen gegen Ew. Liebden kurfürstliche Hoheit geraten sein; ich glaube nicht, daß ihn nach einer langen Wagenfahrt Ew. Liebden kurtriersche Landesfarben noch erst zu reizen brauchten. Wenn übrigens besagte Landesfarben auch gelitten haben sollten, was bei dem Regenwetter nicht wahrscheinlich ist: ich glaube nicht, daß Ew. Liebden und des kurtrierschen Fürstentums Bestand im Ernst solcherart gefährdet werden kann, sonst möchte ich wohl raten, schon der Hunde wegen die Landesfarben an den Schilderhäusern und Grenzpfählen auszulöschen.

Dem Grafen Terzi de Sissa aber schrieb sie ein Billett wie folgt: Ich höre, daß Sie auf eine ebenso eigentümliche wie unpassende Art einen Krieg gegen die kurtrierschen Landesfarben begonnen haben. Weil dabei aber keine Schlacht, nur ein Hut zu verlieren ist, möchte ich wohl raten und auch bitten, die Waffen diesmal einzustecken und davonzulaufen. Was soll das für ein Krieg sein, wo Eure drei Ba-

taillone derartig gegen das kurtriersche Fürstentum gezogen kämen! Im übrigen verlangt mich sehr zu spüren, was Euer Herr, mein kaiserlicher Bruder, Euch für mich aufgegeben hat.

Nach diesem nicht unbedenklichen Billett blieb dem Grafen Terzi de Sissa, der sich unterdessen im Stockhaus für einen langen Aufenthalt eingerichtet hatte, nur die Pflicht, die Erzherzogin vor der weiteren Verfolgung eines so delikaten Briefwechsels zu bewahren. Er ließ also den Hofkriegsräten durch ein nicht eben heimliches Laufschreiben sagen, daß man zum selben Abend alles für seine Flucht vorbereiten und ihm den Geheimrat Metternich als Führer zusenden möge, damit er ihrer scharfen Obhut entginge. Metternich, der wie ein guter Spieler nur Trumpf zu ziehen pflegte, wenn er der andern Stiche sicher war, hatte in guter Erwartung den Kutscher mit dem Wagen des Grafen schon vorausgesandt nach Andernach, wo das kurtriersche Fürstentum zu Ende war. Er selber fuhr zum Abend am Stockhaus vor, der kurfürstliche Leibdiener sprang vom Bock und half dem Fremden, der schon seit einer Viertelstunde reisefertig in

dem Hof hin und her gegangen war, in den Wagen; und so ging endlich diese Flucht vonstatten, worauf der oberste Gerichtshof des Landes samt einer neugierigen Bürgerschaft seit Monaten gewartet hatte, der Hofkriegsrat mit Ungeduld und auch Verzweiflung, die Bürger mit einer immer größeren Lustigkeit, die am andern Morgen wie ein helles Strohfeuer durch die Rheinstraßen sprang und noch nach Jahren wieder zu brennen anfing, wenn ein Schalk in die Asche seiner heiteren Erinnerung blies.

Der Student aus Salzburg

Es war ein schwarzer boshafter Kerl, der eines Nachmittags im Park von Sanssouci herumstrich. Er wartete den König ab und als er seine Windhunde hörte, die den Alten wie das Spiel seiner hitzigen Gedanken umsprangen, versank er eilig in den Anblick eines Wasserbeckens, um erst wieder aufzuschrecken, als er den Schritt des Königs hinter sich nicht länger überhören durfte. Dann riß er seinen Hut herunter und brauchte kaum noch die Verlegenheit zu heucheln, weil es ihm doch nun hitzig war, dem König standzuhalten. Der sah ihm gleich den Bittsteller an und winkte mit dem Stock unwillig ab. Nur als er schon vorbeigehumpelt war mit seinem steifen Rücken, sodaß der Schwarze, aus seiner schiefen Verbeugung seitwärts äugend das schmerzliche Profil des vorgestreckten Kopfes sah, darin das Auge wie bei einem Vogel kreisrund in den dünn angespannten Hautfalten saß, da wandte er sich seitwärts nach ihm um und fragte, recht wie ein geplagter Mann nach einer Abwechslung sucht:

Student?

Ja Majestät.

Und Theolog in Halle?

In Frankfurt, Majestät. Die Hallenser sind Pietisten.

Er wußte, was er wagte und beugte rasch den Kopf, als ihn ein Blick des Alten mißtrauisch überflog:

Und Er ist Freigeist?

Soweit ein Theologe dem Vorbild Eurer Majestät nacheifern kann.

Was weiß Er denn von mir?

Das war schon keine Frage des Königs mehr, es klang, wie einer brummend nach einer Fliege schlägt. Doch schlug er damit nur dem Salzburger in sein frechgestelltes Netz:

Ich lese die Schriften Eurer Majestät.

Die werden ihm zum Predigen nichts nützen können, zumal in Oesterreich.

Ich wäre trotzdem glücklich, wenn ich die Bücher bei meiner Rückkehr behalten könnte.

Wer will ihm das verwehren?

In Wien die Jesuiten bei der Zensur.

Die würden wagen, meine Schriften —? Der König stellte die Füße breit und hob den Krückstock wie einen Tambourstab, als ob er

einen Zorn in Scherz umdrehen müßte. Auch sah er jetzt den schwarzen Kerl aus Salzburg prüfend an, wie wenn er Schliche witterte:

Nun wohl, wenn Er die Schriften so fleißig gelesen hat, wie Er mir sagt, braucht Er die Bücher zum Predigen nachher nicht mehr.

So brauchten Majestät auch keinen Rabelais.

Das war sehr dreist von dem Studenten und richtig stellte der König auch seinen Krückstock in den Sand, wie wenn er nun ein Punktum machen müsse:

Was will Er denn von mir?

Mein Studium ist fertig; ich möchte, daß ich die Bücher Eurer Majestät trotz der Zensur behalten könnte.

So braucht Er nur zu sagen, daß es die Schriften des Preußenkönigs sind.

Das wird bei der Zensur in Wien das Gegenteil ausrichten, Majestät.

Der König gab dem Windspiel, das sich in seinen Stock verbeißen wollte, einen Klapps auf die vorlaute Schnauze; fast schien es, daß er zornig würde auf die Belästigung. Doch saß der listige Stich des Salzburgers zu sicher. Wie wenn noch einer von den scharfen Scher-

zen der Tafelrunde übriggeblieben wäre, so klopfte er nach einer Pause dem Theologen mit seiner Stockspitze auf die breiten Schultern.

Sieht Er den langen Schatten von seiner kurzgewachsenen Figur im Kies? Der wächst und dreht sich, wie die Sonne läuft. Ich könnte diesen Herren in Wien noch einmal das Sonnenlicht verändern. Wann reist Er?

Morgen, wenn Majestät befehlen.

Die Antwort war zu deutlich, der Alte mußte merken, daß dieser Salzburger ein dreister Schlingel war; doch war die Leidenschaft nun einmal angeregt, noch einen scherzhaften Feldzug anzutreten nach dieser Seite, die ihn sein ganzes Leben lang so schwer beschäftigt hatte:

Das macht sich gut, weil morgen mein Kurier abgeht nach Wien, an den Gesandten. Zeig Er die Schriften vor bei der Zensur und sage Er, der Preußenkönig habe sie ihm selber geschenkt.

Das wäre eine Lüge, Majestät.

Die liegt in seinem Handwerk.

Er war schon wieder brummig geworden; auch fuhr ihm gerade ein böser Schmerz das

Bein entlang; denn er strich sich gebückt das Knie. Doch zog der Theologe witzig die Amtswürde auf:

Mein Handwerk ist: zu glauben, was wir nicht wissen können; dies aber weiß ich sicher, daß es nicht wahr ist —

Er ist ein Teufelskerl mit seinem Handwerk und soll die Bücher haben. Geh Er hinauf und melde Er seine Wohnung an; das andere wird sich finden. Nur wenn Er denen in Salzburg das Evangelium vorpredigt, daß Er mich nicht zitiert; es möchte sein, daß ich nicht auf die Kanzel paßte.

Die lange Rede nahm ihm den Atem; er mußte husten und wurde rot dabei:

Wie sagt ihr Salzburger, wenn ihr euch endlich empfehlen wollt?

Behüt di Gott, Majestät.

Behüt di Gott und gute Reise!

Er rief den Hunden und spazierte, steif im Rücken und mit schweren Beinen nach rechts in die geschorenen Heckenwände. Bei der Wendung sah er den Studenten noch immer wartend stehn:

Zum Teufel, warum geht Er nicht?

Wenn mir die Jesuiten aber doch die Bücher konfiszieren?

Dann sag Er denen gleichfalls: Behüt di Gott und melde sich bei dem Gesandten. Jetzt aber marsch!

Doch wartete er den Marschbefehl nicht weiter ab und war für den Studenten nun wirklich in den Hecken verschwunden. Der hörte ihn noch mit den Hunden schelten, wie wenn ihn etwas an der Sache ernsthaft geärgert hätte. Er wischte sich den Schweiß von seiner strapazierten Stirn und lächelte, wie nur ein Theologe aus Salzburg lächeln kann. Es waren nicht die Bücher des Preußenkönigs allein, die er bei diesem Handel gewinnen wollte und er nahm sich vor, am Abend seinen Abschied nicht nur mit einer Flasche Ungarwein zu feiern.

Als er nach einer Woche in Wien als ein ertappter Schmuggler vor der Zensur so ziemlich alle verfolgten Schriften der Aufklärung ausgebreitet hatte, auch solche, die den Untertanen in Preußen nicht weniger als anderswo verboten waren, da ließ er alles de-

mütig konfiszieren, bis sie zuletzt die Bücher des verhaßten Preußenkönigs fanden. Er gönnte dem verschlissenen Jesuitenpater auch noch die Freude, die Bände mit seinen dünnen Greisenhänden herumzuzeigen, bevor er endlich mit gut gespielter Schüchternheit bemerkte: Sie wären ihm vom Preußenkönig selber geschenkt.

Da übersprang der Grimm die alt dressierte Klugheit dieser Herren: Der Ketzerkönig habe sich zwar Schlesien angeeignet, solange das die Langmut der gläubigen Fürsten in Europa noch gestatten wollte: in Wien könne ihm nicht einmal ein Student aus Salzburg helfen. Er solle sich nur freuen, daß er für seine Dreistigkeit, mit einer solchen Fracht von gottesleugnerischen Schriften hier anzukommen, nicht auch noch peinlich in Untersuchung genommen würde.

Der schwarze Salzburger schien betrübt, daß es ihm so mißlang mit seiner preußischen Ketzerei. Er empfahl sich rasch und keiner von den hämischen Herren merkte, wie sich in seiner Demut die Pfiffigkeit kaum noch versteckte, in seiner Rocktasche gleichsam den Preußenkönig zum Gesandten hinzutragen. Er

brauchte dort nur seinen Namen anzumelden, um schon wie eine Kriegsmacht Zutritt zu haben. Er wurde als eine solche auch nachher fortgeleitet, indem ein Diener der Gesandtschaft ihn als Gast des Königs von Preußen in einen Gasthof brachte mit der willkommenen Weisung, sich garnicht einzuschränken, auch mit den Weinen nicht zu sparen, sofern er als ein Diener Gottes dazu befähigt sei.

Es schien dem Salzburger nach der Armut seiner Frankfurter Studentenjahre keine Sünde, auch einmal aus der wienerischen Fülle des Erdendaseins die Tage voll zu schöpfen. So konnte dem besorgten Gesandten der Wirt „zum goldenen Schlüssel" melden, daß sich der Schützling seines Königs rasch einlebe, sofern bei seiner natürlichen Befähigung zur guten Lebensart das noch nötig sei. Er spielte Schach und Whist wie einer, er konnte auf der Geige vortrefflich musizieren, selbst auf der Zither, und war damit den andern Gästen die artigste Gesellschaft, soweit die nicht um ihrer Frauen willen mit bald geweckter Vorsicht den schwarzen und galanten Kerl abwehrten. Er schloß sich mit dem „goldenen Schlüssel" die guten Stunden auf, wie

wenn er eine Probepredigt der Lebenslust in lauter Taten ablegen sollte und schwamm so Tag für Tag und schließlich Wochen in Wiener Lustigkeit.

Unterdessen schlug der Diplomatenzirkel einen kuriosen Ring um seine Sache. Erst ging ein Läufer mit der Nachricht nach Berlin, daß die Zensur der Jesuiten tatsächlich die königlichen Werke in Konfiskation genommen hätte; danach blieb es in beiden Hauptstädten merkwürdig still; nur der Student in Wien war froh um jeden Tag. Daß seine Karte unerwartet zu Breslau ins Spiel der Mächte geworfen wurde, erfuhr er erst nach Wochen, als alle Stiche damit gewonnen waren. Eines Morgens erschienen da bei den Jesuiten zwei Soldaten mit einem Offizier und einem geheimen Sekretär, der den verdutzten Paters ein Dekret des Königs brachte, wonach die Bibliothek des Ordens bis auf Widerruf geschlossen und mit dem königlichen Stempel versiegelt werden müsse, der Tag und Nacht durch einen Posten von zwei Soldaten zu behüten und täglich einmal durch einen Offizier zu

inspizieren sei. Die Kosten der Versiegelung mit zwanzig Gulden, für die Soldaten täglich einen und für den Offizier zwei Gulden gingen auf Ordensrechnung und wären nötigenfalls zwangsweise einzutreiben.

Gründe wurden nicht kundgetan, und weil den Jesuiten von selber nichts einfiel, wodurch sie aus der Gnade des Königs gekommen wären, der ihre Niederlassung trotz allem Widerspruch der Konsistorien geduldet hatte, so traten schließlich zwei Ordensbrüder die ärgerliche Fahrt nach Potsdam an, um bei dem König in einer demütig erbetenen Audienz Gehör und Aufklärung zu finden. Doch schien es nicht, als ob dem König bei den Jesuiten die Aufklärung so eilig schiene. Er ließ sie dreizehn Tage warten, bevor sich endlich ein Stündchen für ihre Nöte fand. Dann empfing er sie, die sich auf königliche Ungewitter schwieriger Art mit aller Uebung ihres Ordens vorbereitet hatten, trotz seiner bittren Krankheit mit einer Flöte in der Hand so heller Laune, wie wenn die schwarzen Brüder als Lichtgestalten aus einem schmelzenden Adagio zu ihm hereingeschritten kämen: Ob ihnen die Reise trotz der Nässe gut be-

kommen wäre? Ob die Oderbrücke bei Glogau die Ueberschwemmung im Frühjahr recht überstanden hätte? Und was sie meinten, ob er die „Linden" zu Berlin verlängern sollte?

Die Jesuiten waren so beglückt von dieser unverhofften Wendung landesherrlicher Gunst, daß sie mit Munterkeit die Melodie der königlichen Laune begleiteten und ganz verdutzt dastanden, als sich der König unvermutet nach seinem Zimmer wandte und die mit einer Handbewegung kurzweg Entlassenen noch in der Tür beiläufig fragte: ob er in irgendeiner Sache ihres Ordens benötigt würde?

Ach so, Messieurs, die Bibliothek? Da müßt ihr euch bei meinem Gesandten in Wien erkundigen. Es ist nur eine Formalität im Spiel, die ihr leicht regeln könnt.

Von Breslau über Potsdam nach Wien zu fahren, das war der Umweg, den Friedrich für die Schlesier eingerichtet hatte; daß ihn die Jesuitenbrüder auch diesmal fahren mußten, war schon ein Grimm, doch daß sie dort und in der Hofburg ihrer Macht sich vor

dem preußischen Gesandten demütigen sollten: war königlicher Hohn.

Der Gesandte empfing sie harmlos wie sein König, er wüßte nichts; wenn ihm etwas die Stimmung in Sanssouci erklären könnte, so wäre es vielleicht bei der Zensur zu finden. Sie möchten sich bei ihren Brüdern in Wien nach dem Studenten aus Salzburg und seinen konfiszierten Büchern erkundigen. Da wurde den Jesuiten freilich rasch alles klar und schon am andern Tag erschienen sie zum zweiten Mal bei dem Gesandten mit dem Bericht, daß alle Schriften für den Studenten aus Salzburg freigegeben wären.

Der Gesandte hinkte ein wenig auf dem rechten Fuß, er setzte drum den linken beim Gehen weiter vor als sonst ein Schritt ist und zog den rechten nach. So sah es aus, als ob er irgendwie aus Rücksicht nur schleichen dürfte. Er ließ zuerst die Brüder sprechen, während er vom Schreibtisch an das Fenster und immer wieder an den Schreibtisch ging, um schließlich eine Mappe aufzugreifen, die er ganz nebensächlich den Abwartenden zureichte. Da sahen die Erstaunten, daß sie voll Rechnungen war vom „goldenen Schlüssel“,

sorgfältig nach dem Datum geordnet und wie das Tagebuch eines kostspieligen Lebenswandels mit allen Ueberraschungen der Wein- und Speisenkarte angefüllt. Doch kannten sie den Eisenkopf in Sanssouci und zögerten nicht einen Augenblick, auch diese Folgen der Zensur mit schweigender Verbindlichkeit zu übernehmen.

So kam der schwarze und vergnügte Kerl aus Salzburg am Nachmittag zu seinen Büchern und konnte dem Gesandten nicht einmal danken, wie er boshaft bemerkte: weil er nun doch nicht beim Preußenkönig, sondern bei den Jesuiten so fröhliche Wochen zu Gast gewesen wäre. Es hatte ihn ein wenig fett gemacht, sodaß er mit dem Ueberdruß zu gut ernährter Leute den Schlußbericht von dem Gesandten nicht ohne Spott hinnahm: Er habe sich nach Kräften bemüht, der Gastlichkeit entsprechend das Laster seiner natürlichen Bescheidenheit für einige Wochen abzulegen, doch fürchte er, an solchen Wohlstand durch kein Klosterleben gewöhnt, den rechten Maßstab noch verfehlt zu haben. Er könne somit nur auf einen späteren Fortgang hoffen, da er sich erst in seiner salzburgischen Heimat bei

schmälerer Kost von den Strapazen im „Goldenen Schlüssel" erholen müsse.

Der Gesandte zappelte ein wenig mit dem linken Fuß, wie wenn er wieder einmal den Weg von seinem Schreibtisch zum Fenster machen müsse; doch blieb er diesmal sitzen.

Es schiene ihm, als wäre der Student ein wenig dreist; doch dürfe er um des Ansehens willen, das seine Macht in Wien behaupten müsse, auch weiter auf die Sorgfalt der preußischen Regierung rechnen, die sie seiner zufälligen Person allein unmöglich widmen könnte. Er solle ihm darum die Adresse seiner Heimat hinterlassen und sich nach Möglichkeit auf kürzestem Weg dahin begeben; abwartend, ob sie ihm noch etwas zu berichten hätten.

Doch lächelte der königliche Gnadenschein, in den der Student aus Salzburg geschickt mit seiner Sache eingedrungen war, noch weiter auf seine dreiste Persönlichkeit. Der König sandte denselben Läufer, der ihm die Nachricht der bezahlten Rechnung brachte, über Breslau zurück mit dem Befehl, das königliche Siegel der Bibliothek sogleich zu lö-

sen, mit einem Brief, darin den Jesuiten noch einmal ihre Ohnmacht in dieser Sache mit königlichem Hohn bestätigt wurde:

Ihr wißt genau, daß Toleranz vonnöten ist, damit Europa Uns zugleich ertragen kann: Meinen Freigeist zu Sanssouci und Euch verzwickte Jünger Jesu. Hierin haben es Eure Brüder in Wien an jener Klugheit mangeln lassen, die doch das Sinnbild Eures Ordens ist. Ich wünsche nicht, daß der Student aus Salzburg als Leser Meiner Schriften davon den Nachteil hätte und erwarte bald eine Nachricht meines Gesandten, daß jenem die lange Hand der Ordensbrüderschaft in Wien zu einer guten Stellung verholfen hat. Ich werde mich — vergeßt das nicht — recht fleißig nach dem Wohlsein Meines Schützlings erkundigen, und bin somit, wie Ihr zu jeder Zeit erfahren habt,

Euer wohlaffektionierter König

Freigeist in Sanssouci.

Der Pfarrer Reuter

Der große Schinkel hatte den Stolzenfels noch nicht im mittelalterlichen Stil verbaut, sodaß noch keiner von Kapellen mit Eseln in den Schloßhof ritt, da lebte dort und war mit seinen Späßen weithin am Rhein bekannt der Pfarrer Johann Georg Reuter. Dem lagen einmal die Bauern der Gemeinde mit einem Regenbittgang in den Ohren. Nun war die Trockenheit zwar so, daß auf den Wegen der Staub wie Mehl geschüttet lag; doch hätte der Pfarrer gern der Winzer wegen die Traubenblüte abgewartet. Drum predigte er so lange christliche Geduld bis die Bauern keine mehr hatten, sich vor der Kirche zusammentaten und ohne ihn gegangen wären, wenn er nicht schimpfend auf ihren Unverstand die Führung übernommen hätte: Weil hoffentlich der Herrgott — wie er sagte — von Traubenblüte mehr verstände als vom Vieh.

Das mochte wohl ein Irrtum sein: Sie traten die Bittfahrt an bei Dunst und Sonne, doch fiel beim Rückweg ein Sturm und ein

Gewitter vom Kühkopf her so furchtbar in das Rheintal, wo der Wein schon in der ersten Stäube stand, daß sie wie nasse Mäuse — so klebten die Kleider an den Beinen — durch hochgeschwollene Bäche, an den Ruinen von Stolzenfels hinab das Dorf erreichten. Und wie sie bei den ersten Häusern auseinander laufen wollten, die schönste Blüte war verwaschen und es sah so recht nach wochenlangem Regen aus: da konnte der Pfarrer Reuter seinen Zorn nicht bei sich behalten und drohte mit der Faust und schrie sie an: Da hat er Reen! Planzt Kill! Freßt Kappes! Der Wein is im —

Das war nun kein besonderer Ort, an dem der Wein sich nach einer rheinischen Redensart befinden sollte, und unpassend wars von einem Priester im Ornat, ihn namentlich zu nennen. Es duftete ein Gerücht auch bald den Rhein hinunter, so übel an den Wirtsbänken von Koblenz sich verbreitend, daß dem Pfarrer eine Ladung vor ein erzbischöfliches Konsistorium davon wiederkam. Das wäre einem andern schlimm gewesen; der Reuter meinte, indem er mit dem Papier in Händen durchs Fenster in den Regen sah: das Kon-

sistorium könnte den Wein auch nicht wieder herausholen. Er machte bei dem Fährmann die Stunde der Abfahrt aus und ging nach einem guten Trunk zu Bett mit dem Gewissen, daß auch im Weinberg des Herrn mit sanften Reden nichts geschafft wird, besonders wenn er steinicht ist wie bei Kapellen.

Er lag in der Nacht noch wach, mit offenen Augen dem Regen lauschend, der draußen in Tonnen und Traufen seine Arbeit hatte, als es ihm war, wie wenn sich einer ums Haus hinschleiche. Er hörte weinen, stand schließlich auf und fand da einen Jungen von zwölf Jahren, der in der schwarzen Nacht die Tür und auch den Mut zu klopfen nicht hatte finden können. Der kam aus Waldesch, das zur Gemeinde des Pfarrers gehörte, und war so naß wie schmutzig; denn von dem armen Hunsrücksdorf zum Stolzenfels: das geht zwei Stunden weit und dreihundert Meter durch Wald hinunter auf Wegen, die noch heute beschwerlich sind und damals halsbrecherisch zu gehen waren. Da sollte der Pfarrer noch in der Nacht hinauf; denn mit dem Vater von dem Jungen, einem schlimmen schwarzen Kerl, war etwas passiert: Er hatte

— beim Wildern, wie der Reuter merkte — einen Sturz getan, und wollte nun mehr für seinen Leib als für die Seele Hilfe haben, weil er sich eine Ladung Schrot hineingeschossen hatte. Da hieß es schwere Stiefel und einen Mantel antun und wie ein Doktor sich mit dem Pflasterkasten rüsten; und dann am Stolzenfels hinauf durch Wald und Regen, über Wurzeln, Steine und durch Bäche mühsam im schwankenden Laternenlicht zur Höhe stapfen.

Doch saß dem Reuter sein freches Maul an einem Kerl, den nichts verdrießlich machen konnte, und den die Mühsal seiner Werkeltage versöhnte mit dem Sonntagskram. Als er den Kerl naß und verdreckt auf seiner Streu daliegen hatte — es war so schlimm nicht wie er dachte, nur ein mit Schrot zerschossenes Bein; und mehr die Angst, daß sie ihn fassen würden, hatte den Mann vermocht, ihn noch zu rufen: da wusch der Reuter ihm tüchtig seine Löcher aus und band sie zu mit Oel und Leinwand; und wusch ihm auch den schwarzen Kopf, daß er, ein großer starker Kerl, den armen Tieren

mit dem Gewehr so hinterlistig nach dem Leben trachte, wo es doch ausgemachtes Vorrecht der Herren sei, sich mit der Jagd an den Geschöpfen zu versündigen! Und plante im geheimen manches, wo er ihn wohl verstekken könnte noch in der Nacht, daß ihn die guten Nachbarn nicht verrieten mit Geschwätz. Und weils in jeder Hütte, mehr noch im Wald hier oben verdächtig war — er glaubte garnicht an den Sturz und fragte ihn erst tüchtig durch, ob er den Schuß des Försters nicht erwidert und mehr auf seiner Seele als im Schenkel hätte, vielleicht gar einen Mord — und weil er als ein Mann von fünfzig Jahren keinem traute, nur sich selber: ließ er den Jungen die Laterne wieder nehmen und leitete den Mann mit seinem Bein, recht wie ein Jüngling seine Liebste mehr trägt als führt, mit sich nach Haus: Er habe da im Schuppen viel Holz, im Sitzen gut zu spalten; auch fürchte er sich in der Nacht allein zum Stolzenfels hinunter.

Und gab der Frau genau Bescheid, und tappte sich so durch mit seinem Kerl, und schleifte ihn und ließ ihn rutschen an den schlimmsten Stellen und trug ihn von dem

letzten Abhang auf dem Rücken wie ein Kalb und kam noch vor der Dämmerung — das frühe Licht drang erst spät durch den Regen — im Pfarrhaus an und machte ihm im Schuppen aus Heu die Lagerstatt zurecht und ließ ihn trinken gegens Fieber, und kam so endlich mit dem ersten Sonnenrot, das durch die Nässe brach, ins Bett. Und war rechtschaffen müde und wollte wie ein guter Christ, die Hände auf der Brust gefaltet, gerade schlafen: als ihm das Konsistorium einfiel und daß der Fährmann anderer Passanten wegen, und weil auch Markt in Koblenz war, schon in der Frühe fahren wollte. Er kannte sich als einen Schläfer, der kein kleines Stück anfängt zu weben, stand also wieder auf und machte sich zu tun mit seiner Morgensuppe — weil er doch keine Dienstmagd hatte — und kam zwar müde, doch nicht verschlafen wie die andern im letzten Regen an das Ufer, nach der Gewohnheit gleich mit zwanzig Späßen, die diesmal auf den Wein und auf das Wetter gingen. Es sollte abgefahren werden, als ihm der Junge beifiel, daß der heimgehn und ihm den Alten verlassen könnte: so sprang er noch einmal hinauf, trotzdem der Fähr-

mann maulte, und weckte sich den müden kleinen Kerl, und kam noch eben mit der letzten Geduld des Fährmanns an.

Sie fuhren nicht allzuweit am Ufer hin; es war auch Weibervolk mit Körben in dem Kahn, und an der Königsbach gerade ein Gespräch im Gang von Labans biblischem Töchterhandel: da tat der Christian Noll, ein Kerl schon grau, mit einem Klumpfuß, und Müller auf der Schlucht bei Rhense, einen Fluch nach einem Wagen, der auf der Straße mit einem andern festgefahren war, und um den sein Knecht sich mit kurfürstlichen Soldaten heftig stritt. Der Fährmann wollte nicht, doch ließ der Noll nicht ab und auch der Pfarrer stand ihm bei, bis er zwar räsonierend ans Ufer hielt. Da war nun das Geschrei im Gang; der Weg zu schmal und durch den Regen bis in die Felsen aufgeweicht: so hatten sich die Wagen ineinander verfahren, wie sich zwei Hunde verbeißen. Und weil bei dem einen kurfürstliche Soldaten waren und noch dazu ein Mensch darin mit einer Mappe, der sich die Schuhe nicht schmutzig machen wollte, obwohl sie ihm die Pferde schon hinten an den Wagen spannten, ihn rückwärts loszu-

bringen: so wäre der Müllerknecht mit Säbeln längst verschlagen worden, wenn er nicht ein baumstarker Kerl gewesen wäre, der den Knechten von der Obrigkeit mehr antwortete als sie fragten, und lange schon gern mit seiner Peitsche drein gehauen hätte. Der Reuter wäre mit den andern im Kahn geblieben; doch sah er kaum einen Försterburschen bei den Soldaten, als er auch schon an dem Müller Noll vorbei mit wenigen Sprüngen die Böschung nahm. Er dachte, sie möchten nach Waldesch wollen, wo sie so früh noch nichts zu suchen hatten; und weil ihm selten etwas einfiel ohne Hand und Füße: so raffte er die Deichsel hoch, indem die andern an den Zügeln mit Schreien und mit Peitschen die Pferde trieben, wie wenn er fürchte, daß sie dabei zerbrochen würde; und tat sehr eifrig und schleppte sie nach vorn, sodaß ganz unbemerkt der Eisenbolzen, damit sie festgesteckt war, in eine tiefe Pfütze fiel. Er klopfte den Gäulen, die verschnaufend standen, auf die Hälse, grüßte den grünen Herrn im Wagen und wollte eilig in das Boot zurück.

Da war der Fährmann ihm aus Schabernack, vielleicht auch von den Weibern ge-

drängt, davon gefahren und trieb, weil hier die Strömung heftig war, schon weit hinunter. Darüber hätte der Reuter gern geflucht, wenns ihm als einem Pfarrer erlaubt gewesen wäre. Er rief ein paarmal durch die hohle Hand, mehr um den Aerger auszuschreien, als in der Hoffnung ihn anzuhalten. Sah dann noch einmal nach den Gäulen — die ihre Wagen nicht auseinanderbrachten, auch schien es, daß ein Rad zerbrochen war, nicht von dem Müller — und machte sich daran, den Weg zu laufen. Nun war die Straße damals noch nicht französisch und also schlecht im Stand; und weil er eilig war, so rutschte er einmal und trat ins gelbe Wasser der tiefen Räderspuren und war verdreckt mit Lehm bis in die Haare, als er, den Hut nach der Gewohnheit in der Hand, endlich ans Löhrtor kam.

Da spielte ihm sein Mißgeschick den letzten Streich, indem der Wachthabende ein kluger Knaster und zum erstenmal auf diesem Posten war. Dem schien ein Pfarrer, so mit Lehm beschmiert, verdächtig; und weils dem Reuter nicht gegeben war, breitspurig stillzuhalten, wozu ihm diesmal auch die Zeit mangelte: saß

er nach einigen spaßigen Redensarten, die den Knaster grimmig ärgerten, in der Wachtstube fest verwahrt. Er mußte ein paar Stunden dem Kartenspiel zusehen und wäre von da noch tiefer in die Mauern des Gerichts geraten, wenn er nicht auf der Hauptwache sein Papier hätte vorzeigen können, wonach er als der Pfarrer Reuter vors erzbischöfliche Konsistorium geladen war; um neun Uhr, es war aber schon halb elf. So gab man ihm einen Soldaten an die Hand, der ihn gegen elf ins Konsistorium einlieferte: wo ihn sein Mißgeschick sogleich verließ.

Denn weil die Herren nichts mehr zu rüffeln, auch sonst nichts zu regieren hatten, so war die Tagesordnung zu einer Flasche Wein gegangen und stand bereits der fünfte Punkt erledigt auf dem Tisch, auch dampfte es wie in der Schmiede, als der Soldat den Reuter in das Zimmer ließ. Da hätten sie nun nach dem Tatbestand und nach beliebter Weise Grund gehabt, der wachthabenden Behörde, die ihnen ihren Delinquenten so lange vorenthalten hatte, in einem scharfgefaßten Protokoll zu remonstrieren. Doch weil der Wein das Seine tat, auch alle noch in einem stillen

Gelächter waren über einen noch stilleren Witz: so ließ der Vorsitzende gnädiger Laune den Soldaten gehn und gab dem Reuter seinen Rüffel; mochte aber in seinem mit Weindunst arg beschwerten Kopf einen Gedanken haben, daß diese Abfertigung noch eine Folge haben müsse, und wies ihm einen Stuhl.

Da saß der Reuter, derweil sie tranken und blaue Wolken um ihn qualmten, und hing fast ineinander vor Müdigkeit und hatte von dem Laufen einen Durst wie nie im Leben; und dachte an seine Irrfahrt in der Nacht und wie die Herren ihn zu richten sich fett und witzig blähten beim Wein, nicht anders als die Baumwanzen an Wänden und an Stämmen mit ihren dicken Flügeln herumstolzieren.

Und war so recht wie eine Batterie voll Zorn geladen, als einer von den Vieren, ein dürrer Kerl, schon grau mit aufgeschnippter Nase, ihn gähnend fragte, indessen er die Beine unterm Tisch ausstreckte, gleichsam wie wenn der Reuter es noch besonders verdienen müsse, solcher Gesellschaft beizusitzen: Was gibt es Neues in Kapellen?

Was soll ein armes Dorf für Neuigkeiten machen! sagte der Reuter, und wie das geht,

so schoß ihm der Gedanke an Waldesch und vieles andere durch den Kopf; bis da mit einemmal — der Vorsitzende goß die Gläser voll und er saß immer noch im Durst dabei — ein Licht boshafter Art aufging: Ebbes Neues gibt es doch, fing er bescheiden an, und als sie ihre Köpfe herablassend nach ihm drehten, kniff er die dicken braunen Augen ein wenig zu: Fünf Kälber hat dem Noll sein Kuh geworfen!

Fünf Kälber? Macht kei Sach! ermahnte ihn der Dürre, der mit der Viehwirtschaft vertrauter schien: Eine Kuh hat nur vier Strich. Was soll das fünfte machen, wenn die andern trinken? So wurde die Sache den Herren der geistlichen Regierung wichtig; der Vorsitzende drehte sich förmlich mit seinem Stuhl nach ihm herum, vorsorglich noch das Weinglas greifend.

Da beugte sich der Reuter weit vor, indem er sich vertraulich flüsternd mit einer drastischen Handbewegung ins Konsistorium einschob, sein Geheimnis preiszugeben, und hatte ein verschmitztes Bauernlachen um den breiten Mund: Et sitzt dabei, wie ich.

Der verlorene Sarg

Wenn Tote reisen, brauchen sie Geleit wie Fürsten, weil sie zu vornehm sind, noch eine Hand zu rühren. Auch sind sie durch den Zinksarg behindert, in andere Wagen einzusteigen und müssen für sich allein die Reise tun. Das war schon damals so, als in Aschaffenburg der Graf von Ostein gestorben war und nach der Sitte seines Hauses zu Geisenheim im Rheingau bestattet werden sollte. Nur mußten sie den Sarg in einen Nachen setzen und den dem Schiff anbinden, darin ein trauerndes Gefolge ihn bis zum Erbbegräbnis begleiten sollte.

Sie fuhren in der Frühe den braunen Main hinunter und dachten, noch mit dem Abend in Geisenheim zu sein. Es waren drei Vettern von ihm, noch junge Leute mit einem Onkel, der als ein jüngerer Bruder des Verstorbenen im Leben nicht gut mit ihm gestanden hatte, auch sonst nicht recht gelitten war, weil er die Laster dieser Erde in allen Löchern liebte. Dazu die Kammerdiener und was sonst noch an Bedienten nötig ist, damit sich solche

Herren das Leben beschwerlich machen, das unsereinem nicht soviel Mühe bringt.

Der Main ist nirgend ein fröhlicher Fluß und bis er endlich bei Mainz aus Schilf und Binsen sein Wasser in den grünen Rheinstrom drängt, der eine andere Gangart und hellere Ufer hat: dehnen sich die Weiten um Hanau und Frankfurt endlos zum Horizont der fernen Taunusberge. Sie saßen erst sehr würdig und winkten nach den Trauernden zurück mit schwarzen Schleiertüchern, die ihnen von den Dienern bereit gehalten wurden. Dann aßen sie ein Frühstück, so gut das aus den mitgeführten Körben zu bereiten war. Und als die Sonne endlich durch den Nebel einen duffen Glanz und etwas Wärme sandte, da konnte der Onkel seinen Neffen schon ein Kunststück zeigen, aus einem Messingring und zwei Hornknöpfen die heilige Familie darzustellen, wie die sich auf der Flucht abwechselnd zusammenfand.

Sie waren gerade bei der scharfen Wendung des Mains vor Offenbach, wo sich zum erstenmal die fernen Türme von Frankfurt zeigen; und weil der eine von den Neffen dort ansässig war, ließ er schon übermütig die

freie Reichsstadt leben als ein neues Jerusalem. So kamen sie mit lauten Reden nach Offenbach, und roten Köpfen, die von der frühen Zecherei erhitzt kaum noch an ihren Nachen dachten, der mit dem Sarg unmerklich hinter ihnen schwamm und nur bei scharfen Wendungen das Seil straff aus dem Wasser hob. Die Sonne brannte auf ihren Pelz und wurde zum Mittag glühend auf den geharzten Bohlen, darauf die Neffen wieder schweigsam wurden, doch nicht vor Traurigkeit. Ihr Zeltdach gab zwar Schatten, doch hielt es auch die Dünste fest, und wie sie unter den steinernen Bögen der Frankfurter Brücke durchfuhren: da boten sie den spärlichen Passanten der Mittagszeit ein Stilleben, darin die Ruderer nur noch im Traum die Arme zu bewegen schienen, während die andern schlafend auf ihren Stühlen hingen. Denn als die Herren schliefen, da waren ihnen die Diener gefolgt im Trinken und in der Müdigkeit. So fuhr das Schiff im dicken und heißen Nachmittag an Höchst und Kelsterbach lautlos dahin mit seiner vollen Fracht von Lebeware, die fast noch tiefer in Schlaf versunken war, als der, der unterm Bahrtuch im Sarg mit kühl ge-

falteten Händen lag. Sie waren längst bei Flörsheim vorüber, als sich der Onkel, der den Wein am Morgen gewohnt war, gähnend und hungrig erhob und auch die andern weckte.

Er war ein Mainzer Kind und brauchte nur die Narrenkappe seines Doms am Horizont zu sehen, um schon nach einem Streich zu suchen, wie sie mit ihrem Trauerschiff spaßig vorüberkämen. Doch fand er nichts in seiner Trägheit als die Erinnerung an einen andern Grafen Ostein, der in Mainz vor einigen Jahrzehnten am eigenen Fett erstickt war. Der war so dick gewesen, daß er die Sommerhitze in keinem Bett aushalten konnte und die heißen Nächte in seinem Wagen verschlief, der dafür eingerichtet war: eine breite und flache Roßhaarmatratze, die auf feuchtem Rheinsand lag. Darauf mußten sie ihn abends langsam durch die Straßen von Mainz spazieren fahren, solange bis er schnarchte. Dann gab es hinterm Dom am Ballplatz eine Platane, wo sie die Pferde sacht ausspannten und den Wagen mit dem schnarchenden Menschenberg in der kühlen Nacht dastehen ließen, von drei Soldaten vor Schabernack

bewacht. Am Morgen kamen dann die Gäule, wurden leise eingespannt, und brachten den Grafen in sein Schloß zurück.

Die Neffen kannten die Geschichten vom dicken Großonkel schon; doch paßte es zu ihrer Trägheit, dem spaßhaften Onkel zuzuhören und im Gähnen lächelnd wach zu werden. Auch war der graue Onkel selber solch ein Mainzer Kerlchen mit seiner Glatze und der glühenden Nase, daß sie allmählich doch wieder ins Gelächter kamen und an den alten Schanzen der Gustavsburg vorbei übermütig in den breiten Rheinstrom einfuhren, wo ihr Trauerschiff, das in dem schmalen braunen Main stilvoll und würdig daher gekommen war, klein und überflüssig zwischen den vielen buntbewimpelten Schiffen und Booten schwamm.

Sie kamen nicht glatt vorbei, weil ein Zollbeamter ihrer schwarzen Fracht erst traute, als er das gräflich Osteinsche Siegel an den Reisepapieren des Toten sah; weil aber diesem Zollbeamten zufällig die Vorderzähne fehlten, die ihm wahrscheinlich bei einer früheren Revision ausgeschlagen waren, so daß er unter seinem Schnauzbart alle Worte drei-

mal verkaute, ehe er sie von sich gab: lud ihn der Onkel Galgenvogel zu einem Vespertrunk ein und wußte es auch richtig so anzustellen, daß der Kerl vor Gier, solch gutes Zeug zu schlucken, Dienst und Amtswürde vergaß. Sie fuhren schon an der langen Petersau vorbei, als er im hellen Rausch den Streich bemerkte und vergeblich mit allen Amtstönen schwadronierend wieder an sein Ufer wollte. Als er frech wurde, ließ ihn der Onkel verprügeln und an die Petersaue hinauswerfen, wo der Aermste zwischen den Bäumen der verlassenen Insel spektakelnd zurückblieb und von den Neffen, die längst auch schon wieder betrunken waren, mit leeren Flaschen beworfen wurde, die an den Bäumen zersplitterten und schließlich nur noch klatschend ins Wasser fielen.

So trieben sie im Trauerschiff die Scherze, womit das Leben solcher Menschen sich über die Stunden ungewohnter Feierlichkeiten hilft, indessen der tote Graf nicht einmal merkte, wenn sein Sarg ihnen störend dazwischen kam; denn immer, wenn sie, wie an der Petersaue, hielten oder falsch in die Strömung steuerten, drückte die Flut den Nachen mit dem Sarg dicht an das Schiff, sodaß es

aussah, wie wenn der Tote die Lebendigen zur Ruhe mahnen wollte.

Die Lebendigen aber haben Recht zu jeder Stunde, wie sie es treiben, auch wenn sie nicht so vornehm wie die Toten, vielmehr auf einem Trauerschiff betrunken wie die Grafen Ostein und ihr Gesinde sind. Denn weil es unterdessen zum Abend ging, der überm Rheingau und den schwellenden Ufern die Glut entzündete, darin die Bäume und Wolken gleichsam von altem Rheinwein angewärmt dastanden, wie wenn auch die Natur in Trunkenheit verfallen wäre: da ließen sich die jungen Grafen mit dem gerupften Galgenvogel durch keinen Toten und Lebendigen mehr stören, die Lieder frecher Dirnen und erfahrener Soldaten laut über den Strom zu singen.

Doch mehr Recht als die Lebendigen und die Toten, die jederzeit in ihr wie Blüten- und Straßenstaub in einem starken Wind sind, hat die Natur: es gefiel ihr, vom Rochusberg herauf schwarze Gewitterwolken über den Rheingau aufzujagen, die seinen goldigen Dunst und seine blauen Schatten mit stechenden Blitzlichtern und grauen Vorhängen füllten und einen goldenen Abend in wenigen

Minuten zu einer dicken Nacht verwandelten. So schnell, daß die auf dem Trauerschiff noch ihre Lieder sangen, als schon die weißen Schaumkronen stromauf geworfen wurden und in der frühen Nacht aussahen, wie wenn da überall das Licht durchbräche, das aus dem verdüsterten Himmel in das schwarze Wasser gefallen war. Schon hob sich, weil sie gerade hinter einer langen Insel ganz aus der Strömung waren, im Druck des Windes und der anlaufenden Wellen das angespannte Seil des Nachens straff aus dem Wasser, und wo noch volle Flaschen zwischen leeren standen, fielen sie so durcheinander, daß es Scherben gab. Da erwachte in dem betrunkenen Onkel eine Heldengebärde seiner berühmten Ahnen. Der Wind hatte ihm zwar seinen Hut beim ersten Stoß ins Wasser geweht, sodaß seine dünnen Haarsträhnen erbärmlich flatterten, aber kein Kapitän hätte breitbeiniger im Sturm dastehen können als er, der den Ruderern und dem am Steuer fürchterliche Befehle gab. Sie störten sich zwar nicht daran, konnten sie im Gebrause und im Lärm der klatschenden Tropfen auch kaum hören: aber das Schiff wurde doch vom Wind seitwärts

gedrückt, wie wenn eine allmächtige Hand das Wasser säubern wollte, und auf den Sand gelegt. Nicht laut, nur mit einem leisen Krach inwendig in den Knochen: aber als sie ihn gespürt hatten, hing das Schiff so schief nach der Seite, daß sie mit ihren Körben, Flaschen und Stühlen an den Rand rutschten und vom Wasser mit schwappenden Tüchern so überworfen waren, daß ihnen augenblicklich die beste Kühlung wurde.

Das war so rasch gekommen, daß ihnen die letzten Töne frecher Lieder noch in den Ohren summten, als sie schon in der unwillkommenen Wäsche saßen. Ans Land zu kommen war nicht möglich; so hielten sie sich wie nasse Hunde am Schiffsrand fest und warteten geduckt das Unwetter ab, das weiter nichts als diese Wäsche vorzuhaben schien und schon nach wenigen Minuten einen letzten schrägen Sonnenstreifen über das Wasser laufen ließ. Wie da einer den Kopf hob, sah er, daß sie selber zwar auf dem Land fest saßen, daß den Nachen aber der Sturm losgerissen hatte und ihn stromaufwärts in die Strömung trieb, wo er vom Sturm quergestellt — der das Bahrtuch an einem Zipfel wie ein klatschendes Ge-

gel auftrieb — als ein ungeschickter Segler anfing zu kreuzen zwischen Strömung und Gegenwind.

Sie konnten das schließlich, von dem einen aufmerksam gemacht, alle mitansehen; aber helfen konnte keiner, auch nicht, als der Sturm nachließ und der Nachen mit dem Sarg, immer sicherer von der Strömung geführt, seinen Kurs stromabwärts stellte und an den Baumreihen der Insel vorbei, manchmal vom letzten Sonnenlicht übergrellt, allein nach Geisenheim zutrieb, während sein Gefolge auf dem Sand festsaß und für die Nacht — da bei der Dunkelheit auf keine Hülfe mehr zu hoffen war — auch kalt und naß dasitzen mußte.

Unterdessen reiste der Tote im kühlgewaschenen Sarg ohne Geleit die von der Strömung vorbestimmten Wege und kam gemächlich an der Fuldaer Aue vorbei nach Geisenheim, wo seine Stelle im Erbbegräbnis sauber und zwischen Eichengrün bereitet war. Ein Abendrot fing an zu leuchten, darin das abgeregte Wasser, die zerzausten Bäume und die naßgeregneten alten Häuser sich wie durch rotes Glas betrachtet schön und schaurig dar=

boten: es wäre die rechte Stimmung für den Grafen Ostein gewesen, aus einer langen Fremde heimzukommen in die kühle Erdenstube seiner Väter: aber es war niemand da, ihn einzuholen, obwohl er langsam und dicht am Ufer dahintrieb. Und weil sein Stand ihm nicht erlaubte, noch eine Hand zu rühren, zögerte der Nachen wohl ein paarmal, wenn er mit der Spitze sacht an einen tiefen Ast anstieß: doch drängte ihm die unaufhaltsame Lebensströmung des Wassers immer wieder das Hinterteil zur Seite, bis er schließlich, gleichsam im Ueberdruß solcher Versuche an der Rüdesheimer Aue vorbei mitten in den Strom hinaus hielt.

Nachdem ihn einmal die letzte Erdenreise über das vorbestimmte Ziel hinausgeführt hatte, schien der Tote keine andere Rücksicht mehr zu kennen, als dem Wasser und seiner Strömung hingegeben hinunter zu treiben in das Meer, wo auch den emsigen Wellen gleich ihm die lange Wartezeit bevorstand, im Stoffwechsel unserer Erde ein neues Leben vorzubereiten. Was die Schiffer bei allen Wasserständen fürchteten, die Stromschnellen im Binger Loch, schreckten ihn nicht, auch nicht

die grauen Klippen bei Aßmannshausen, selbst durch die Strudel des Wilden Gefährtes bei Bacharach kam sein Kahn mit einigen Schwüngen elegant und sicher, wie der Graf sich oft durchs Leben geholfen hatte. Längst war es tiefe Nacht geworden, darin das Gerausch des Wassers scholl, wie wenn es rundum von den schwarzen Bergen liefe: ein Lebendiger wäre nicht mehr mit seinem Kahn hindurch gefahren, aber die Toten fürchten und sorgen nicht. Bei der Pfalz zu Caub stieß der Nachen ein paarmal an die Felsen, daß es die Zollwärter hätten hören müssen; aber weil keiner darin saß, der sich mit aufgeregtem Rudern rasch weiterhelfen wollte, sondern einer, der sich gleichgültig dem Wasser überlassen hatte, so kam er an den Wächtern wie an den Klippen vorbei und trieb mit der ersten grauen Morgenfrühe eilig an den sieben Jungfrauen vorüber, die ihre hart gewaschenen Felsenleiber wie Robben kaum aus dem Wasser heben. So ging dem Grafen noch einmal die Sonne dieser Erde auf, ihm unvermutet bei Braubach noch ein letztes Abenteuer zu bereiten.

Da wohnten seit Jahrhunderten im Schat-

ten der Marksburg und damals unter darmhessischem Schutz verstreute Protestanten, während sonst die Ufer rheinauf, rheinab katholisch sind. Und weil den Deutschen seit Widukinds und Karl des Großen Zeiten nichts so im Blut liegt als sich um die spitzfindigen Glaubensunterschiede ihrer Pfaffen gegenseitig zu hassen und totzuschlagen: so war bei Braubach damals auch das Rheinwasser zur Hälfte evangelisch. Wenn dann die singenden Wallfahrer von Bornhofen nach Pfaffendorf und Vallendar zurück in großen Kähnen abwärts trieben, mußten sie von Spay den Kurs direkt nach Rhens am linken Ufer halten, um nicht am rechten Ufer dem evangelischen Christenglauben mit ihren römischen Liedern zu nahe zu kommen.

Die Strömung ging zu stark in diesen Tagen; so war gerade tags vorher ein großer Kahn mit singenden Pilgern aus Pfaffendorf oberhalb der Philippsburg dicht am Ufer vorbei getrieben und hatte einen Aufruhr der beleidigten Evangelisten in Braubach angeregt, die mit Steinen und Knüppeln nach den Römlingen warfen. Die hatten nichts zum Werfen gehabt als Wasser und deshalb durch

ihre Pfaffen angefeuert einen so glaubensstarken Gesang angestimmt, daß es dem hitzigen Kommandanten auf der evangelischen Marksburg oder doch seinen Soldaten zuviel geworden war. Wirksamer als das Machtwort aller Obrigkeit waren ein paar Stückkugeln um die Wallfahrer ins Wasser gefallen, eine hatte das Schiff am Vorderrand getroffen und mit den spritzenden Holzsplittern ein halbes Dutzend der Sänger leicht verletzt.

Seitdem war Krieg um Braubach und schon seit dem frühen Morgen lag oberhalb der Philippsburg, da wo die Fähre nach Spay hinübergeht, eine Mannschaft auf der Lauer, um das evangelische Rheinwasser vor erneuten Einbrüchen falscher Gläubigkeiten zur Not mit scharfen Schüssen frei zu halten. Sie hatten bis um 10 Uhr vergeblich auf der Lauer gelegen. Nur das Marktschiff von Boppard war gekommen und wie ein bescheidener Handelsmann ruhig vorbeigezogen. Das Gewitter hatte am vergangenen Abend nicht bis hierher gereicht; so stand noch alles in der dicken braunen Dunsthitze, als unerklärlich geleitet am Dinkhalder Tal vorbei der schwarze Nachen kam und mit seinem nach-

schleppenden Bahrtuch grad auf das Ufer hielt. Es gibt im Krieg der Listen viel, zumal in Glaubenskriegen, und keiner durfte den gichtbrüchigen Wachtmeister besonderer Hitzköpfigkeit bezichtigen, als er nach vergeblichem Anruf ein Schnellfeuer kommandierte, den verdächtigen Feind von einer Landung abzuschrecken.

Glücklicherweise waren die Schützen alt und trafen mit ihren Kugeln nur das Wasser, wozu sie keine Büchsen gebraucht hätten; eine aber verirrte sich doch und schlug dem Grafen Ostein in seinen stillen Sarg ein dickes Loch, gerade da, wo er die kalten Hände gefaltet hielt. Vornehm und furchtlos, wie er im Leben gewesen war, hielt er nun erst recht auf das Ufer zu, und bald hatten die tapferen Marksburger seinen Nachen mit Stangen und Seilschlingen herangeholt und sahen nun erst, wie sonderbar der mit dem Bahrtuch befrachtet war.

Sie hätten klüger getan, ihn wieder dem Wasser zu übergeben; doch glaubten sie dem Sarg den Leichnam darin nicht trotz seinem Wappen. Der Wachtmeister schickte einen Vorpostenbericht hinauf zum Kommandanten,

indessen sie dem unbekannten Toten unbedacht die letzte Feldwacht hielten. Der Alte war noch nicht in Uniform, drum dauerte es lange, bevor der dicke kleine Mann auf seinem Pferdchen herunter geritten kam. Es war ein Herr von Gelderbloem, der hier sein einsames Alter mit Erinnerungen hitziger Jugenderlebnisse hinbrachte und — von der Regierung in Darmstadt fern — sich als einer der vielen Fürsten aufspielte, wie sie damals noch alle Wegstunde weit in Deutschland auf irgend einem Burghof nisteten. Er gab den zornigen Befehl, sofort den Sarg zu öffnen, und als sie wirklich in der hölzernen Hülle den Zinksarg fanden, mußte der Spengler kommen, den Deckel aufzuschneiden.

So kam der Graf von Ostein, obwohl er sauber eingelötet war, zu Braubach noch einmal ans Sonnenlicht; er hielt die kleinen Hände zwar noch immer vornehm auf der Brust gefaltet, doch hatte er die Hitze dieser Tage noch schlechter überstanden, als die Lebendigen. Sie waren sehr erstaunt, die Glaubensstreiter, als sie ihn sahen, doch weil es nicht gewöhnlich ist, daß ein Toter ohne Geleite den Rhein hinunter reist, so grübelten

sie nach Gründen und Folgen von diesem Schabernack.

Doch konnten sie den Sarg nicht da belassen, auch weil sie eine Seuche fürchteten, verschlossen sie ihn schnell und trugen ihn sogleich den schmalen Felsenweg hinauf zur Martinskapelle, wo seit alten Zeiten hoch überm Rhein ein schattiger Kirchhof war. Der weiße Kommandant ritt hinterm Sarg auf seinem gefleckten Tier, das alle Felsplatten zu nehmen eingeübt war; und als sie nach einer halben Stunde droben standen an dem rasch aufgeworfenen Loch, da hatte er hinunter blickend in das schön geschwungene Stromtal Zeit gehabt, sich eine von den Grabreden auszudenken, wie sie in seiner Jugend an offenen Feldgräbern gesprochen worden waren. So war es gar kein schlechtes Bild, wie er inmitten seiner grauköpfigen Soldaten ritterlich dastand und diesem ins Feindesland gefallenen Fremdling mit schlichten Worten drei Hände felsiger Erde auf den Sarg hinunter warf, der notdürftig — wie der Krieg es gibt — verschlossen war.

So kam der Graf von Ostein, der sein Leben lang ein Mann der Höfe und Kerzenfest-

lichkeiten gewesen war, statt in sein sauberes Erbbegräbnis noch als Kriegsmann unter freiem Himmel ins kühle Erdengrab. Und blieb da auch; denn als die Nachforschungen der Neffen seinen Hügel endlich entdeckten, schien es dem eilig berufenen Familienrat bedenklich, ihn von der letzten eigenwilligen Reise gewaltsam wieder heimzuholen.

Witwentrost

Gleichwie ein Stückchen Hausenblase den trüben Wein aufklärt, so half ein freches Spötterwort vom jungen Metternich ein Schicksal überwinden: Als er noch unbekannt in Mainz sein Diplomatenhandwerk lernte, fuhr er an einem Sommertag mit einem Kahn der fröhlichsten Gesellschaft nach Eltville, wo sie den Abend heiter bei einer Dame verleben wollten, deren Gatte mit den Oesterreichern gegen die Franzosen nach Belgien gezogen war, einer jungen und auch wohl schönen Frau, der die reichen Güter im Rheingau gehörten.

Wie sie nun singend gegen das Gestade anfuhren, dessen Gärten mit efeuüberhängten Mauern das Schieferdach vom Schloß verbargen, waren nicht wie sonst die Wimpel an der Laube ausgehängt, auch stand kein Diener da, sie zu geleiten. So war die Munterkeit der Damen schon enttäuscht, als sie vom Garten her die Treppe zum weiten Hof aufstiegen, wo sonst die Dienerschaft im Eifer wartete und heute nur das Löwenmaul am Brunnen ver-

einsamt sein Geplätscher hören ließ. Nicht alle folgten dem behenden Grafen, der unbeirrten Schrittes das Portal erreichte, und drängten doch neugierig nach, als ihm der Abt von Eberbach abwinkend und wie es schien mit schlimmer Nachricht entgegentrat, gefolgt vom Hausmeister, dem die weißen Haare kläglich aus dem Zopf gegangen waren.

Der Hausherr war gefallen, bei Fleurus an der Sambre. Sein Reitknecht hatte die Nachricht vor vier Tagen mit seinen Schriften heimgebracht. Darüber war der jungen Frau der Sinn verwirrt in Schmerz und Schrecken; sie hatte bis zur Stunde Nahrung wie Zuspruch abgewiesen, nicht anders — wie der Abt mit geistlicher Gebärde sagte — wie wenn sie seine Leiche mit Blut und Dreck im Zimmer hätte. Der Hausmeister hatte vergebens den Abt als ihren Beichtiger gerufen; sie nahm auch den nicht an; nun sahen sie die Herrin, im vierten Tag ganz ohne Nahrung, dem selbstgewählten Tod durch Hunger schon verfallen und baten die Gesellschaft flüsternd fortzugehen.

Da wollten, die eine fröhliche Stunde zu suchen gekommen waren, betreten sich entfernen.

Doch Metternich bat sie verwegen lächelnd, auf dem Altan ein Viertelstündchen in Stille zu verharren; er würde in der Zeit die Hausfrau sprechen. Sie kannten alle, und die Damen am besten, die Kunst des jungen Grafen, hitzige Tränen abzutrocknen; doch kannten sie die Frau und auch die Liebe zu ihrem Mann und baten den Metternich bestürzt, hier abzulassen. Als auch der kleine greise Abt mit beiden Händen wehrte: die Dienerschaft, aufs äußerste bestürzt, würde ihn nicht melden dürfen — wandte sich der Graf, der trotz der einundzwanzig Jahre schon bei der Krönung des Kaisers Leopold als Zeremonienmeister bestellt gewesen war, gemessen und herrisch an den Hausmeister: er habe der Herrin eine letzte Botschaft von ihrem Gatten zu übermitteln. Der stand wohl einen Augenblick erschrocken; doch brauchte der Metternich kein Wort zu wiederholen: so ging er schon, nicht zögernder als sonst, die Meldung anzubringen. Der Graf bat noch den Abt, statt seiner die Gesellschaft zum Altan zu führen, wo sie den Blick auf Mainz nun mit der vollen Abendsonne hätten, und ging mit schlanken Schritten in das Haus.

Nach wenigen Minuten stand er im Saal

der Dame, die ihn kaum noch mit Tränen, vielmehr im leeren Brüten einer Seele erwartete, deren Körper in Raserei ermattet ist. Er sprach nicht eher, bis sie ihm fragend, erstaunt und mit der leeren Hoffnung solcher Minuten entgegen kam und ihn erkennend nichts vermochte als verloren und dennoch wie zur gewohnten Begrüßung die matten Hände hinzustrecken. Er beugte sich zu keinem Kuß und sagte nur, indessen er sie sanft zum Sitzen zwang, daß er dem Hausmeister befohlen habe, ihr Brot und ein Glas Wein zu bringen. Da sah die junge Frau, die doch den Grafen kaum anders als von Geselligkeiten kannte, ihn an mit einem Blick, wie wenn ein Tier im Sterben noch aufgestöbert wird; und als der Hausmeister gleichzeitig, blaß und zitternd, mit seiner Platte ins Zimmer kam: da fuhr sie in so grenzenlosem Zorn und Schmerz den Grafen an und fiel sogleich hilflos in ihre Not zurück, daß sich der alte Diener weinend entfernen wollte. Doch wurde er am Aermel festgehalten und vor die Herrin hingeführt; und als die nun den Kopf in beide Hände faßte und ihre Augen schaudernd bedeckte, sagte der Graf sehr sanft mit seiner jungen Stimme und beugte

sich ein wenig zu ihr nieder: So wollt Ihr also Hungers sterben vor Gram?

Und als sie trübe und kaum den Sinn bedenkend nickte und garnicht merkte, daß sie so auf das ausgesprochene Wort eingehend verhindert war, dergleichen je zu tun, trat er sehr rasch zurück und hielt die Stimme hart und fremd und legte, ganz verhalten, ein wenig Spott hinein und doch viel Kraft und freche Männlichkeit: Wir alle achten den Entschluß, wenn er nicht abzuändern ist. Nur wenn Ihr, liebe Freundin, doch einmal wieder essen wollt, dann lieber jetzt und heute!

Es war kein Pfarrer, der das sprach, und auch kein mütterliches Herz; es war ein junger frecher Mensch, der das Leben, grausam und lächelnd, gleichsam in einer Schale vor sie hielt. Und auch ihr Schmerz war nur ein Mensch und nur so wild, weil sie so jung war. Und weil die Dinge im Herzen wohl heilig sind, doch allzuleicht zu Worten und Gebärden sich hinreißen lassen; und also in den tief zerwühlten Sinn die Tränen ruhig liefen wie ein Regen in ausgedörrtes Land: fing auch die Täglichkeit, die an den Abgründen der tiefsten

Stunden noch ihre Wurzeln hat, mit allen Hälmchen an zu sprießen.

Es war ein schwerer schöner Sommerabend; doch nur wenn Menschen in der Ahnung unseres letztes Schicksals beisammen sind, wird er so reif wie hier, wo mit dem greisen Abt die jungen Freunde und Freundinnen aus Mainz ihr keinen Trost, doch alle ihre Herzen in Mitleid und bewegt ums eigene Schicksal brachten; und danach — der Mond ging auf und stille Sterne standen — Gespräch und auch ein wenig Freude, nicht ohne silbriges Lachen schenkten; sodaß ein Wanderer, fremd unter dem Altan vorübergehend, eine fröhliche Gesellschaft vermuten konnte.

Das Fräulein von Sombreuil

Sie stand in schwerer Ungeduld auf dem Balkon am Wespienhaus zu Aachen, den Vater zu erwarten, der schon vor dreizehn Tagen aus Paris gefahren war; als sie den Kutscher Baptiste ohne Pferd und Wagen und ganz in Not und Dreck, der sonst so sauber schreiten konnte, nicht eben rasch vom Marschiertor ankommen und sie erblickend stehenbleiben sah, wie wenn ihn da die letzte Kraft verließe. Sie aber, die in gelber Seide im reichverzierten Gitter stand wie eine hohe Flamme, sie beugte sich mit beiden Händen leicht über das Geländer und rief ihn so bei Namen, daß er nach wenigen Minuten, den Hut fest in der Linken, mit seiner Nachricht gebührend vor ihr stand.

Doch wie Baptiste, Leibkutscher beim Baron Sombreuil, in solchem Aufzug auf rasch gestellte Fragen lang überlegte Antworten zögernd und nur flüsternd gab, wie wenn es nicht gestattet wäre, dergleichen laut am hellen Tag zu sagen: da wars, wie wenn die weiß- und goldlackierten Wände, die Gobe-

lins mit der Geschichte Moses, die Kerzenleuchter in das Parkett versänken. Das Licht war tot, wovon sie glänzten: Ludwig von Frankreich, der überall, wo solche Säle und solche Menschen in Seidenschuhen standen, die Sonne war, davon sie lebten: der König saß gefangen in einem Loch, daraus sie Strolche und Räubervolk ans Licht gelassen hatten. Da war das Schicksal des Barons zu klein, davon zu sprechen, und stand doch schlimm genug.

Sein Wagen war schon aus den Toren der Stadt gewesen, als es der alte Herr doch nicht vermochte, Paris und Frankreich zu verlassen, ohne die Hände noch einmal auf die Sarkophage der Könige in St. Denis gelegt zu haben. Da aber waren die Horden eingebrochen und hatten an den steinernen Särgen gewüstet, wie wenn es Wölfe totzuschlagen gäbe, und hatten den stolzen Greis, der das verhindern wollte, zum Spott vor seine Pferde mit der Halfter eingespannt und waren so mit ihm zurückgefahren, inmitten frecher Weiber, die mit Unrat nach ihm warfen und Begräbnislieder heulten. Nun saß er wie sein König gefangen in einem schmutzigen Loch mit

Hunderten seines Standes und hatte ihr ein Medaillon gesandt, darin das Bild und die Haare der toten Mutter waren: es würde ihm nicht allzuschwer, statt aus Paris gleich aus der Welt zu gehen, die ihren Anstand verloren habe.

Als sie das schwarzgezierte Gold in Händen hielt, lang an der Kette, wie wenn sie damit spielen wollte: da war es fast, wie wenn es doch nicht schicklich gewesen wäre, daß Baptiste in solchem Aufzug vor sie trat. Sie schickte ihn, daß er sich waschen und anders kleiden möge, und ging zwar schwer doch ohne Wanken, im Hause ihrer Gastgeber anzusagen, was sie zu tun entschlossen sei.

Und ob dies bei den alten Leuten ungläubigen Schrecken, Warnungen und ratlose Trauer gab, und ob es ganz unmöglich schien, auf solchen Höllenwegen noch durchzukommen: so begann sie noch am selben Mittag ihre Fahrt und langte nach fünf Tagen an. Auch fand sie gutgesinnte Menschen trotz aller wilden Zeit, daß zwar der Kutscher Baptiste nicht, weil er ein Bürger war, jedoch sie selber ungehindert zu ihrem Vater ins Gefängnis gehen durfte. Da hingen eine Woche lang die

trüben in Stolz und Elend verglasten Augen der Gefangenen an ihr, die still und schlank in ihren Kerker kam und darin blieb trotz ihrem Vater, der sie mit väterlichem Zorn zuerst, nachher mit angenommener Verachtung von sich stieß und dann verleugnete; bis auch an ihn die Reihe kam, vors Tribunal geholt zu werden.

Denn anders mordet auch der Pöbel nicht, als in den Formen des Gerichts. So rasch die Köpfe von der Guillotine abgeschnitten wurden: ein jeder durfte seine Zunge und seinen Scharfsinn noch einmal brauchen, sich zu retten: wenn er geringen Sinnes und ohne Stolz vor seine Metzger kam, die wie im Schlachthaus nur die Opfer bei Namen rufen und rasch ihr Urteil fällen mußten, den täglichen Bedarf der Messer zu erfüllen. Denn das Verbrechen war bekannt und stets das gleiche: ein Feind des Volkes zu sein, das hier mit Männern, Frauen, auch mit Kindern sich Tag für Tag ein Schauspiel daraus schaffte, seine Edlen gleich Kaninchen abzuschlachten.

Denn niemals sah der Tod so feine Würde; und Nacken für Nacken ungebeugt vor diesen Richtern, und noch im Blick der abge-

schlagenen Köpfe Stolz und Verachtung. Auch der Baron, dem nun das Fräulein nicht mehr folgen durfte, und der nur mit der Hand dem Richter seine Fragen verwies und ohne Urteil, wie man gemeinem Gassenvolk vorübergeht, die Stufen zum Fallbeil aufsteigen wollte. Da sprang sie, die das alles wußte und ihre Worte danach erwogen hatte, rasch durch die Henkersknechte vor und stand, die Hand zum Schwur gehoben, blaß zu dem Volk gewandt, das unter ihr mit hundert Augen blickte, die alle wie von tückischen Tieren waren, und sagte mit zu heller Stimme und zitterte mit keiner Falte ihres schwarzen Kleides: Er ist mein Vater und kein Feind des Volkes!

Und wie das Unerwartete den stärksten Willen brechen kann, so hielten auch die Richter an in ihrem Mörderamt und sahen wartend auf das Volk, das, ein neues Schauspiel witternd, Beifall und Hohngelächter schrie. Sie hätte doch nichts mehr erreicht, als eine Pause in dem Schlächterwerk, wenn nicht der grauenvollen Unzucht dieser Stunde entsprungen ein mißgestalteter Mensch vor sie getreten wäre — der Kopf von einem schlanken Jüng-

ling war gefallen, der Krüppel trug ihn lachend an den Haaren und bot ihr einen Becher dar mit seinem rauchend warmen Menschenblut: So trink das Wohl des Volkes zum Beweis!

Da sank ihr rasch der schwurbereite Arm; das Grausen riß sie zum Fallbeil hin. Schon aber scholl das Hohngelächter wie ein Gebell von Hunden über sie, daß sie noch mitten auf der Treppe sich rückwärts wandte. Da sah sie ihren Vater, der als ein Edelmann an diesen Richtern vorübergehen wollte, flehend um ihr Leben vor ihnen stehen: und wie ein Blitzstrahl in der Nacht Dächer und Türme grell erleuchtet, erkannte sie die feige Schuld von ihrem Wort und daß hier Adelspflicht gewesen wäre, das liebste Leben wie das eigene gering zu achten.

Da hob das Fräulein von Sombreuil sich auf wie eine Hündin, die geschlagen ist, und schritt, den Blick fest auf den Becher gerichtet, an den Tisch und nahm das Zinn in ihre weißen Hände und schenkte sich nichts und blickte offenen Auges hinein und trank daraus. Und hob den wunderblassen Kopf und ließ den Becher mit so heiligem Saft nicht

fallen und hatte um die scharf gespannten Lippen einen Streif von Menschenblut. Und wartete, geduldig nicht und nicht verlangend, bis ihr die Richter den Vater gaben, dessen Leben sie sich gerettet hatte, um ihn für immer zu verlieren. Und führte ihn durch eine Gasse, die ihr das Volk mitleidig machte, hinaus aus der Gemeinschaft ihres Standes, die sie verlassen mußte um ihres Adels willen.

Vom Schwarzversiegelten

Nicht jedes Wiedersehen darf so viel Gulden kosten wie jenes, da Bernhard von Stramberg, Ratsherr zu Frankfurt, seinen Bruder fand. Er saß an einem Herbsttag früh im Römer, der damals noch ein schlichtes Amtshaus, nicht solch ein Steingebäude war wie heute, und hatte in Arbeitsnot den Schreibtisch vollgepackt mit Akten, davon schon manche seit Wochen durch seine Träume gingen. Da klirrte es mit Sporen in sein Zimmer, und als er schlechter Laune aufsah, trat aus dem Dunkel in seinen hellen Fensterplatz ein schlanker Leutnant in roter Uniform, nicht allzu jung und schon ein wenig vom Leben angefaßt, auch staubig vom scharfen Ritt, der kurzerhand und schweigend ein Schreiben auf seine Akten schob: Quartier zu machen den sächsischen Chevaulegers, die noch zum Mittag für eine Nacht einreiten würden.

Und weil im Jahre 1795 die Heere der Verbündeten sich nach Frankreich drängten,

den Royalisten beizustehen, so hatte sich der Ratsherr schon seit Wochen mit Einquartierung abzufinden. In wenigen Minuten war das Papier mit Stempeln und Siegeln überklebt und wurde zur Unterschrift dem Leutnant hingeschoben. Der ließ den Säbel ins Gehänge fallen und fegte mit dicken Zügen einen Namen hin, sodaß der Ratsherr ihn nicht zu lesen vermochte und mit dem Papier aufstehend danach fragte.

Christoph von Stramberg, sagte der rote Reiter, zugleich zum Abschied sich verneigend. Der Ratsherr aber winkte ihm bestürzt, zu warten, während er unfähig sich zu fassen dem Leutnant in das braune Gesicht sah, worin er trotz mancher eingefressenen Leidenschaft die Züge seines jüngeren Bruders wiedererkannte, der vor Jahren als Student aus Marburg wegen Schulden und schlimmer Weibergeschichten entwichen war. Obwohl nun damals ein Offizier nicht sehr geachtet wurde, besonders nicht von einem Frankfurter Ratsherrn, so war er doch erfreut, ihn nicht als etwas Schlimmeres zu finden. Er bot ihm also ein brüderliches Wiedersehen, wobei er alles Häßliche, was damals in Marburg beim

Abschied zwischen ihnen gewesen war, rechtschaffen zu vergessen suchte.

Lud auch den Bruder ein, im Weidenhof mit ihm zu speisen; es gäbe einen Dreiundachtziger, Johannisberg, acht Gulden zwar die Flasche, doch exzellent. Der Leutnant nahm dies alles, mit manchem Seitenblick aus seinen tief umrissenen Augen, doch ohne Widerrede an. Nur hätte er vorläufig — wie ihm schiene, gleich dem Ratsherrn — viel zu tun, damit sein Regiment Quartier bekäme. Da vermochte der, dem Bruder rasch zuliebe, noch etwas mehr, als sein Papier mit Siegeln zu bekleben: er wies ihm für die Offiziere die besten Häuser und gab ihm manchen Rat und auch Empfehlung mit. Darüber wurde der Bruder besserer Laune, und als er, ganz wieder der liebenswürdige Junge von damals, in seiner roten Uniform ihm lachend ein Wiedersehen zuwinkte: da blieb der Ratsherr bei seinen Akten als ein Mann zurück, der mit sich selber zufrieden ist. Nur wollte ihm die Feder nicht mehr parieren, und ein paarmal geriet er sehr ins Mißbehagen, daß er nun so mit Pflicht und Ordnung die Jahre füllte, indessen sein Bruder nur in einer roten Uni-

form daher zu kommen brauchte, damit er gleich den Sünden ungeachtet in brüderlichem Eifer für ihn sorge.

Doch war er weicher, als der Mittag kam und er das Herrenzimmer im Weidenhof zum Essen richten ließ, mit Blumen den großen Tisch gedeckt, wie wenn zwei Fürsten miteinander speisen wollten. Es freute ihn, vor seinem Bruder in Ordnung und Wohlstand dazustehen; und als darüber mit Hörnerschall und Pferdegetrappel das rote Regiment einritt und er von dem Balkon aus den Bruder salutieren und die Kameraden lustig grüßen sah: da konnte er sich nicht enthalten, ihm fröhlich zuzurufen, und war fast stolz, als auch der Oberst ihn höflich salutierte. Er trat diskret danach zwar in das Zimmer zurück, ging aber lebhaft auf und ab und war von Herzen gnädig: wie er selber den Christoph wohl zum Leichtsinn verleitet hätte, und alle, die seiner Laune entzückt zu Diensten gewesen wären. Er hörte die Stimme da unten lachen, ein bißchen schartig zwar, doch heller, als jemals im Römer ein Ratsherr lachte, und kam sich selber auf einmal grämlich vor und dachte, daß er und alle, die durch Tüchtigkeit den

Staat in Ordnung hielten, nichts anderes bezweckten, als solchen Vögeln das Fliegen leicht zu machen.

Er hatte Zeit genug, dies zu verwinden. Nach fast zwei Stunden erst, die Kellner ließen schon die Köpfe hängen, erschien der Leutnant, erhitzt und staubig und heiser von dem Sprechen. Da sah er, wie doch nur ein armer Offizier aus ihm geworden war, der sich sein Leben mit Reiten und andrer Schinderei erhalten mußte; und war fast zärtlich mit ihm und legte ihm enthaltsam die besten Stücke vor; und als er dann vom Schwarzversiegelten eingoß und wußte, er hatte ihn bezahlt: da war er wieder ganz der Ratsherr von Frankfurt. So ging das Essen seinen wohlgemessenen Gang zur zweiten Flasche, indem der Leutnant, die Edle des Weins ungeachtet, in großen Schlücken trank. Und als sie endlich schon tief im Nachmittag am rauchen waren, da saß der Ratsherr, dem auch der ungewohnte Wein in die Gedanken stieg, behaglicher als sonst in seinen Stuhl gelehnt und meinte fast, es liefe das Blut ihm auch so flüssig durch die Adern wie dem Roten, und lobte sich und seinen Edelmut und war

sehr sanft zu seinem Bruder. Der saß versunken da und sprach nicht viel, wie einer, der in Rührung versonnen ist, sodaß dem Ratsherrn aus dem Schwarzversiegelten der Vorwitz auf die Lippen sprang: er säße da wie der verlorene Sohn.

Da schoß dem schlanken Menschen das Blut ins staubige Angesicht; er sah den sauberen Ratsherrn an mit einem Blick, der tief verloren war, und lachte hart und brannte mit der Zigarre, fest auf den Tisch gepreßt, ein Loch ins weiße Linnen, und in den Furchen seines jungen Gesichts rannen die Tränen herunter wie bei einem Knaben.

Nicht lange danach klopfte es; ein wenig angerötet zwar, doch sonst in guter Form trat der Major des Leutnants ins Zimmer, ein flinker Mensch mit weißem Schnauzbart, der sich recht artig vor dem Ratsherrn verneigte und gekommen war, sich bei dem Leutnant zu bedanken fürs Quartier. Der wußte, schnell gefaßt, den Dank auf seinen Bruder abzuschieben; und wie der so geschmeichelt war, und wie ein höfliches Wort ein verbindliches gab, saß der Major bald eifrig eingeladen vom Ratsherrn beim Schwarzversiegelten

und wußte den Geschmack zu rühmen, obwohl er Sachse war. Da wurde der Leutnant wieder der rote Reiter und führte mit scharmantem Scherz die beiden ins Gespräch von heiklen Sachen, daß dem Major die Tränen in den Schnauzbart kullerten und auch der Ratsherr ein paarmal seine Würde vergessen mußte. Darüber klopfte es zum zweitenmal, und diesmal trat der Oberst, sich leise neigend, so lang war die Gestalt, ins Zimmer. Der wollte auch dem Leutnant sein Quartier verdanken und war ein Mainzer Kind und blähte die Nüstern förmlich nach dem Weingeruch; und wo schon sein Major geladen war, da konnte es für ihn nicht fehlen, sodaß sie bald zu vieren und bei der sechsten Flasche saßen.

Der Leutnant war toll im Wein; er warf die Scherze hin mit schlanken Händen, wie wenn er Karten gäbe, und hatte sein Knabenlächeln um den Mund, und alle hörten zu und waren stolz auf ihn. Es wäre ein vergnügter Nachmittag geworden, wenn nicht die gleiche Dankbarkeit für sein Quartier den jüngsten Leutnant des Regiments getrieben hätte, gleichfalls den Stramberg aufzusuchen. Er war ein stiller Mensch mit gutem Wesen, der sehr

verlegen war, ihn nicht allein zu finden, und sich sogleich in Höflichkeit empfehlen wollte. Nun war zwar Platz genug am Tisch; doch mochte es dem Herrn von Stramberg zu teuer werden mit seinem Schwarzversiegelten, und weil es nur ein Leutnant war, so sah er recht absichtlich zurückgelehnt und mit gefalteten Händen den jungen Menschen ungeduldig an.

Da faßte den Christoph von Stramberg solch ein Zorn, daß er die Hände nicht zu lassen wußte, und seine Stimme bellte heiser, als er den Oberst um Erlaubnis bat, den Leutnant zu einem Glase Wein zu bitten. Der Oberst blinzelte verdutzt und sah den Ratsherrn an. Der merkte, daß ihm etwas unterlief; doch war er nicht beherrscht genug, es zu verbergen, und sagte mit Höflichkeit: Wenn sein Bruder einen Kameraden bäte, so sei das selbstverständlich auch in seinem Namen.

Der Leutnant gewann noch eine Form, sich zu entfernen: Er säße mit den andern Kameraden unten und habe nur den Leutnant begrüßen wollen und nicht gedacht zu stören. Worauf er sich mit artiger Verbeugung empfahl. So schien der Stramberg auch beruhigt;

er hielt ihn an der Hand zurück und bat den Oberst, indem er sich auf seine schlanke Art erhob, die Kameraden unten begrüßen zu dürfen. Und als er Arm in Arm mit dem andern hinausging, noch einmal winkend, ein Scherzwort auf den Lippen, war keiner von den dreien der Meinung, daß nun der Zwischenfall noch ernst zu nehmen sei.

Sie hörten den verschollenen Lärm, womit sie unten ihn begrüßten; und hatten gerade angefangen, vor dem Ratsherrn, der verdrossen geworden war, Anerkennung und Besorgnis zu häufen im vertraulichen Gespräch, als die Treppe lebhaft von vielen Tritten wurde. Strahlend, nur in den Augen einen scharfen Glanz, kam er herein, an jeder Hand einen Kameraden, indessen die andern ihm lustig und verlegen folgten, salutierte den Oberst und verbeugte sich vor dem Ratsherrn, Spott um den Mund: Dies, lieber Bruder, sind Soldaten, die morgen vor den Feind ihr Leben tragen, damit ihr ungestört in Frankfurt schachern könnt. Vielleicht schon morgen abend — er riß sie an den Armen vor — daß ihnen der Schädel zerhauen ist. So habt Ihr viele, doch seltene Gäste mit Eurem Bruder zum

Schwarzversiegelten geladen. Doch ein Hundsfott, wer nicht fröhlich ist!

Und damit war er schon wieder mit lachenden Augen und einer Stimme voll Schelmerei beschäftigt, einen jeden an seinen rechten Platz zu bringen und Gläser und Flaschen zu verteilen, die von den Kellnern reichlich hereingetragen wurden. Und weil nicht alle bescheiden waren wie der jüngste Leutnant, so begann nach wenigen Minuten eine fröhliche Zecherei, wie wenn sie da schon stundenlang ein Fest am feiern wären. Und wer noch schüchtern war, den faßte er mit Scherzen und einem Zutrunk aufs Wohl des edlen Spenders. Es waren ihrer nur wenige vom Rhein, meist Sachsen oder Böhmen, die soffen den Edelsaft wie Schnaps und Bier.

So hatte sich der Ratsherr ein wildes Fest im Weidenhof gerichtet und saß nun blaß und tückisch inmitten der roten Reiter eingesperrt und sah mit unverstellter Wut die vielen Flaschen zu acht Gulden auf sein Wohl vertrinken; und manche wurde nur geköpft und halb verspritzt, daß bald das Tischtuch mit den nassen Blumen dampfte. Indessen wurde der Leutnant stiller; doch trank er mehr als einer

und schüttete den schweren Trank hinunter, wie wenn er sonst verbrennen müßte. Und saß mit dunkeln Augensäcken, die Hände auf den Tisch gelegt, den Glanz der Trunkenheit im Blick. Sie fingen an zu rütteln an ihm und riefen ihn zu ihrer Lustigkeit; und ließen von ihm ab, tranken dem Ratsherrn zu und dachten nicht mehr an ihn.

Und lachten auf, und einige, die ihn kannten, wurden blaß, als er den Säbel erst umschnallte und sich das Käppi fest in die Stirn aufdrückte und mit dem Säbelknauf hart auf das Tischblatt klopfte. Er war sehr bleich und das Gesicht in Riemen aufgefurcht und in den Augen Haß, und Frechheit um den Mund; und war noch jedes Wortes mächtig und tat den roten Reitern und dem Ratsherrn einen Spruch: Sauft, tapfre Reiter, würdiger Ratsherr! s ist Lumpenfreinacht für die Ehrbarkeit. Wir aber, die verlorenen Söhne der Welt, trinken vom Schwarzversiegelten jeden Tag. Euch spei ich in den Wein zum Lumpenfest!

Wohl fuhren da die Fäuste hoch, und Säbel rasselten und Flaschen stürzten um: Er aber spie hinein und schwenkte den Wein wie

einen Regen über sie und schmiß das Glas so auf den Boden, daß die Splitter hoch in die Wände spritzten, und war hinaus, wie wenn der Teufel durchs Zimmer gefahren wäre.

Da mußten sie dem Ratsherrn beispringen, der vor Schrecken nicht mehr bei Sinnen war, und schrien und lachten vor Betrunkenheit und Zorn; und einer war vernünftig und brachte sie zur Ruhe, daß ein Betrunkener nicht wert sei, einen Tag drum abzubrechen, weil sonst das Leben mitgebrochen würde; auch müßten sie dem Ratsherrn zeigen, daß nur der eine zu solcher Roheit fähig sei. Und kamen alle zur Vernunft und saßen noch lange miteinander in Ehrbarkeit und tranken vom Schwarzversiegelten, die roten Reiter mit dem Ratsherrn, der bald einschlief, und trugen ihn erst spät nach Haus, als alle Keller im Weidenhof verschlossen waren.

Und kamen zum anderen Abend an den Rhein, darüber der von Stramberg schon in der Nacht geritten war.

Beethoven und das Liebespaar

Obwohl Ludwig van Beethoven in seiner ersten Wiener Zeit noch wenig von der Huldigung erfuhr, die wir ihm dankbar und staunend widmen würden, wenn er noch lebte: war er von der Bedeutung seiner Kunst doch schon erfüllt, und manches wird von seiner Heftigkeit berichtet, wenn einer ihm darin zuwider war. Besonders als er selber — noch im Besitz des äußeren Gehörs — in vornehmen Häusern abends am Klavier sich hören ließ in freien Fantasien.

So war er mehrmals in einem adligen Haus geladen, wo ihn die Tochter sehr verehrte; und weil er wußte, daß sie sein Spiel verstand wie wenige, obwohl sie menschlich zu ihm in schöner Kühle blieb: so dachte er sie eines Abends zu überraschen, indem er vor einer größeren Gesellschaft in ihrem väterlichen Hause unvermutet statt einer freien Fantasie die fertige Sonate Nummer sechzehn spielte. Jenes sonderbare Stück, das mit einer Art von Gelächter auf dem hohen G beginnt und — über eine Oktave gleich einer Treppe

in den Zirkus hinunter laufend — ein kräftiges Spiel der Synkopen vorführt: wie wenn statt der eleganten Dressur der hohen Schule ein tollkühner Reiter auf einmal die Naturkraft eines ungezähmten Hengstes bändigte, so daß die wilden Seitensprünge, statt die Musik zu stören, ihr eigentlicher und für die Zuschauer unerhörter Inhalt würden.

Nun aber war zum gleichen Abend ein junger Kaufmannssohn geladen, der die Tochter des Hauses im geheimen und — weil sie eine Gräfin, er nur ein Bürger war — ohne Hoffnung verehrte. Ein trotziger und feiner Mensch, der vor der großen Revolution in Frankreich gewesen war und durch die schlimmsten Greuel in der Hauptstad ausgehalten hatte. Er war wie alle guten Deutschen jener Zeit angeblasen vom Sturmwind der Menschenrechte und ging mit seiner Gesinnung im Wien der ränkevollen Thugutzeiten nicht unbehindert herum. Durch die Bemühungen einer freigesinnten Tante war er zum Abend geladen worden; mit seiner Tracht und Haltung der gezierten Gesellschaft zum Teil eine unangenehme Erscheinung, sodaß er selber verlegen und trotzig wurde, äußerlich noch

die eingelernten Redeformen und Verbeugungen mitmachte, durch die Haltung des geschorenen Nackens und den ungehinderten Blick seiner hellbraunen Augen aber deutlich seine Auflehnung verriet. Sodaß ihn wiederum der Fürst Lichnowski, der als berühmter Gönner des jungen Komponisten auch zugegen war, der gutgesinnten Tante als das lebendige Sinnbild der Beethovenschen Musik scherzhaft bezeichnen konnte, die aus den Haydnschen und Mozartschen Formen genau so trotzig wie dieser junge Mann ihr menschliches Gesicht erhöbe.

Wie nun ins schimmernde Kerzenlicht, in das rauschende Geknister der seidenen Gewänder und in die lispelnden Scherze der alten Herren auf einmal — nach einer winkend hergestellten Stille — das trotzig-helle Gelächter der Sonate in die hämmernden Akkorde hinunterlief, um dann mit den gewohnten Läufen der Salonmusik einen wilden Wirbeltanz auszuführen, der immer wieder durch die Querschläge der Synkopen gebändigt wurde: da verschwand das eingelernte süße Lächeln der Hingebung an die Musik nacheinander von den Gesichtern. Den jungen

Goldschmied aber, der vor Erregung zitterte und blaß wurde, überkam es, wie wenn er selber auf einmal in diese zierlichen Gesellschaftsräume hinein von seinen trotzigen Gedanken laut zu sprechen begänne. So überraschend war diese Gewalt für ihn, der bis dahin selten Musik gehört und sie als Spielerei fast verachtet hatte, daß er rückgelehnt an einen Türpfeiler mit beiden Händen das lakkierte Holz umspannte und wie der angeschmiedete Prometheus, nur aufgerichtet, unvermutet manchem der Gäste zu der trotzigen Musik ein trotziges Schauspiel gab.

Wie dann endlich, aufatmend nach den starken Schlägen, das Adagio im Zauberspiel der Triller den Drang der Jugend noch einmal wiederholte und auf seiner Melodie nur eine einzige süße Bitte hinzutragen schien: da trat die schöne Tochter des Hauses, gleich überwältigt von der künstlerischen und menschlichen Bewegung dieses Ereignisses, vor aller Augen frei zu dem jungen Menschen hin. So daß sie — an den andern Pfeiler der Tür gelehnt, nur in gelassener Schönheit aufgerichtet und fast ein wenig demütig der trotzigen Musik zugeneigt — für diejenigen, die

im Nebensaal den Tönen lauschten, mit dem Jüngling ein schönes Wächterpaar zu dem Raum darstellte, darin von den Kerzen grell beleuchtet, Beethoven alle miteinander die Lebensgewalt seiner Kunst trotzig und bezwingend fühlen ließ.

Wer das Adagio kennt, weiß auch, mit welchem süßen, verhaltenen Jubel es im Diskant beginnt und wie der aufsteigenden Frage darin der Baß mit der gleichen Figur antwortet, gleich ihm von C zu D ansteigend, nur daß er das unsichere Rankenwerk der Fragen zweimal mit einem lang anhaltenden G, gleichsam in einem unverbrüchlichen Ja beantwortet. Aber wie die beiden Stimmen sich vereinigten, nicht zum Zwiegesang, sondern zur klaren Einstimmigkeit, die mit Oktaven in großen Gängen ihren Jubel in jene Wehmut hüllt, darin das höchste Glück aller menschlichen Vereinigung stets in Todesnähe geführt wird: da waren die jungen Menschen in der Tür nicht mehr die Sinnbilder der Musik, da war Beethoven mit seinen zuckenden Händen, mit der innigen Gewalt seiner Töne nur noch der Musikant, der ihren Herzen horchend das Geheimnis ihrer großen Liebe sang. Sodaß

der wundervolle Ring des Lebens, der in der Kunst behütet liegt, hier einmal ganz geschlossen war, indem die Wirkung der Musik gleichsam zu ihrem Ursprung zurückkehrte: aus den Herzen dieser Liebenden in den Spieler, und aus seiner Sele, wie in einem dunklen See geklärt, hell zu ihnen zurückfließend.

Sie hatten bis zu dieser Stunde noch kein Wort der Liebe zueinander gesprochen und sie standen auch jetzt noch mit abgewandten Blicken nebeneinander da: doch waren ihre Seelen im süßen Strom von diesen Tönen inniger vereint, als sie es jemals wieder werden konnten. Als darum nach dem stillen Ausklang das freche Rondo einsetzte, darin die Kraft der Synkopen und die süßen Triller des Adagios im Uebermut zum Teufel geworfen und mit Armen und Beinen ein Tanz der Ausgelassenheit begonnen wurde: da faßte den jungen Menschen, der trotz aller genossenen Sicherheit der Liebe noch die Hindernisse zwischen sich und seiner Geliebten sah, eine heftige Angst, daß im Trubel dieser ausgelassenen Töne alles wieder versinken könnte wie ein erträumtes Luftschloß. Er hielt zwar noch den Pfeiler umfaßt und fester noch

als vorher, aber nur, um nicht die Hände nach ihr auszustrecken und schluchzend in Sehnsucht und Erlösung vor ihr hinzusinken. Auch ließ er alle Vorsicht fahren und begann, die Augen fest auf sie gerichtet, mit heißen Flüsterworten auf sie einzusprechen; indessen sich die Klänge, die so stark in ihren Seelen gewesen waren, von ihnen entfernten wie eine gleichgültige Tanzmusik.

Sie gab ihm keine Antwort, stand nur noch immer wie von der Seligkeit der Töne im Adagio beschüttet da, und nahm die Huldigung und das Geständnis dieser heißen jungmännlichen Seele und die trotzige Kraft darin in einer traumhaften Erhöhung aller Gefühle hin. Sodaß, als nach dem langen Crescendo, wo das tiefe D im Baß wie der sichere Ernst einer nur äußerlich noch scherzenden Seele liegen bleibt und nach einigen Oktavengängen immer wieder fast störend in den Tanz hinein ein C gerufen wird als eine letzte, fast schon überflüssige Frage, die sich dann wieder mit einer Art von Kopfschütteln über das Cis hinauf ganz in den Uebermut des Rondos hineinwirft, um im selben Augenblick zu stocken, gleichsam sich im Tanz der süßen

Melodie erinnernd: sodaß an dieser Stelle die beiden Liebenden von aller Besinnung verlassen dastanden und in die Pausen zweimal hinein die heißen Flüsterworte des Jünglings allen vernehmlich klangen.

Keinen so verletzend wie den blassen Spieler, der beim erstenmal aufzuckend noch seine Beherrschung wiederfand, beim zweitenmal jedoch, wo mit dem langen Triller im Baß das tolle Presto einsetzen muß — auch wohl aus der Erregung seiner Musik — mit beiden Fäusten furchtbar in das Klavier hineinhieb, einen Augenblick kopfschüttelnd wie ein Irrsinniger mit offenem Mund dasaß, dann aufsprang und mitten in die festlichen Räume, in das schöne Kerzenlicht, in die erschrockene Stille der andern und in die traumhaft verzerrten Gesichter der beiden laut und mit dem fremden Klang seiner rheinischen Stimme wütend hineinschrie:

Für solche Schweine spiele ich nicht!

Niemals, so lange die weiß und golden gestrichenen Wände dieses Hauses und die zart geblümten Möbel dastanden, war ein solches Wort hineingefallen. Nun blieb es wie ein von der Straße durch die splitternden

Scheiben geworfener Stein daliegen, bis alles durcheinanderrannte, ihn aufzuheben. Noch immer standen die beiden Liebenden in ihrer Tür, aus der Fülle ihrer Vereinigung grausam aufgeschreckt und aller Verhüllung der Musik beraubt, wie nackt inmitten peinlich verlegener und hämischer Gesichter.

Aber wenn bisher nur der hitzige Kaufmannssohn zu der kühlen und schweigsamen Grafentochter gesprochen hatte, und wenn es nun einen Augenblick lang schien, wie wenn er als ein schlecht erzogener Eindringling in der durch ihn so peinlich gestörten vornehmen Gesellschaft dastehen sollte: nun endlich fand auch sie das Menschenwort zu solcher Kunst in ihrem Herzen, obwohl die herrlichen Lippen noch immer geschlossen blieben und nur in ihren tiefblauen Augen das Licht von allen Kerzen im Saal auf einmal funkelte. Erst schien es, als ob sie zürnend vor den tückischen Musiker hintreten wollte, gleich aber hemmte sie den Schritt und wandte sich rückblickend und beide Hände nach ihm hinstrekkend ihrem Partner zu. Der griff sie frei und kühn; und während diejenigen aufsprangen, die noch gesessen hatten, und alle anderen im

Bann dieser seltsamen Handlung regungslos dastanden, gingen die Liebenden, vor aller Augen einfach und sicher umschlungen, stillen Schrittes aus dem Saal hinaus.

Der nächste hinter ihnen war Beethoven, der düster und schweigend das Haus verließ, das er nach diesem Abend nicht mehr betrat, so oft und eindringlich er auch von vielvermögenden Freunden darum gebeten wurde. Als nach einigen Wochen heftigen Kampfes die öffentliche Verlobung der beiden preisgegeben wurde, sandte er den ersten Druck der sechzehnten Sonate mit einer Widmung der jungen Gräfin zu. Sie bewahrte den Druck als ein sehr teures Heiligtum; doch lehnte sie die Widmung ab in einem Brief, der noch nach seinem Tode bei den Papieren des Meisters gefunden wurde, später aber auf unerklärliche Weise verloren ging. So ist der Wortlaut uns nicht mehr erhalten, jedoch der Sinn und Inhalt, der nach den Berichten eine in klaren Worten gefaßte Mahnung gewesen ist: daß auch die größte Kunst des größten Meisters nur eine Dienerin des Lebens sei, aus

dessen ewigen Tiefen ihre Sterne einen Trost herleuchten dürften in einem demütig geborgten, nicht im eigenen Licht.

Ob dieser Brief ihm auch zum Aergernis geworden ist, hat nie jemand erfahren; doch will man wissen, daß die fünf Sonaten, die mit der sechzehnten beginnend ganz ohne Widmung erschienen sind, während alle früheren seinen Freunden und Freundinnen namentlich gewidmet waren, heimlich den Namen jener Grafentochter tragen, deren schönste Musik er einmal spielen durfte.

Das Perspektiv

Ein Perspektiv ist sonst nicht gerade ein gefährliches Gerät, doch hat der Kaspar Trittenmacher, soeben an einem Märztag 1795 als Furier in Ehrenbreitstein angelangt, mit einem solchen Ding die Hauptstadt Koblenz sehr in Gefahr gebracht. Es war die Zeit, da die Franzosen unter Marceau sich in der Residenz des Clemens Wenzeslaus nicht übel eingenistet und mit den Trierschen auf dem Ehrenbreitstein einen Waffenstillstand hatten, sodaß am Rheintor wohl mit Holz und Mist ein Festungswerk errichtet, sonst aber wenig Feindliches geschehen war. Weil an dem Morgen nach einer lauen Regennacht der duffe Nebel um die Kastortürme hing gleich einem Gazetuch, das eine Hausfrau nur von ihren Kannen und Tellern aufzuheben braucht, und alles blinkt wie frisch geputzt dem Gast entgegen: so ließ dem Kaspar Trittenmacher sein neues Perspektiv nicht Ruhe, die Stadt in Augenschein zu nehmen. Er machte sich hinunter an den Hafen, wo die Zimmerleute an der fliegenden Brücke in Arbeit waren, stellte

die Füße recht breit und fest auf ein Pon-
ton, zog sein Messingrohr — indes die Zim-
merleute bewundernd nach ihm sahen — aus
dem bestickten grünen Futteral heraus und da-
nach recht mit Würde die einzelnen Staffeln
auseinander und begann, gleich einem Geo-
meter, die Häuser und die Türme, am andern
Ufer recht fleißig abzustechen.

Nun aber war am Deutschen Eck Ablösung
aufmarschiert, ein junger Kerl aus der Cham-
pagne, vor wenig Tagen erst zum Heer gekom-
men. Der bemusterte den Ehrenbreitstein gleich
einem Feldherrn, der sich den besten Weg ihn
zu erobern sucht, als ihm von drüben aus den
Schiffen ein Funkeln in die Augen kam und
er genau hinspähend ein blankes Rohr auf
sich gerichtet sah. Und weil er nicht geneigt
war, sich wie ein aufgemalter Scheibenmann
abschießen zu lassen, riß er die Flinte kaum be-
dacht herunter, und ehe der Furier mit seinem
Rohr ans Rheintor hielt: da legte sich gleich
einer Peitschenschnur ein Büchsenschlag quer
übern Rhein und tippte ihm dermaßen an sein
Perspektiv, zwar nur am Rand, jedoch so stark,
daß er rücklings auf das Ponton zu liegen
kam und mit dem Messingrohr den dunstig

blauen Frühlingshimmel visierte. Das gab natürlich bei den Zimmerleuten ein Gerenne, wie wenn der Fuchs zu Hühnern kommt; und als dem ersten Schuß auch noch ein zweiter folgte, waren die Trierschen Jäger im Johannisturm schon alarmiert. Denn weil im Waffenstillstand scharf zu schießen nicht erlaubt ist wie schnupfen oder kartenspielen, so fingen sie als die Verratenen zu knallen an, daß um den raschen Schützen aus der Champagne die Kugeln in die Mauer spritzten und eine ihm dermaßen an den Kolben schlug, daß er gleich einem Toten glatt in den Kies zu liegen kam; obwohl ihm von dem Schlag und Schrecken nur die Nase blutete, sodaß er aufkratzend noch ums Deutsche Eck herum zum Schwanentor den Hasen spielen konnte.

So gab es mitten in dem Waffenstillstand ein Geschieße überm Rhein und ein Geschrei, wie wenn noch an demselben Tag Koblenz in Stücke geschossen werden müsse. Und weil sich Trierer wie Franzosen überfallen und verraten glaubten, so blieb es nicht bei den Gewehren. Vom Ehrenbreitstein fiel der erste Stückschuß in die Stadt, den zu erwidern die

Franzosen sich beeilten, sodaß nach einer Viertelstunde eine Kanonade ihre Schrecken in die Gassen und Dächer der alten Rheinstadt schüttete. Erst als sie schon an vielen Stellen brannte, kam über die Kartause niederreitend und im Spazierritt aufgeschreckt Marschall Marceau und ließ sogleich die weiße Fahne an das Rheintor tragen.

Da wars, wie wenn der Zufall, dem die wilde Schießerei entfahren war, zum andernmal die Schelmenhand erhöbe: indem genau zur gleichen Zeit der Kaspar Trittenmacher aus seiner Ohnmacht zu sich selber kam und erst ans Auge, danach an alle Glieder faßte und alles noch ganz heil fand und sich auf seine Beine hob und sehr verwundert in dem Frühlingstag sein Perspektiv zusammenschob. Denn weil die Zimmerleute, in Furcht und Neugier hinter Planken sitzend, die weiße Fahne nicht, nur den Furier aufstehen sahen, wie der sein Perspektiv ins Futteral versenkte, und all der Lärm sogleich verstummte, wie wenn er aus dem Rohr gekommen wäre: so spähten sie dem kleinen Mann mit sonderbaren Augen nach, als er das Teufelswerkzeug unterm Arm ganz still nach Hause ging, indessen von

Koblenz her der Rauch von vielen Bränden sich braun und dick in all den blauen Dunst des Pulvers mischte.

Der Bäcker von Limburg

In Limburg kam ein Bäcker zur Franzosenzeit dazu, im Zorn der alten Griechen und nackten Leibes ein Held zu werden. Er wohnte jenseits der Lahn bei seinem Backhaus und war ein stakiger Kerl mit schweren Knochen, der sich seit seiner Wanderschaft als Junggeselle bescheiden bei seinem Handwerk hielt. Wie der im Winter einmal die ersten Wecken aus dem Backofen holte, mochte ein frühes Licht den Marodeuren ein bequemes Frühstück verraten haben. Er hatte gerade den warmen Brötchen mit Kleisterwasser den Glanz auf ihren knusperigen Bauch gestrichen, als ihm ein halbes Dutzend dieser Kerle ins Backhaus brach und sein Gebäck hohnlachend in die Leinensäcke scharrte. Weil sie mit Säbeln und geladenen Flinten besser bewaffnet waren als er mit seinem hölzernen Schieber, so dachte er zuletzt: Was hilft es viel? Sie schlagen und sie schießen dir die Knochen entzwei und deine Wecken haben sie doch! Nur als sie ihm sein wollenes Kamisol wegnahmen, das an dem Backtrog hing, war er

doch wild. Da zogen sie ihm mit Gewalt die Bäckerschürze und die Hosen, selbst noch die Strümpfe aus und jagten ihn hinaus, barfuß mit Hemd und Zipfelmütze in den frostkalten Morgen.

Wie er dann ihrem Hohn entrann, verbleut und blutend, und über die steinerne Lahnbrücke hinauf nach Limburg lief, war da schon alles voll von Geschrei und Schüssen. In alle Häuser drangen sie und plünderten und stachen mit Bajonetten tot, was sich noch wehrte. So schlich er sich im Hemd durchs dürre Gebüsch am Ufer hin und kroch zuletzt in einen Binsenverschlag, den sie da für das grüne Futter im Sommer hatten, und der nun leer war. Da saß er bis zur Helligkeit, sah manches Feuer blutrot leuchten im kalten Nebel und wartete, ob sie ihm drüben das Seinige auch niederbrennen würden. Er war es zwar gewohnt, in dünner Kleidung zu hantieren, auch im Winter; doch so im Hemd auf einem kalten Brett zu sitzen, obwohl die Nebelnässe den frostigen Staub schon klebrig machte, bekam ihm schlecht.

So kam er, als die Schüsse und das Geschrei mit dem hellen Tag nachließen, verfro-

ren und zähneklappernd an die Lahnbrücke zurück und wollte sich nach Hause schleichen. Darüber sahen ihn drei Kerle, die betrunken aus einer Wirtschaft fielen, und jagten mit ihren Waffen hinter ihm her, wie wenn sie einen Hasen aufgestöbert hätten. Er hätte sich noch über die Brücke retten können, trotzdem ihm eine Kugel unterm Arm durchs Hemd fuhr, wenn er den andern Marodeuren nicht in die Flinten gelaufen wäre, die vordem in sein Backhaus eingebrochen waren. Die trieben ihn zurück bis mitten auf die Brücke und zogen ihm zum Hohn auch noch das Hemd aus. Er war auch ohne Kleider immer noch der Bäcker und hatte Furcht, sein Leben zu verlieren; doch wie der große Kerl mit seinen haarigen Gliedern splitternackt dastand, sah es schon aus, wie wenn ein großer Wolfshund unter Pinscher geraten wäre.

Und als ihm einer auch noch die weiße Zipfelmütze vom Kopf riß, die als sein Handwerkszeichen den Zorn in Demut niedergehalten hatte, so daß ihm nun der kalte Wind ins Haar fuhr: war es kein Bäcker mehr, der im Winter nackt und frierend auf einer Brücke stand, da war es nur noch ein großes Men-

schentier, dem die Verzweiflung die Körper-
kräfte in Wildheit löste. Das schlug dem Kerl,
der sich die Zipfelmütze kläffend über sein
Käppi gezogen hatte, so ins Genick, daß es
abbrach; und wie ein anderer ihn von hinten
anfallen wollte, packte er ihn beim Tornister-
riemen und warf ihn über das gemauerte Ge-
länder hinunter in die Lahn. Wie das den
Plumps tat und nur noch das schwarze Win-
terwasser seine Kreise schlug, wo eben noch
ein Kopf und ein Paar Stiefel durcheinan-
der gezappelt hatten, bevor es weiter unten
mit einem Arm heraufkam und wieder sank:
da liefen einige, ihrem Kameraden zu helfen,
während die andern mit Hetzgeschrei ihn sel-
ber hinterher befördern wollten. Doch weil
sie in der Wut vergaßen, daß sie nur mit
den Waffen stärker waren, und ihn nach Art
balgender Buben angreifen wollten: da sah
es wirklich aus, wie wenn ein gelber Wolfs-
hund einen nach dem andern von diesen klei-
nen, schwarzen, betrunkenen Kerlen zwischen
die Zähne genommen hätte. Es ging nicht im-
mer gleich beim ersten Griff, einer schlug erst
mit dem Kopf hohl an die Mauer, daß nur
sein Käppi im Trocknen blieb, und zwei an-

dere verbissen sich so an ihm, daß sie ihn selber fast mitgezogen hätten, als er den Knäuel über den Rand hinunterwälzte. Einige fanden auch noch Zeit, nach ihm zu schlagen und zu stechen, auch waren alle mit ihren Ketten und Schnallen stachlich genug, sein bloßes Fell mit roten Riemen zu bekratzen, an denen das halbgefrorene Blut in Tropfen hing.

Und schließlich, als er ein halbes Dutzend dieser zappelnden schwarzen Brote in den kalten Backofen hinuntergeworfen hatte und schon müde wurde, mußte ihm auch noch der Zufall helfen, indem eine Schar von Bürgern aus der Stadt heruntergelaufen kam. Die hatten sich mit Stangen, Sensen und alten Waffen wehren wollen und waren doch vor einigen Franzosen davongelaufen, die nun schießend und mit Hetzgeschrei dahinter herjagten. Wie die Bürger jetzt den nackten Bäcker bei seiner Arbeit sahen, und daß die Kerle mit den Tornistern schlecht schwimmen konnten und auch für die andern noch Platz da unten war, und daß es schmählich von so vielen wäre, vor einigen Flinten davonzulaufen, indessen der eine

nackten Leibes wacker stand: da ließen sie die schreienden Franzosen bis auf die Brücke kommen und achteten dann die Schüsse und auch die Bajonette nicht. Und ehe noch der bucklige Ortsschreiber, der auch mit einem Säbel dabei war, den Tatbericht hätte aufnehmen können für die Ordnung der Obrigkeit, hatten alle Franzosen den Brückensprung getan und nur weit unten krochen einige, die sich mit Schwimmen gerettet hatten, wie Ratten aus dem schwarzen Wasser. Die ließen sie fürs erste kriechen; aber wo noch irgendwie die Weiber und die Mädchen schrien, weil einer von den Kerlen im Hause war, da brachten sie ihn rasch heraus ans kalte Tageslicht, und noch viel weiter in die Kälte, so daß in einer halben Stunde Limburg die unbequeme Einquartierung schon wieder los geworden war.

Dem Wolfshund auf der Brücke war es so warm geworden, daß er die Kleider jetzt leichthin entbehren konnte. Doch wie er sich das Käppi des Franzosen aus dem Dreck aufhob und seine Zipfelmütze davon abzog, sie als das Zeichen seines ehrsamen Handwerks wieder auf den struppigen Kopf zu setzen: da war er auch ohne Hemd und Kleider nur ein Bäcker

aus Limburg. Weil der nicht so nackten Leibes auf der Straße bleiben durfte, auf die sich schon die Kinder, auch Frauen und selbst Mädchen wagten, mußten sie ihn da zu mehreren in einem dichten Haufen nach Hause bringen, daß nur darüber weg die nackten Schultern und die Zipfelmütze zu sehen waren, daran ein dünner Strich von Blut ihm mitten auf den Rücken hinunterlief.

Der Spazierstock

Im goldenen Mainz begann die Revolution mit einem Knall, weil ein Spazierstock von der Galerie mitten ins Hoftheater fiel. Es war gerade ein Trauerspiel im Gang und eine blasse Rührung im Parterre, als mit dem Knopf nach unten der Stock an einem leeren Sitz aufknallte und mit Geklapper auf den Boden sprang. Trotzdem die Gräfin Coudenhoven, des geistlichen Kurfürsten Favorite, sehr erblaßte, wäre der kleine Schrecken rasch vergessen worden, wie man den großen Donner auch vergißt, wenn nicht der Knopf an dem spanischen Rohr aus purem Gold und von so reicher Arbeit gewesen wäre, daß sich zuerst die eilig zugelaufenen Diener, nachher die Kammerherren, zuletzt der Kurfürst selber verwundern mußten, wie ein so kostbarer Stock auf die Galerie gekommen wäre.

Es wurde auf Befehl der Gräfin nachgeforscht und rasch herausgebracht, daß ein Student und reicher Herrensohn aus Trier mit Namen Hermes den Stock getragen hatte. Und weil man den als tollen Kerl und gar nicht

sparsam oder kunstbegeistert kannte: so kam aufs peinlichste vor die Behörde, daß sich die Mainzer Bürgermädchen den Studenten auf der Galerie zuliebe schon seit langem fürs Theater interessierten, zumal es nach dem Brauch der Zeit da oben ganz unbeleuchtet war. Da konnte einer Hand im Spiel der süßen und erhitzten Heimlichkeiten wohl ein Stock entfallen, wie es dem langen Hermes aus Trier geschehen war, und nun so üble Folgen brachte.

Denn um die teuren Stöcke mitsamt den Bürgermädchen vor solchen Stürzen und anderen Unbedachtsamkeiten zu behüten, wurden fortab da oben auch Kerzen aufgesteckt. So stiegen die Studenten zwar noch, jedoch die Mädchen nicht mehr in das zerstörte „Paradies". Und weil die Bürger, auf Verlangen der Gräfin öffentlich gewarnt vor der Theaterliebe ihrer Töchter, abends die Haustüren streng verschlossen hielten, sah es in dem goldenen Mainz auf einmal aus, wie wenn Custine schon vor den Toren stände.

Wie aber, wer in der Welt etwas verändern will, gleich einen Brauch zerstört, und Rechte, die immer heilig sind, mit Füßen tre-

ten muß, ganz ohne Absicht meist: so sah der Kurfürst, nach einigen Abenden wieder ins Theater kommend, die Studenten auf der Galerie verdrossen an den Säulen und über die Rampe gelehnt, und jeder hielt gleichmütig den Hut auf seinem Kopf, wie sie es bei der Dunkelheit sich eingerichtet hatten und nun als angestammtes Recht auch in der Helligkeit ausübten. Der dicke Kurfürst konnte darin nur eine Unart, die Gräfin Trotz und Verhöhnung seiner fürstlichen Gewalt erblicken, sodaß noch an dem selben Abend die strenge Weisung kam, daß jedermann, auch auf der Galerie, beim Eintritt des Hofes die Kopfbedeckung abzunehmen und barhäuptig zu bleiben habe, bis er den Saal verließe.

So hatte sich der Kurfürst und Erzbischof Karl Friedrich von Mainz am Souverän der Zeit vergriffen und die Freiheit der akademischen Bürger verletzt; denn wenn die auch mit Bürgermädchen oder Hüten nicht viel zu tun hat, verwirrt sich das doch leicht in jungen Köpfen, denen die Schulbank noch so nahe und das Leben schon erlaubt ist. Es summte einen Tag lang in Mainz, wie wenn Custine schon eingezogen wäre, und als am Abend der

Erzbischof geräuschvoll in der Loge der Gräfin Coudenhoven erschien, standen die Studenten auf der Galerie gedrängt und nahmen auf ein Zeichen, das der Spazierstock von dem langen Hermes gab, mit feierlichem Schwung die Hüte ab und zeigten einer wie der andere weiße Nachtmützen auf dem Kopf.

Dies wäre zu anderen Zeiten ein dummer Schabernack gewesen, der hier zum bösen Verhängnis wurde; denn weil es eine dreiste Anspielung auf einen Vorfall war, wo der bequeme Kurfürst bei einem nächtlichen Radau am Fenster der Gräfin in der Nachtmütze erschienen war, und weil die freche Absicht der Studenten sich in den Gassen herumgesprochen hatte: so waren an dem Abend die Tribünen des Theaters angefüllt von Menschen, die schon seit Wochen auf einen Anlaß zur offenen Empörung warteten, sodaß der Hof sich kaum mit größerer Gefahr in eine offene Feldschlacht hätte begeben können, als in den Aufruhr dieses Theaterabends. Wohl waren der Emigranten viele über den Rhein geflohen, weil sie dem aufgerührten Sinn der Mainzer mißtrauten, wohl bedrohte Custine die Pfalz und also auch die kurfürstliche Re-

sidenz: der goldene Leichtsinn aber war am Hof zu Mainz geblieben, wie wenn die grellen Blitze aus Paris, der Blutgeruch, der gleichsam in den Kleidern der Emigranten hing, von denen manche kaum ihr Leben aus schrecklichen Gefahren hierher gerettet hatten, nur ein Anreiz gewesen wäre, die Stunden auszunützen.

Nun aber versank das alles durch den Studentenstreich, wie ein gemalter Theatervorhang vom Klingelzug des Regisseurs versinkt. Der Kurfürst, der seine Gräfin begrüßend garnicht zur Galerie hinaufgesehen hatte, stand noch zu ihr gebeugt, als in den peinlichen Unmut des Gefolges recht nach rheinischer Art auf zwei Knöcheln geblasen ein überlauter Pfiff aus den Tribünen dem Scherz der Galerie entgegnete. Noch war der Vorhang nicht aufgetan, schon aber schwoll der Beifall wie nach einem wohlgelungenen Stück frech zum Gelächter an, darin ein silberheller Zornruf der Gräfin sich verirrte wie ein letzter Klang der alten Welt. Zuerst erloschen die Kerzen auf der Galerie, dann fiel von allen Seiten der Schatten in das flimmernde Licht, auch klirrte es bedrohlich wie von zerbrochenem

Porzellan in das Getöse der Menschenstimmen. Erschrocken drängten einige aus dem Gefolge schon zu den Türen; die meisten hielten noch zurück und griffen nach den galanten Degen, als ein Stuhl von einer Tribüne geschleudert krachend in die Loge der Gräfin fuhr und ein Geschrei von Schrecken und entfachter Wut den Kurfürst mit der Gräfin hinriß zu rascher Flucht. Die meisten Lichter wurden ausgelöscht und klirrende Schläge brachen in das Geschrei; wer noch die Türen erreichen konnte, floh hinaus; und ob sich die Studenten erschrocken und tapfer der Zerstörung widersetzen wollten, in einer Viertelstunde war das Gefüge des Theatersaals, den zu schmücken ein Jahrhundert feinen Sinn und köstlichen Geschmack verschwendet hatte, mit seinen seidenen Stühlen, den Gobelins der Logen, dem goldenen Stuck, dem zierlich abgeformten Porzellan der Lampen ein Trümmerplatz.

Noch aber gaben die Kavaliere, durch Jahrhunderte verwöhnt und auch erzogen, lächelnd der funkelnden Gefahr zu stehen, durch

den Spott der Gräfin aufgereizt, das goldene Mainz nicht auf. Der Morgen des anderen Tages sah nach einer Nacht, die nicht nur im Theater wüst gewesen war, kurfürstliche Soldateska in allen Gassen, und wer von den Studenten zu greifen war, der saß zum Mittag im Gefängnis. Nur den die Gräfin am meisten suchen ließ, der lange Hermes, war nicht gefunden; und wie sein Stock ganz ohne Absicht den Anfang zu dem Aufruhr angegeben hatte, so führte er ihn nun in einem frecheren Streich zu Ende.

Die Stadt war seit dem Morgen bänglich still gewesen; nur in den engen Gassen, wo der Aufruhr seit Wochen heimliche Verstecke hatte, blieb es den ganzen Tag lebendig, um in der Dämmerung mit vereinzelten Gestalten zuerst, danach in frechen Haufen auch in die hellen Straßen vorzudringen. Eben waren im wohlverschlossenen Hause der Gräfin Coudenhoven die Kerzen angezündet, als von sechs kurfürstlichen Reitern beschützt ein langer Offizier im Wagen vorfuhr, im allerhöchsten Auftrag unter sicherer Bedeckung die Dame eiligst ins Schloß zu holen. Obwohl gerade unter drohendem Gesang ein Haufe an ihren Fen-

stern vorüberzog, bespöttelte die Gräfin solche Vorsicht; doch zögerte sie nicht, am artig dargebotenen Arm des Offiziers mit ihrer Zofe einzusteigen, um wie sie dachte im Schloß an einer eiligen Beratung der Kavaliere teilzunehmen.

Doch waren, wie der Offizier im Fahren rasch erklärte, die geraden Wege nicht mehr frei; sodaß sie auf gewundenen sich immer mehr ins alte Mainz verfuhren und endlich in dunkle Gassen kamen, auch so abscheulich hin und her gerumpelt wurden auf der raschen Fahrt, indessen sich Gejohle an ihren Wagen heftete, wie wenn da Hunderte ihm folgten: daß sich die Zofe verzweifelt dem Offizier anhängte, die Gräfin aber ihn scharf anging: er möge sie aus diesem Aufruhr bringen. Indessen fuhr der Wagen schon von der Gasse ab durch einen Torweg und hielt in einem engen Hof, der von vielen Fackeln erleuchtet war. Zur Antwort hob der Offizier die kleine Dame aus dem Wagen und stellte sie statt in den Kreis der Kavaliere mitten unter die Studenten, die alle mit einer Fackel in der Hand dastanden und ihren Hut abnahmen, noch einmal die Nachtmützen aus dem Theater zeigend.

Und wie sie zornig nach dem Offizier herumfuhr, da hatte der, wie auch die Reiter, trotz seiner Uniform den Hut gleichfalls von seiner Nachtmütze abgenommen und zeigte ihr das höhnische Gesicht des langen Hermes aus Trier.

Die Zofe weinte gleich, wie hübsche Zofen weinen, denen bei Männern nichts mehr passieren kann; die Gräfin aber, die recht ein schwarzer, feiner Teufel war, ihrem Kurfürsten den Theaterscherz zu gönnen, hätte trotz ihrer schlimmen Lage fast herzhaft aufgelacht, wenn nicht im selben Augenblick ein scharfer Streit im Torweg entstanden wäre, wo die Studenten kaum noch vermochten, das johlende Volk zurückzudrängen. So liefen ihre Augen, rasch einen Ausweg suchend, an den fackelbeleuchteten Wänden des engen Hofes hin; und weil ihr die Studenten mit höflichem Respekt nur eine Gasse ließen zu einer Tür, auf die der lange Hermes galant vorausging: so schritt sie ohne Zaudern hinein, fast gnädig dankend aus Gewohnheit, durch einen engen Flur und über eine steile Treppe in ein Gemach, das für die Bequemlichkeiten einer Dame bedenklich eingerichtet war. Es hätte

der verbindlichen Mitteilung ihres Begleiters nicht bedurft, der in Abwesenheit der Bewohnerin die Honneurs machte, um die Gräfin aufzuklären, in was für einem Haus sie abgestiegen war. Da wurde sie gewahr, daß nun der Scherz ihr selber ins Gesicht fuhr; wie ein Marder ging sie den langen Hermes an, um ihrer Frauenwürde willen an einen anderen Ort gebracht zu werden.

Der aber hatte sich mit dem Rücken vor die Tür gesetzt und wußte den Hut eines kurfürstlichen Offiziers gleich einem solchen auf den Knien haltend in jedem Wort die Haltung eines Kavaliers zu wahren, indem er ihr aufs artigste versicherte, daß sie sich schwerlich an einem schlechteren Ort befände als seine Freunde. Sie besäßen als Studenten weder eine kurfürstliche Soldateska noch ein Gefängnis und müßten sich in beidem behelfen. Er fände überdies, daß die Frau Gräfin passender logiert sei als seine Kameraden. Das sagte er wie Artigkeiten, kaum höhnisch lächelnd. Im übrigen verlange niemand trotz dieser Wohnung mehr von ihr, als daß sie ihrem Kurfürsten ein Billett zukommen lasse: Da sie durch so viel Teilnahme — hier raffte

er das Zimmer mit einer Handbewegung gleichsam um sie — dem Geschick von seinen Freunden verbunden sei, so läge ihr gewiß daran, die freigelassenen Studenten hier zu begrüßen, um danach ungefährdet wirklich ins Schloß zu kommen.

Das war sehr frech und kaum noch ein Studentenstreich; doch weil man keine Trümpfe spielen kann, die andere in Händen haben, geriet das Spiel schon gleich ins Stokken, indem die Gräfin Coudenhoven die überscharfe Rechnung mit gleichem Hohn verweigerte: Sie wisse nicht, ob seinesgleichen ein Dutzend schon eine Gräfin wert sei. Auch könne sie nicht anders als an dem eigenen Schreibtisch schreiben und zwar, was ihr beliebe. Wobei sie ihre Kleider raffte, damit kein Saum den Teppich berühren konnte, darauf sie unbeweglich stand, wie wenn sie mit den Füßen in Schmutz geraten wäre. Der lange Hermes mochte lächeln, soviel er wollte; er fühlte, wie ihm das Spiel jämmerlich aus den Händen glitt, sodaß er sich zuletzt erhob und anders nicht als ein ertappter Schlingel in seiner Nachtmütze vor ihr stand, die ihn zornfunkelnd musterte. Fast hätte er,

die Augen niederschlagend, demütig sich verneigt vor ihr, die ein sehr feines Weibsbild war: wenn nicht im selben Augenblick gleich einem Sturmwind durch den Torweg heulend Triumphgeschrei in den Hof gekommen wäre, vielstimmig das Gemurmel übertönend. Obwohl die Gräfin ihre Haltung nicht verlor und der Zofe, die sich an sie drängte, zornig ihre Angst verwies: so stand sie doch mit allen Nerven horchend. Sodaß der Hermes Zeit gewann, den Offiziershut aufzustülpen und mit dem Degen in der Faust sich aufzutun als ihr Beschützer; um in derselben Sekunde schon zu erkennen, daß niemand anders als seine Freunde so begrüßt aus dem Gefängnis wiederkehrten.

Denn mitten in das Spiel war unterdessen der Ernst hineingefahren: Custine war da, ein Trupp von seinen Reitern schwärmte schon im Gelände. Und weil Karl Friedrich, Kurfürst und Erzbischof von Mainz, kein guter Hirte war, das Leben zu lassen für seine Schafe, obwohl die sehr danach verlangten und seiner Soldateska zum Trotz das Schloß in lärmenden Scharen bedrängten: hatte er die Gräfin vergessen, wie die Studenten, und im Wagen

durch einen Hinterschlupf eilig die wildgewordene Residenz verlassen.

So sah die Gräfin sich in dem Augenblick, da sie das Spiel zu ihren Gunsten verwirrte, dem Aufruhr preisgegeben in einer Stadt, wo niemand mehr als sie vom Volk zu fürchten hatte. Doch werden aus Studenten im goldenen Mainz nicht Jakobiner über Nacht. Kaum daß sie wußten, die Gräfin war in ihrer Hand, so war sie auch in ihrem Schutz. Zur Stunde wurde sie, von einer schlanken Edelwache hundertfältig beschützt, zurückgebracht in ihre eigenen Gemächer und, während der Pöbel durch eine wüste Nacht sich gütlich tat mit Singen, Saufen und Zerstören, treulich bewacht von Nachtmützen, die vor dem Haus der Gräfin sich auf der Gasse ein lustiges Feldlager errichteten. Bis am Morgen Custine, die weitgeöffneten Stadttore von Mainz mit erstaunter Vorsicht benutzend, seinen Einzug als Befreier hielt. Da wußte der lange Hermes, der nun der Gräfin im Ernst ein Kavalier geworden war, rasch zu erwirken, daß sie als Staatsgefangene noch vierzehn Tage im Hause bleiben und ihre Abreise mit Sorgfalt betreiben durfte. Bevor sie auf die Brömser-

burg, ihr Eigentum in Rüdesheim, abreiste, erbat sie sich von ihrem Hermes, der ihr den Kurfürst fast ersetzte, so eifrig stand er ihr zu Diensten, als Zeichen der Erinnerung den spanischen Rohrstock aus, der seiner Hand so folgenschwer entfallen war. Doch will man wissen, daß er ihn nicht zum letztenmal gesehen habe.

Drei, sechs, neun

Selten mag anmutige Schönheit so errötet sein, wie auf Meinhövel in Westfalen die junge Gräfin Bosenheim, als sie in froher Tischgesellschaft das Rezept der ewigen Jugend auf Bauernart erklärt bekam.

Sie war erst kürzlich mit dem Grafen aufs elterliche Gut gekommen, mehr auf der Flucht als zum Besuch, um hier inmitten bäuerlicher Ehrfurcht den Herbst und Winter der Freiheitsbäume abzuwarten, darum die Mainzer dem Custine zuliebe mit Jakobinermützen tanzten. Doch weil ein bäuerlicher Tag mehr Stunden zählt als der am Hof im goldenen Mainz, obwohl er mit der Sonne zu Ende geht, und weil dem Grafen als einem arg verwöhnten Mann Lesen und Musizieren gleich verächtlich war: verfiel er bald aus Langeweile in eine Leidenschaft zur Jagd, daran er früher niemals Vergnügen empfunden hatte. Das aber machte dem bleichen Herrn die Backen braun, sodaß es eines Mittags scherzhafte Tischgespräche gab: er würde als Jäger wohl so alt wie die auf Kuckshof

werden, wo neulich noch der Junge trotz seiner 68 Jahre vom Vater verprügelt worden wäre. Worauf die junge Gräfin ihrem Mann scherzhaft die braunen und festgewordenen Hände klopfte: sie freue sich darauf um seinetwillen, sie selber habe vorderhand den Schaden — wobei sie mit verstellter Schläfrigkeit den blonden Kopf tief auf das Tischzeug senkte und neckisch ein Schnarchen hören ließ.

Am selben Nachmittag, es war schon stark im Herbst, der in den Wäldern Westfalens bunter wird als sonst, verirrte sich der Graf, indem er hitzig einem Rehbock folgte, so tief ins Dickicht, daß er sich stundenlang durch widriges Gestrüpp arbeiten mußte und endlich in der Dämmerung einem Sandweg folgend aus dem Dunkel der Eichen verwirrt und heiß an einen Kreuzweg kam, von Riesenästen überschattet. Todmüde und nichts anderes hoffend, als hier durch eine schwarze Nacht den Morgen abzuwarten, war er auf trockenem Rasen in wüsten Träumen eingeschlafen, als ihn ein nahendes Geräusch von Pferden weckte, die in der schwachen Helligkeit des Mondes ein Fuhrwerk hoch beladen mit Grummet durch den Sand herzogen.

Der Zufall machte, daß der Fuhrmann der Junge vom Kuckshof war, von dem sie mittags im Scherz gesprochen hatten, ein starker Kerl mit kurzgeschorenem Bart, der seine Gäule mit seitwärts vorgehaltener Peitsche zum Stehen brachte und, ihn samt seiner Flinte argwöhnisch musternd, den Stiel am dünnen Ende faßte. Doch gab es weiter keine Fährlichkeit; er bot ihm Nachtquartier auf Kuckshof an bei seinem Vater, sodaß der Graf nach einer Stunde vor einem bauernmäßig gedeckten Tisch sein Abenteuer unerwartet und gut beendet sah. Der ihn bediente, war der Vater; ein Riesenkerl mit weißem Haar und dicken Augenbüscheln, dem die Mägde wie der Sohn eilfertig aus dem Weg gingen. Er mußte viel alten Korn mit ihm aus einem Steinkrug trinken und wurde ein wenig wankend in eine Stube gebracht, wo an der Wand zwei von den Federbergen standen, darin die Bauern ihre Gäste zu betten pflegen.

Da schlief der Graf nicht gut und stand schon in der Frühe aus dem Schweiß der Kissen auf, am offenen Fenster in kühler Luft den Morgen abzuwarten. So sah er, wie der Alte noch in der Dämmerung einen Kranken

führte, der tastend mit dem Stock zum Garten ging und mehrmals hüstelnd stehen blieb, wobei der Bauer ihm geduldig den Kopf mit beiden Händen hielt. Als sie danach bei einem derb und reich gestellten Morgenbissen Meinhövel und den Weg dahin besprachen, da ärgerte es den Grafen, wie dieser Bauer trotz seinem Alter noch mit Gesundheit prahlte, sodaß er ihn fast hämisch nach dem Kranken fragte.

Die Krankheit wird uns alle packen, gnädiger Herr! Es ist, daß wir nicht ewig leben können und, wenn das Alter kommt, den Kindern wieder gleich Aufwartung nötig haben. Zumal wenn einer, wie mein Vater, am Augenlicht nicht mehr in Ordnung ist.

Darüber war der Graf bestürzt, daß diesem Greis, der selber einen Sohn von 68 Jahren hatte, sein Vater noch lebendig wäre. Er fragte zweifelnd nach dem Alter; es war nicht mehr bekannt, er selber zähle dreiundneunzig. Und als er mehr erstaunt als um der Antwort willen fragte, wie sie es denn vermöchten, dem Tod auf Kuckshof derartig standzuhalten: da wußte er zuerst nicht, was der Bauer wollte, als er das Brot vom Tisch und auch den

Branntweinkrug beiseite stellte und mit allen Runzeln lächelnd von seinem sicheren Rezept begann, das jedem hülfe, sofern er seinen Wurm noch nicht im Leibe hätte. Wonach er auf westfälisch dem Grafen das Rezept der ewigen Jugendkraft erklärte. Der freute sich, aus seinem Abenteuer so etwas heimzubringen. und während ihn der Alte nach Meinhövel auf einem Leiterwagen fuhr, zuerst im Trab, nachher sehr oft im dicken Sand, bedachte er nur noch die Art, dergleichen schicklich bei seinen Damen vorzutragen.

Die waren nach einer Nacht der schwersten Sorgen und einem hin und her gerannten Morgen vom Gutsherrn gedrängt dennoch zu Tisch gegangen, damit nach alter Weisheit das Unglück keinen leeren Magen fände, und hatten sich gerade kaum anders freilich als zum Leichenschmaus gesetzt: als lustiger Peitschenknall den Hof mit Leben füllte, und aus dem Speisesaal eine Wolke von Schals und Spitzen dem Leiterwagen entgegenflog, davon der Bauer schon im Fahren absprang, während der Graf noch durchgerüttelt auf den Brettern saß. Die junge Gräfin aber kniete rasch auf und fiel ihm recht in seinen Schoß,

sodaß er unbeholfen mit ihrer Freude dasitzen blieb.

Und als er danach von Hand zu Hand gereicht und auch dem Alten sein Dank geworden war, den er mit bäuerlichem Scherz abwehrte, indessen sie alle seinen Wuchs bestaunten; und als sie wieder zu Tisch gegangen waren, wo die Fragen auf Befehl des Gutsherrn unterbleiben mußten, bis sie den Magen gerüstet hätten, die Jagdberichte zu vernehmen; und also endlich beim Dessert die Stunde kam, wo er beginnen sollte: da hätte sich der Graf gewünscht, dem Alten als Erzähler gleich zu sein, im Beiwerk wie im Wahrhaftigen die ungewohnte Aufmerksamkeit für seine schwachen Erlebnisse auszunutzen. Doch half er sich durch ihre Scherze, bis das Rezept „für zarte Ohren viel zu heikel" mit seinen Zahlen drei, sechs, neun gleich einer Zauberformel den Tisch umhüpfte; und als der sonst nicht unerfahrene Gutsherr nur nachdenklich in seinen Bart zu greifen vermochte: da war der Graf von Bosenheim in unbeschränkten Herrenrechten des Erzählers, daß seiner Laune nun alle mit dem Angelstahl im Gaumen folgen müssen, die sich durch seine Bröckchen, arglistig

hingeworfen, verlocken ließen. Er wußte dies nicht übel auszunutzen; bevor er mit dem Stuhl an den Tisch vorrückte, dicht in den Kreis von lüstern angespannten Augen: da hatten sich erst Hände streichelnd auf die seinen, und auch ein Arm sanft schmeichelnd um den Nacken gelegt.

Also drei, er hielt ein Stückchen Brot sehr wichtig in die Höhe und machte dem Alten auf westfälisch nach: wir essen kein Brot, das nicht drei Tage aus dem Ofen ist.

So, sagte eine Tante ganz verdutzt. Die junge Gräfin aber klopfte ihrem Hausmeister, der sich bei Tisch nicht hinter ihrem Stuhl entfernen durfte: Hat Ers gehört, Krummacher? Wenn wir in unserem Mainz den eigenen Mittag wieder essen: daß mir kein frisches Brot zur Tafel kömmt. Und also sechs, mein Herr!

Wir trinken, und diesmal hob der Graf sein Glas mit schwerem Vorwurf zu dem Gutsherrn, wir trinken weder Wein noch Korn, der nicht sechs Jahre lang zum wenigsten im Keller lag.

Schon ganz im Eifer wandte sich die Gräfin dem Hausmeister wieder zu: Hat Ers ge-

hört, Krummacher? Ich hasse neuen Wein. Was firn ist, kommt auf unsern Tisch. Und endlich neun, mein Herr?

Ja, neun — der Graf fand nichts mehr mit der Hand zu greifen; er sah den Gutsherrn an, der seinen Bart sowie den Mund vorsichtig mit der Hand bedeckte und nur die Augen ein wenig lustig auf ihn gerichtet hielt. Da hatten sich die Angelschnüre schön gelegt, nun zupften sie an ihm; so hob er hilflos beide Zeigefinger warnend auf: Nur jede neunte Woche —

Es sah recht kläglich aus, daß er den Rest vergessen hatte; doch war der Gräfin diesmal kein Hausmeister nötig. Sie drückte dem Grafen nicht einmal hastig die Finger auf den Mund und sagte, doch nicht verschämt mit heller Stimme, indessen ihre Augen sich aus dem Kreis entfernten und einem eigenen Vergnügen nachgingen, das wie von Rotwein eine Glut in ihre blauen Augen brachte, kaum noch verschwiegen, auch ihre Zunge wie ein Schlänglein die jungen Lippen näßte:

Wir wollen leben, lieber Mann, solange es Gott gefällig ist.

Worauf der Gutsherr seine schöne Tochter

in einem Blicke sehr zart umfaßte und in das eben noch von Scherz und Täglichkeit erfüllte Zimmer ein Rauch vom Leben fiel, das in uns allen so starke und geheimnisvolle Schalen brennt.

Doch war der Gutsherr wohlerfahren genug, dergleichen mit einem Männerwort zu decken.

Der falsche Sohn

An einem Frühlingsabend, da von den Kastanienbäumen schon das Harz der nassen Knospen roch, schlenderte ein junger Kleriker in Würzburg dem Kloster der Reuer zu und hatte den Türgriff schon gefaßt, der eine schuppig geschmiedete Eidechse war, als ihm ein Fuhrmann mit dem Peitschenstiel vertraulich auf die Schulter klopfte, ein breitschultriger Kerl, der mit dem rechten Fuß ein wenig hinkte und einen Bart wie eine Pferdemähne hatte. Der war mit seinem Fuhrwerk ihm schon lange zur Seite geblieben; jetzt ließ er die Hand nicht von ihm ab und sagte Du und Paul zu ihm und sprach von seinen Eltern an der Mosel, daß die besorgt und ohne Nachricht wären. Nun hieß der Kleriker Niklas Wenz und war ein Waisenkind aus Linz: Ihr seid wohl geckig, fuhr er ihn an und ließ ihn übellaunig vor der Kirche stehn.

Er hatte über Pfingsten den Vorfall längst vergessen, als er an einem Morgen vor derselben Kirche den Fuhrmann verlegen vor sei-

nem Anblick in eine Gasse schwenken sah. Und weil am Himmel knallweiße Wolken zogen und auch in einem Kleriker der Uebermut einfliegen kann, ging er ihm nach und tippte — wie ers von seinen Obern kannte — ihm gnädig auf die Schulter: Sieh da der Mann, der seine Leute kennt!

Der Moselaner aber hielt ihm lustig stand; und als er im Verlauf von manchen Scherzen ihn fragte, wer eigentlich die Eltern seien, die so nach ihrem Paul verlangten, lud er ihn listig ein, mit hinzufahren, es seien Müllersleute an der Mosel, wohlhabend und gut eingerichtet. Darüber fand sich, daß er dem jungen Geistlichen eine Retourgelegenheit zum Kloster Triffenstein bei Würzburg für wenig Geld anbieten konnte, die der nicht ungern annahm, weil er, seit Wochen schwach vom Frühling, sich dort erholen sollte.

Am andern Tag war solches Regenwetter, daß er behaglich in seinem Wagen den Zufall pries, um ein paar Groschen gleich einem Herrn durchs Land zu reisen. Doch schien es ihm zuletzt nicht schicklich, am Kloster im Wagen vorzufahren; er klopfte also dem Fuhrmann an die Scheibe, das letzte Stück auf

einem ihm wohlbekannten Wiesenweg zu gehen. Nun mochten die Räder zu viel rumpeln: der Fuhrmann saß mit breitem Rücken und ließ die Gäule weitertrotten; sowie sie auf der Höhe waren, wo sich die Straße im Bogen abwärts in eine Eschenallee versenkte, zog er die Bremse nicht an, wie sonst an dieser steilen Stelle, ließ seine Pferde einen Trab beginnen und ging am Klostertor vorbei, wie wenn er seinen Passagier im Wagen ganz vergessen hätte. Der sprang zwar auf, stieß sich den Kopf und klopfte ans Fensterchen und rief und rüttelte am Schlag: und sah nun erst, wie fest das Eisengitter daran war, sodaß er wie im Käfig trotz seinem Zorn gemächlich in das Tal hinab gefahren wurde, in weitem Bogen auf den blauen Spessart zu. Weil er sich keinen Grund ausdenken konnte, ihn zu entführen, so glaubte er zunächst an einen Scherz, den er dem Moselaner mit Schimpf und Zorn schon heimzuzahlen dachte. Doch als es Stunde um Stunde so weiterging, zuletzt im Schritt durch dichten Wald den ersten Spessartbergen zu, und er trotz Rütteln, Klopfen und Geschrei den Kerl nicht dazu brachte, sich umzudrehen: so mußte er in

einem lahmen Zorn sich fahren und rütteln lassen bis zum Nachmittag.

Da fuhr der Wagen in Rohrbrunnen an der „Sonne“ vor, und weil das Wetter sich gegeben hatte und die Sonne in Dunst und nassen Dächern blinkte: so stand der Wirt, ein Schwein erhandelnd, gerade in der Haustür und nickte dem Fuhrmann lustig wie einem alten Bekannten zu. Obwohl der Niklas Wenz bemerkte, wie der Moselaner dem Wirt und danach auch dem Schweinehändler etwas ins Ohr zu sagen hatte, worauf die beiden erschrocken mit ihm an den Wagen kamen: ahnte er die Bosheit nicht, wie der ihm ehrerbietig den Schlag aufmachte und sorglich noch die Hand anreichen wollte. Vernunft und Würde und Bescheidenheit vergessend, schlug er nach ihm und hatte in seinem Leben nicht so geschimpft und so viel Zorn durch seinen Hals ausfließen lassen und wurde aus einem engbrüstigen Kleriker fast ein Kerl. So stand er bald in einem Kreis von Kindern und von Bauern, die alle durch Geflüster und durch Zeichen rasch verständigt mitleidig nach ihm sahen, indessen der Wirt und auch der Schweinehändler, ihre Mützen in der Hand

ihn ehrerbietig baten, einzutreten. Er wollte sich mit einer wegwerfenden Gebärde seitwärts entfernen: wohl drängten da die Gaffer auseinander; die beiden aber taten ihre Mützen auf den Kopf und standen griffbereit, sodaß er, einen Augenblick verwirrt, gehorsam über die Treppe in die „Sonne" ging. Da wurden die Männer wieder höflich und bescheiden; und wenn der Anlaß nicht so unerwünscht gewesen wäre: er hätte mit der Aufnahme zufrieden sein können. Er wurde achtungsvoll ins Herrenstübchen eingelassen, bekam zu essen und Wein gebracht, und auch die Wirtin, eine schwarze blasse Frau, erzeigte ihm den schuldigen Respekt. Nur als er zornig, dann flehend bis zum Weinen, dann wieder zornig sie beschwor: er sei vernünftig und nicht verrückt, wie ihn der Moselaner ausgegeben hätte, da gab sie keine Antwort, wie die andern.

So wurde der Niklas Wenz, der an dem Morgen so stolz ins Land gefahren war, mit seinem Päckchen am Abend in eine Kammer eingesperrt; und daß er, als die Tür verriegelt war, mit Fäusten auf die alten Bretter schlug und weinend heulte: das half ihm nur zu

einem schweren Morgenschlaf. Als er dann spät erwachte und nicht hinunterging, da kam ihm noch im Bett der Einfall und löste ihn aus aller Not: nicht er, der Moselaner war verrückt. So stand er hurtig auf, obwohl ihm alle Glieder schmerzten von der Fahrt und auch der Kopf ihm heiß und dunstig war, und ging hinunter und war bescheiden zu allen, auch freundlich zu dem Fuhrmann, und setzte sich zu seiner Suppe, dazu ihm Brot und Salz auf sauberem Leinen gerichtet war. Und als der Moselaner schon zu den Pferden ging und nur der Wirtsherr dienstbereit an seiner Tür stand, da ging er, zwar ein wenig hastig, zu ihm hin und klagte in gemessenen Worten sein Mißgeschick. Der hörte ihm aufrichtig zu und sagte Ja, daß er ihm helfen wolle; nur möge er fürs erste, um den Verrückten nicht zu reizen, sich folgsam in den Wagen setzen. Da schwindelte dem Niklas Wenz ein wenig und er erkannte, wie wenig ein Verrückter anders ist als sonst ein Mensch. In Ehrerbietung hingenötigt, stieg er zum zweitenmal in seinen Kasten, in keiner andern Hoffnung, als anderswo zum Mittag allen Zorn vermeidend mehr Gehör zu finden.

Es wurde aber kein Mittagstisch, nur Rast an einer Quelle im Buchenwald gemacht; da gab es Wasser und Hafer für die Pferde und auch für ihn ein Stückchen Brot, durchs Fenstergitter hereingereicht, das er verweigerte. Dann gings bis in den Abend langhin auf sonnigen Heidewegen und wurde heiß und staubig in seinem Wagen. Und weil er kaum zur Nacht, auch nichts zum Morgen gegessen hatte, hing er zuletzt ganz ineinander und mußte fast aus dem Wagen getragen werden. Es war ein Waldwirtshaus sehr trüber Art, und der Wirt ein schwarzer und verschlossener Riesenkerl; auch war es ihm am Morgen nach einer fiebrig durchgeträumten Nacht so trüb zumute und alles, was geschah, nur wieder wie ein dumpfer Traum, daß er zum drittenmal sich in den Kasten setzen ließ.

So ging es wieder mit einer Pause am Mittag durch den langen Tag, und dann am Abend fröhlichen Trabes durch den Rheingau hin. Da gab er alle Hoffnung auf: sie hatten einen Handwerksburschen aufgelesen, auch von der Mosel und wie es schien dem Fuhrmann wohlbekannt; die beiden waren Manns genug ihn zu bewahren, der wie ein wildes Tier

hinter Gitterfenstern schwer verschlossen am Abend vor den einsamen Gasthöfen vorgefahren wurde, darin sie übernachteten. Er hatte Stunden, wo er sich prüfte durch Handauflegen und lange Litaneien, ob er am Leben und nicht alles nur eine wirre Krankheit in seinem Kopfe sei.

So fuhr der Niklas Wenz aus Würzburg am sechsten Nachmittag nach schlimmen Moselstraßen, mehr in der Not aus seinem Fieberdunst sich endlich auszuruhen als noch in Hoffnung, daß sich am Ende der Irrtum dieses Menschen von selber klären müsse, durch Peitschenschlag weithin schon angemeldet in eine Mühle ein, die einsam doch stattlich an einem Bach nicht allzuweit der Mosel stand. Und war auf seiner Unglücksfahrt nicht schlimmer auf den Kopf geschlagen worden als jetzt, da aus dem sauber überkalkten Haus mit schwarzen Balken eine Frau weißhaarig und vor Freuden außer sich ihm in den Wagen entgegenstürzte und nicht nur durch die Dämmerung verhindert ihn anzusehen, sich an ihn hängte, sodaß der sehnige Müller in weißen Hemdärmeln Not hatte, sie wieder da heraus und beide in die Stube zu bringen. Da wurde

in Eile der Tisch gedeckt, und weil ihn als vermeintlicher Sohn bei Leuten sitzend, die er nicht kannte, in seinem Elend und Fieber ein Schwindel überkam, so konnte er nur noch mit schwacher Stimme nach seiner Kammer fragen, als ihm schon alles vor den Augen in eine dicke Nacht versank und er ausgehend wie ein Licht seitwärts vom Stuhl dem Müller in die Arme fiel.

So hatten die Müllersleute an der Mosel ihren Paul zurück, den einzigen Sohn, den sie als Knaben vor vielen Jahren nach Würzburg auf die Schule getan und seitdem nicht mehr gesehen hatten. Bis er vor einem halben Jahre um Gelder schrieb: er sei jetzt fertig mit dem Studium, müsse noch Matrikelgelder zahlen, Kommilitonen bewirten und auch zur Heimfahrt einen Zuschuß haben. Sie hatten ihm danach die Kammern eingerichtet und viele Wochen lang vergeblich gewartet und endlich einen Brief gesandt und nichts vernommen. Und hatten mit einem Schreiben die Herren in Würzburg angegangen und nichts erfahren. Dagegen liefen die Gerüchte um von der Re-

nate, der zauberischen Klosterfrau zu Unterzell, und wie sie Hunderte von jungen Männern in Sünde und Verderbnis brächte. Sie riefen die Regierung in Koblenz auf, nach Würzburg zu verhandeln; doch kam zuletzt nur der Bescheid, ein Kleriker des Namens sei in Würzburg und auch im Frankenlande sonst nicht aufzufinden. Da hatte die Müllersfrau in ihrer Einfalt die Hoffnung zwar auf die Behörde doch nicht auf ihren Sohn verloren: Weil sie den Hauderer von Kochem kannte, der häufig mit seinem Wagen nach Würzburg kam, so hatte sie ihm Geld versprochen, bis er den Niklas Wenz anbrachte, der rote Haare hatte, wie ihr Sohn und sich mit seinem „gekkig" vor der Kirchentür verriet, weil das nur einer von der Mosel so schnippisch sagen kann.

Jetzt aber war er krank und lag im Fieber, das ihm vom Frühjahr in den Knochen steckte, und kannte keinen mehr und sprach von seiner Mutter, er sei kein Waisenkind aus Linz, er sei ein Müllerssohn; und kam nach Wochen erst aus einer tiefen Verloschenheit ans Licht und lag ein Schatten seiner selbst im Bett und nahm die Milch, die man ihm gab, und

auch den Wein, als es ihm besser ging; und sah mit großen Augen in die Kammer und ins Gesicht der blassen Frau, und wußte nichts, als daß er hier schon viele Tage aus einem tiefen Schlaf erwachte und immer diese selbe Hand an seiner Decke streicheln sah und immer in ihren Armen hochgestützt zu trinken bekam. Und war sehr matt, und wenn die Bilder aus seiner andern Welt hochkamen, von einem Kloster und den Brüdern: so war dies nichts für ihn zu grübeln, es lag um alles ein weicher Flaum; und nur der Fuhrmann mit der Pferdemähne: er sah dann ängstlich nach der Tür und freute sich, wenn es der Müller war mit seinem braunen Vogelkopf.

Und als er langsam so gepflegt zu Kräften kam in seiner sonnigen Kammer: da wußte er sehr wohl, daß er der Niklas Wenz und Kleriker in Würzburg gewesen war; doch war dies, was er täglich mit Augen und Ohren sah und wohlig spürte, stärker als jenes, was nur in seinem Kopf aufkam, wenn er die Augen schloß. Es waren liebe Sachen und Sächelchen um ihn herum, Figuren von Porzellan und Perlenkettchen und gelbe Leuchter: da gingen seine Blicke durch viele Stunden

dran spazieren; und als er eines Tages erwachte und die Glieder fühlte, da stieg er still aus seinem Bett und schwankte zwar und mußte tasten und sich halten bei jedem Schritt; doch hatte er die Sachen lieb und streichelte sie; und war sehr glücklich, als er wieder im Bett vor ihnen lag.

Und weil ein Waisenkind aus Linz im Kloster auch die Liebe nicht kennen lernt, die sonst den Menschen an der Mutterhand frohmutig in dies bittere Leben führt, und weil hier täglich die Sorgfalt und die Treue um ihn war, und weil die Seele, aus ihrem Innersten erwacht, nur Fremdes um sich sieht und keinen Unterschied mehr macht in ihrem Staunen vor all der fremden, seltsam bewegten Welt: so schien sich dies sonderbare Spiel gemächlich ins Leben zu verlieren: die Müllersleute hatten einen Sohn, mit dessen stiller Art — nicht mehr im Sinn verwirrt, auch nicht im Bann der zauberischen Klosterfrau — sie wohl zufrieden waren; und Niklas Wenz, an dem das Leben geschunden hatte, solange er dachte: ließ sich hier wohlig die geschundenen Stellen täglich mit neuer Liebe salben und war behaglich in seinen reichen Kammern und ging als Mül-

lersohn auf einem weiten Hof umher und in den Wald, und hatte nichts zu befolgen, als das, was ihm beim schlendern in der Sonne durch die Gedanken wehte.

Doch wie die Wage unseres Lebens im Steigen zögert, und haltend zuletzt mit ihrer Schale stille schwebt, wie wenn kein Pulsschlag in der Welt mehr schlüge — und leise erst, dann immer stärker fällt: so kamen in die guten Wochen, zuerst in Träumen, dann beim Hellen, die Gedanken ans Kloster, wohin der Niklas Wenz nach Gottes- und dem Menschenrecht gehörte. Und wenn auch das Behagen sich nicht so bald aufstöbern läßt, unruhig wird und sich beruhigt, und endlich doch aufstehen muß: so fing die Müllersfrau mit Fragen kaum, doch schon mit Blicken um ihren Sohn zu sorgen an.

Und eines Abends im September, als in der Luft ein Knistern war und alles lebendige Blut sich selbst bedrängte, als die Vögel steil aus der Luft zu fallen schienen, um irgendwo sich rasch im Strauchwerk anzuhängen und doch da nirgend Rast zu haben: waren die

Müllersleute mit dem Gesinde noch eilig vor dem Gewitter in den Grummet gefahren und hatten den Niklas Wenz beim Weinkrug in der Laube zurückgelassen. Da saß er, durch die Luft und durch den Wein im Blut bedrängt, der ehedem bei seiner Nahrung im Stift so still gewesen war — denn mehr als alle Temperamente treibt uns Menschen, was wir essen, zu tollem oder sanftem Tun — und wußte sich verdrossen und kühn zugleich nicht mehr zu helfen und stieg dem Schatten der Scheune entläng hinauf zum Wald, der hier bis an die Mühle herunter reichte. Vergeblich in der dumpfen Trockenheit des welken Laubes Kühlung suchend, stieg er nach einer Viertelstunde in eine feuchte Schlucht hinunter, wo sich ein Wasser in der Hitze kaum noch plätschernd über die Steine schob. Zuerst auf weichem Moos, nachher im Wasser an den Füßen wohlig gekühlt, ging er die Schlucht hinauf, weiter als sonst, und hatte eine Hitze und Not in sich, etwas zu tun.

Und wäre wohl, wie das beim Trinken nachher geht, ernüchtert wieder heimgestiegen, wenn das Gewitter nicht bollernd und mit Sausen in den Berg gefahren wäre, sodaß er

von dem strömenden Regen bald durchnäßt nach einem Obdach suchte und so in einen Schieferspalt geriet, der wie der Eingang zu einem Stollen sich schräg einbaute. Da saß er bis zur Dunkelheit, indessen der Bach zu einer gelben Flut anschwoll, wohlig gekühlt zuerst, dann fröstelnd; und weil es, so allein im Wald den Blitz und Donner abzuwarten, nicht ohne Furcht abgeht und mancher Schlag durch Wolken und Gestein hinknatterte, wie wenn da oben einer etwas zu fragen hätte, worauf die stolzesten Antworten nur wie Frösche zu hüpfen vermöchten: verwirrte sich das alles in seinem Kopf so sehr, daß er die Zeit verpaßte, noch heimzukehren, und schließlich trotz seiner Angst vor Wölfen allein durch eine schwarze Nacht in seiner nassen Höhle blieb.

Die Wölfe aber sind das Schlimmste nicht, was einen Niklas Wenz zur Nacht im Wald anpacken kann: da werden die Marter- und Höllenbilderbogen lebendig, wie sie auf Messen und an Wallfahrtsbuden hängen, und was in strengen Büchern steht von teuflischen Gerichten, womit der Zebaoth die armen Menschen in seinem Himmel schrecken will, und was die täglichen Gebete und harten Lehren in

einen armen Kopf gehämmert haben. Und als der Morgen endlich kam mit Dampf und grüner Kälte, erwachte im nassen Felsgestein kein Tier, das solches Obdach noch gewöhnt in raschen Sprüngen die steifgewordenen Glieder wärmt, da lag in Dreck und Nässe ein Kleriker mit enger Brust und hohlen Augen, der nicht sah, wie von der Morgensonne warm gestreichelt das Leben in tausend Halmen und Blättern seine Adern füllte. Wie eine Katze, auf der Straße überfahren, sich mit zerbrochenem Rücken noch nach Hause schleppt, nicht auf der Flucht, auch nicht gehorsam, begann er seinen Heimweg nach Würzburg.

Es sind mühsame Wege, von der Mosel nach Koblenz über die Berge. Und was vom Niklas Wenz noch übrig war, als er am zweiten Abend halb verhungert auf der Karthause stand, wo der Ehrenbreitstein wie eins von seinen Höllentieren schwarz über dem dunstigen Tal mit seinen Dächern und Türmen drohte, das sah nicht aus wie etwas, das unter Menschen gehen kann. Es kroch in einen Haufen

Grummet, um in der Frühe mit der Ponte ans andere Ufer zu entkommen.

Doch wie er sich am Morgen frierend und verschlafen noch in der Dämmerung hinunter schlich: da war schon alles auf den Beinen und ein Getümmel in der Stadt, wie wenn es Mittag wäre, auch hingen Fahnen aus allen Fenstern, und am Ufer drängte sich das Volk, im Nebel vergeblich gaffend, sodaß er manchen Witz und Rippenstoß aushalten mußte, ehe er zum Rhein und nach der Ponte fand. Sein armer Kopf war so verwirrt durch alles, was ihm begegnet war: wenn die Häuser zu marschieren begonnen hätten, er wäre — schon längst nicht mehr imstande, die Wirklichkeit vom Traum zu scheiden — so wenig bestürzt gewesen wie jetzt durch das Gedränge im dämmerigen Nebelmorgen. Die Ponte war noch leer, kein Fährmann da; scheu wollte er sich auf die Bretter schleichen, als ihn mit einem starken Nackengriff der Müller faßte, der seitwärts hinterm Tor seit gestern auf ihn gewartet hatte.

Das war dem Niklas Wenz, wie wenn ihn jemand schon aus dem strömenden Wasser da unten risse. Er hätte sich am liebsten dem Mül-

ler angeklammert; doch weil der Mann vom langen Warten aufgeregt dies mißverstand, rief der im Zorn die Leute um Hilfe an, sodaß es für die Gaffer einen willkommenen Anlaß zu einem lustigen Aufruhr gab. Zum Unglück kamen noch Soldaten, das Geschrei zu dämpfen. Der aufgeregte Mann sah nur die Absicht, ihm seinen mühsam eingefangenen Sohn zu nehmen; er machte sich verdächtig mit seinem Wesen um einen Kleriker, der blaß und kläglich hin und her gerissen wurde, und sollte kurzerhand zur Wache. Gerade waren sie dabei, ihn abzuschleifen, der schlagend und kratzend sich dagegen wehrte, als irgendwoher ein Trab in das Gejohle fiel und alles auseinander trieb. Husaren mit vielverschnürten Röcken und Pelzmützen ritten einem Mann voraus, der gefolgt von Adjutanten und einigen Generälen im leichten Trab daherkam und von den Koblenzern, in zwei Spalieren rasch zurückgedrängt, begeistert gegrüßt wurde. Es war Napoleon, seit dem Mai Kaiser der Franzosen, auf einer Inspektionsreise im Rheindirektorium begriffen.

So warf das Schicksal den armen Niklas Wenz, der gar nicht für solche Dinge geboren,

nur ganz ein armer Käfer war, dem es die Beine und Flügel ausgerissen hatte, einem Gewaltigen der Welt noch zum Zertreten hin. Trotzdem die Wachsoldaten in bester Form dastanden, hatte sein mißtrauischer Blick den Tumult bemerkt. Er wandte im Vorbeireiten den Kopf nach seinem Adjutanten; und während er kaum zwanzig Schritte weiter hielt, der Kaiserin Josephine aufzuwarten, die mit dem Prachtschiff des Herzogs von Nassau-Weilburg nach Mainz abreisen wollte, forschte der Adjutant mehr mit dem Säbel als mit Worten in wenigen Minuten den Vorgang aus. Der Kaiser, nie zu hastig, etwas zu hören, drehte einmal während dem Bericht den elfenbeinernen Kopf zum Niklas Wenz, dann ungeduldig nach der Kaiserin den Schimmel wendend, spöttischen Lächelns und auch wohl beifallsuchend nach den Koblenzern — er hatte eine schlechte Nacht gehabt und sah sehr blaß und fast ein wenig tückisch aus: Einsperren wers nicht besser haben will!

Er winkte leicht mit seiner kleinen Hand zum Ehrenbreitstein und suchte den Herzog von Nassau-Weilburg im Gefolge; und weil den Scherzen der Mächtigen nicht widerspro-

chen wird: so eilte das Gericht nach höchstem Willen, den Kleriker Niklas Wenz, das Waisenkind aus Linz, als Staatsgefangenen im Ehrenbreitstein festzusetzen, wo er im zweiten Jahr danach gestorben ist.

Die Gräfin Hatzfeld

Man kann nicht sagen, daß die Fürsten Europas vor dem Advokatensohn aus Korsika mit Männerstolz gestanden hätten; und manche haben nicht verschmäht, die Anmut ihrer Frauen in heiklen Stunden vorzuschicken. Nicht immer nur um einen Fußfall so zu tun, wie ihn die Gräfin Hatzfeld um ihren Mann aus freien Stücken tat.

Das war nun freilich auch kein Held, der den Berlinern nach der Schlacht bei Jena als Gouverneur verkündete, daß Ruhe nun die erste Pflicht des Bürgers sei. Auch nahm er sich in Briefen kaum mehr in acht, und weil er mit dem Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen glaubte, daß an der kaiserlichen Macht durch Konspiration gerüttelt werden könnte, so wie sie an den Höfen Europas bis dahin den Boden aller Ungunst bereitet hatte: so brachten seine aufgefangenen Briefe ihn eines Tages vor das Kriegsgericht, sodaß er unvermutet fast zum Märtyrer preußischer Freiheit geworden wäre.

Das Todesurteil war schon ausgesprochen,

als sich die Gräfin — zur Audienz befohlen — im Jammer um den Vater ihrer Kinder noch ins Schloß begeben durfte. Es war ein winterlicher Herbsttag, der Kaiser im Begriff auszugehen und also schon in Hut und Degen, als sie ihm aller Aengste voll zu Füßen stürzte, nicht um Gerechtigkeit, nur um Erbarmen flehend. An solche Dinge täglich gewöhnt und durch die Kleinlichkeiten schlechter Intriganten aufs übelste gereizt, ließ er sie wenig reden, nur vom Boden aufstehen und selber einen Brief von ihrem Gatten lesen, der — wie er ihr aufs kürzeste bedeutete — durchaus verhinderte, daß an Begnadigung zu denken wäre. Da hielt die arme Frau das glattgefältete Papier in Händen, das ihrem Mann das Leben kosten sollte — indessen der Kaiser, wie ein böses Tier, an einem Handschuh knöpfend, hin und wieder ging — und weil die Tränen in den Augen sie hinderten, den Brief zu lesen, den ihre Finger fast zerrissen — so zitterten sie — und weil der Kaiser nach seiner Gewohnheit am Kaminfeuer stehen blieb und mit den Händen auf dem Rücken den kleinen blauen Flämmchen zusah, die um den roten Brand aufzuckten, und eine Kohle platzte ab und

sprang im Bogen auf ihn zu, daß er den Fuß, der so viel Staaten zertreten hatte, dennoch zurückzog seiner weichen Stiefel wegen: da sprang auch in den Kopf der kleinen Frau ein Funke, daß sie ganz ohne Hast, gleichmütig fast an den Kamin ging und behutsam das Papier ins Feuer legte, indessen sie noch nassen Auges und von der rasch entflammten Glut beleuchtet mit einem Lächeln stiller Art dem Kaiser in das stumme Antlitz sah.

Der zuckte nicht mit einer Hand, versenkte nur sein Auge fast träumend und erstaunt in ihres — und weil er nicht an Diplomaten-Tischen, sondern im freien Feld gewachsen war, wo dem das Spiel gehört, der es tollkühn gewinnt — so sagte er kein Wort, nahm nur mit sanfter Artigkeit ihre Hand, so klein wie seine, und küßte sie. Sodaß die Gräfin, erst draußen zwischen den Gardisten erwachend aus dem Traum der kühnen Handlung, nicht anders meinte, als daß er ihr wie einer Schwester fast gütig und auch ein wenig scherzhaft zugelächelt habe.

Marschall Ney

Auch zu den Zeiten des großen Napoleon ging es im Krieg nicht bloß mit Heldenmut und Pulverdampf. So war der große Michel Ney, Böttchersohn aus Wachendorf in Schwaben und Marschall von Frankreich, oft in Nöten, wie er den ruhmbedeckten Soldaten ihre Tapferkeit bezahlen sollte. Besonders seitdem im Winterfeldzug nach Rußland die Monturen schäbig geworden waren; denn mehr als sonst heißt es beim Militär, daß Kleider Leute machen, und was im Frühjahr 1813 in Frankreich noch an jungem Volk und Greisen gegen Preußen aufzuraffen war, da hätten die Schneider der ganzen Welt keine Leute draus gemacht.

So saßen eines Sonntags in einem Nest am Oberrhein drei Schweizer Offiziere im Zorn der Geldverlegenheit beieinander auf einem buschigen Wall und sahen über die Dächer hinunter auf die Pappeln am Wasser, und einer meinte: hier wären sie nach Hause sich durchzubetteln am bequemsten dran; und kamen schließlich überein, daß sie den Mar-

schall selber beim Appell um ihren Abschied angehen wollten, wenn er die Zahlmeisterei nicht bessern könnte. Doch gings wie bei den Mäusen, als die der Katze das Schellenband anhängen wollten, bis sich der Ulrich Zweifel, ein vernarbter Husarenkapitän, dazu vermaß: er habe den großen Michel als gemeinen Husaren noch selber die Hand zur Löhnung aufhalten sehn. Doch müßten sie in rechtschaffener Armut vor ihn treten und also bis zum Abend ihre letzte Barschaft zusammenlegen und vertrinken.

Als nun der Marschall zum Appell nach der Gewohnheit fragen ließ: wer irgend was zu klagen hätte, der möge sich jetzt melden, und inmitten seiner Offiziere gedankenvoll zum fernen Mainz und blauen Taunus hinunter spähte, trotz seiner vierundzwanzig Jahre schon ergraut, doch immer noch der schlanke Stahl — sie standen auf demselben Wall mit seinen Haselbüschen: da traten wie immer solche Helden die drei Schweizer trotzig und verlegen vor. Und Ulrich Zweifel, den die andern auch beim Trunk voran gelassen hatten und der rot wie ein Eisen glühte, fing von der Schlacht bei der Moskawa zu reden an und

hörte mit dem Zahlmeister auf. Und obwohl für manches Wort, das sich im weißen Schnauzbart, auch wohl im Rachen verfing, mit der Säbelscheide im roten Lehm gestochert wurde: wußte der Marschall gleich, was da zu bohren war. Weil er bösere Sorgen hatte, als die mit ihren Batzen, obgleich sie damit an das tägliche Uebel dieser ärmlichen Kriegsfahrt rührten: wollte er durch einen Scherz den Grimm abwehren und wandte sich zu seinen Offizieren: Ob dies nicht recht ein Beispiel wäre? Die Franzosen liefen der Ehre, die Schweizer nur dem Gelde nach!

Da gab der Ulrich Zweifel, vom Gelächter der Franzosen aufgebracht und auch berauscht vom Wein, eine Antwort gleich einem plumpen Säbelhieb:

Jeder läuft dem nach, was ihm am meisten mangelt!

Dies aber traf den Marschall, der wohl wußte, in welchem Unmut sie aus Frankreich zu dieser letzten Kriegsfahrt ausgezogen waren, zu retten, was ihnen als den Helden Europas seit der Beresina so bitter mangelte, derartig in die Seele, daß wie der Schatten von einem Vogel die Traurigkeit sein braunes

Männergesicht überflog — wie er mit Kindern und Greisen der Ehre nachlief, die mit seinen Braven hinter Zäunen und Hecken in Rußland verfroren war — sodaß er ohne Gruß, den aufgebrachten Offizieren abwinkend, allein und rasch wie auf der Flucht den Wall verließ.

Den Schweizern wurde beides, Abschied wie Lohn, am selben Abend noch zuteil. So kamen schon im Frühjahr 1813 drei tapfere Kerle der großen Armee nach Haus, die sich im Herbst von Leipzig schwerer heimgefunden hätten.

Der tapfre Maruck

Wenn ein Wasser die Landesgrenze bildet, wie das zur Franzosenzeit der Rheinstrom tat, dann werden wohl die Preise hüben und drüben so verschieden, daß es sich lohnt, mit einem Nachen voll Getreide zur Nachtzeit eine heimliche Ueberfahrt zu wagen. Bei Mondschein geht das schlecht, weil dann die Flinten im Douanenachen sehn, wohin sie schießen; wenn aber dicke Nacht im Rheintal liegt, daß kaum die dunklen Bergrücken sich vom Himmel abheben, dann ist ein Nachen nur am Ruderschlag zu merken; das mag im flachen Strom vor Rüdesheim ein leichtes sein, vom Binger Loch bis zu den sieben Jungfrauen hin rauscht ein Orchester, daß einer schon die Instrumente einzeln kennen müßte, um einen Ruderschlag daraus zu hören.

Das aber hatte der Douaneleutnant Barocquier gelernt wie keiner. Er kannte Stein und Strudel am Geräusch und ließ im Dunkeln den Zollnachen mit der Strömung treiben, kaum merklich das Steuer wendend, bis unvermutet — er bellte wie ein kleiner Hund —

sein Kommandoruf den Strom mit lauten Ruderschlägen, auch wohl mit scharfen Schüssen füllte. Wobei er listig den Schmugglern nur den Weg verlegte, daß sie sich selber noch in die Büsche flüchten, jedoch die Ladung nicht mehr retten konnten. Das dauerte so lange, zum Nutzen der Douane, bis schließlich auch die Händler den Mut verloren und der nächtliche Handel auf dem Rheinstrom bedenklich nachzulassen begann. Das war der Zeitpunkt, wo sich der Barocquier auf die eigene Verwertung seiner Kenntnisse besann, sodaß es ruchbar wurde, wie man auf neu entdeckten Wegen ihm doch entgehen könnte. Und zwar so ziemlich in den Wochen, als er häufiger nach Caub hinüber und zur Claire, der Witwe, in den „Rebstock" kam. Er war zwar nicht mehr in der ersten Mannbarkeit, doch ein geschmeidiger Kerl mit einem Gesicht, das zu der Uniform wie Kupfer stand, und langen Augenwimpern, die schwarz und seidig waren wie sein Schnurrbart. So hieß es bald, daß er den Dienst quittieren und bei der Claire einheiraten würde. Sie war von solcher Art, daß sie ein Mann nur ungern einem andern gönnt: wem sie mit ihrer brau-

nen Hand einen Schoppen brachte, dem liefen auch die Blicke begehrlich an dem prallen Arm hinauf, worauf sie meist mit lustigem Verständnis den einen Mundwinkel kräuselte und sich abwandte; aber so, daß keiner wußte, ob sie ihm nicht mit ihren runden Taubenaugen doch noch zunickte.

Als Varocquier sein Käppi abgesetzt und in dem Rebstock durch ein Vierteljahr sein Mehlgeschäft betrieben hatte, kam bei den Caubern ein Spottwort auf: er hätte die bequeme Torfahrt aus dem Keller zum Rhein geheiratet, und die Claire als Mitgift einbekommen; denn jetzt erst wurde offenbar, wie gut er Stein und Strudel, sowie die alten Freunde bei der Douane kannte. Man sah nicht sonderliche Vorräte im Rebstock, merkte aber bald, daß er viel Geld verdiente; als ein Jährchen oder zwei vergangen waren, galt er für reich. Er war indessen fett und lebergelb geworden, bekam auch keine Kinder mit der Claire, fing aber an, deutsch zu sprechen, obwohl es komisch klang. Und in der Cauber Rheinluft verlor sein Name einen französischen Buchstaben nach dem andern, bis von dem Varocquier der Maruck übrig blieb: Er

war aufs beste im Begriff, sich einzubürgern, als es sich zeigte, daß er die Weltgeschichte nicht mitberechnet hatte.

Denn als er vor Silvester 1813 am Abend noch einmal mit der Laterne durch den Keller ging und die Riegel an der Ausfahrt prüfte, hob sich ganz hinten aus den leeren Säcken eine Gestalt, die ihn leise bei seinem Vornamen Nikolas rief, so daß er wohl für einen Augenblick aufs heftigste erschrak, dann aber an der Sprache seinen Bruder Jean erkannte, der bis zum Frühjahr drüben bei der Douane, darnach im Heer Napoleons gewesen war und sich im Dunkeln eingeschlichen hatte.

Da gab es nun kein lautes, auch sonst kein brüderliches Wiedersehn, seit den Gerüchten von der Schlacht bei Leipzig war für die Cauber in dem Maruck der Franzose wieder sichtbarer geworden. Er ging also mißtrauisch und verdrossen auf den Bruder zu, hob die Laterne hoch, beruhigt, daß der keine Uniform mehr trug und winkte ihm, sich zu gedulden. Ging danach mit der Laterne Schritt für

Schritt wie sonst die Luken prüfend in den Flur hinauf, half der Claire, die Haustür zu verriegeln und die schwere Stange vorzulegen; ging in die Wirtsstube, wo nach den letzten Gästen schon wieder gescheuert worden war und alle Fenster offen standen, so daß die kleine Hängelampe in der Dezemberkälte flackerte, und zählte nach der Gewohnheit aus dem Thekenschoß die Münzen auf den Tisch, indessen seine Frau ein Fenster nach dem andern bollernd zumachte und sich behaglich gähnend und vor Kälte schauernd zu ihm setzte, nachdem sie die zum Scheuern aufgeschürzten Röcke glattgestrichen hatte. Und erst, als sie von ihm gedrängt mit einem Vorwand schon in die Kammer hinaufgegangen und auch am Stalldach gegenüber der Schein von ihrem Lichte erloschen war, ging er mit einem Schnapskrug und was er rasch zu essen fand, hinunter in den Keller, wobei er noch die Vorsicht brauchte, den Riegel vorzuschieben.

Er fragte seinen Bruder Jean nicht viel nach Kriegsbegebenheiten, versteckte ihn zunächst der Treppe in einen Holzverschlag, wo es am hellen Tage dunkel blieb, und setzte ihm in brüderlicher Kürze auseinander, daß er in

nächster Nacht schon weiter müsse über den Rhein, um ihn nicht selber in Gefahr zu bringen. Nachher ging er noch lange nicht hinauf zur Kammer, saß an der Theke in Gedanken, ob es nicht besser sei, gleich mitzugehen, bevor am Ende die Preußen kämen; und ahnte nicht, wie nahe die waren.

Denn noch in derselben Nacht wurde Caub geweckt von einer Unruhe, die gegen Morgen das enge Städtchen mit einem Getöse von Pferdehufen, preußischen und russischen Flüchen, aufgestellten Gewehrkolben und klirrenden Steigbügeln füllte. Kosaken waren da und Grenadiere. Als ein stumpfes Morgenrot den Nebel hellte, lagen sie in allen Häusern und am Rhein vorbei stand Pferd an Pferd.

Maruck war kaum im Schlaf gewesen, als schon die ersten an seine Haustür klopften. Er hörte es zwar gleich, doch dauerte es sehr lange, bis er die Eisenstange von der Haustür hob. Es waren Russen, die nichts von ihm als Branntwein wollten und dafür rechte Münze zahlten, sodaß die Claire, die zuerst schon wie bei Feuer ihre Habseligkeiten zusammenraffen wollte, sich schließlich auch hinunter wagte; weil sie bald merkte, daß auch

Kosaken Mannsleute waren, und weil sie schnell gefaßt rheinischer Weise Mund und Augen zu gebrauchen wußte: so gab es rasch eine fröhliche Wirtschaft, wobei der Maruck seinen Bruder bald vergaß, dem es in seinem Holzverschlag bei solchem Lärm verwunderlich genug zumute sein mochte.

Da erschienen zum Mittag, als schon die meisten von den Kosaken schlafend auf den Bänken, unter den Tischen oder sonstwo lagen, mit dem alten Ortsdiener, der vor Atemnot vom raschen Gehen nur noch mit Fingern auf ihn zeigen konnte, ein paar braunbärtige Grenadiere, die den Maruck, der gerade einen neuen Krug herunterlangte, hinter der Theke hervorholten und im Laufschritt nach dem Rathaus brachten, wo auf der Vortreppe ein Offizier schon ungeduldig winkte und den Maruck am Aermel über den kurzen Gang ins Ratszimmer schleppte: Da stand der Bürgermeister demütig an der offnen Tür, während ein großer Mann halbnackt mit ausgestreckten Beinen rücklings auf einem Stuhl saß und sich von zwei Soldaten den Rücken mit Trester einreiben ließ, sodaß es in der ganzen Stube danach roch.

Das war der Feldmarschall Blücher, der mit dem Ellbogen den einen Quacksalber aus dem Weg schob und den Maruck unter weißen Haarbüscheln mit enzianblauen Augen anblitzte:

Franzose?

Der Maruck wußte nicht, vor wem er stand; er schätzte ihn für einen General und stellte sich nach alter Uebung militärisch vor ihn hin.

Meine Grenadiere werden Ihm deutsch lernen! sagte Blücher, der wohl meinte, daß ihn der Maruck nicht verstände, und hielt dem Einreiber seine Schultern wieder hin, seine Arme breit auf die Stuhllehne stützend.

Ehe Barocquier bedenken konnte, daß es auch noch Generäle gab, denen man deutsch antworten mußte, saß er im Ortsgefängnis eingesperrt, das mit vergittertem Fenster zum Hof hin lag. Da hörte er die Hufe klappern, Wasser in Eimer gießen und die Kosaken singen, und war mit seiner Ungewißheit nicht in vergnügten Gedanken. Erst mit der Dunkelheit kam hinter einem Grenadier, der einen Krug mit Wein, auch Brot und Handkäs brachte, der alte Bürgermeister mit einer Kerze angezittert: Der Feldmarschall bedürfe

eines Mannes, stromgewandt genug, um fünfzig Grenadiere nach der Pfalz zu bringen. Ohnedies, daß er als Mehlhändler und Douaneleutnant am meisten zur Nachtzeit auf dem Strom gewesen wäre, sei er Franzose. Die Zeiten wären nicht danach, zu wissen, ob der Herr von heute auch morgen noch befehlen könne: wenn in der nächsten Woche schon wieder die Franzosen im Rathaus kommandierten, dann würden sie den Maruck als Franzosen nicht, doch jeden andern hängen, der den Preußen über den Strom geholfen hätte.

Das waren sonderbare Gründe: denn kamen die Franzosen hinter den fliehenden Kosaken und Preußen her zurück auf dieses Ufer — und was war dem Maruck, der unter Napoleon in Italien gefochten hatte, sicherer als das? — dann war der schwatzhafte Greis der erste, ihn als Verräter vor die zwölf Flintenläufe zu bringen. Als darum der Offizier vom Mittag nach einer Stunde mit einem andern kam, der einen langen braunen Bart hatte und ihn scharf musternd auf französisch fragte: Ob er sich wohl getraue, heute nacht mit einem Nachen fünfzig Leute auf die Pfalz zu bringen? Da sagte er wohl ja; aber das

könnten andere auch, und er gerade hätte Gründe, daß man ihm das nicht abverlange. Worauf der Mann ihn lächelnd ansah: die Gründe möge er ihm morgen sagen, dann mit der Hand den beiden Grenadieren winkte, die an der Tür mit aufgepflanzten Bajonetten warteten und ihn in ihre Mitte nahmen.

Auf den Gassen war es merkwürdig still geworden; zwar scharrten überall die Pferde und vor den hellen Fenstern standen dunkle Gestalten. Hier und da kreischte auch ein Mädchen lustig auf, oder ein Kosak kam aus einem halbhellen Flur mit Eimern herausgestolpert. Wie sie die Gasse überquerten, sah er im „Rebstock" helles Licht, wo die Claire inmitten der Soldaten war und unter der Kellertreppe sein Bruder auf den leeren Mehlsäcken saß. Am Rhein war eine verhangene Winternacht; das Wasser lag in einem dunstighellen Streifen; er sah den Rand der dunklen Waldberge in dem Himmel und schwach im Dunst noch ein paar Sterne. Die Pfalz mit ihren Erkerspitzen war unschwer zu erkennen; in der Richtung daraufhin schien ein schwarzes Gehölz gewachsen, wo gestern Kies gewesen war. Als sie über die Steine und

durch schwarze Haufen von Holz und Zelttuch herankamen, waren es die Grenadiere, die mit Gewehren und Bajonetten schweigend dastanden. Vom Rhein her schritten aus dem Dunkel ein paar Männer herauf; trotzdem sie leise sprachen, erkannte er die Stimme vom Feldmarschall. Der kam rasch auf ihn zu, beugte sich etwas, ihn zu erkennen, sodaß der Maruck seinen weißen Schnurrbart dicht vor den Augen hatte, und legte ihm die Hand mit einem kräftigen Vorwärts auf die Schulter.

Drei Fahrten waren nötig; ungefährlich, trotzdem der Rhein kleine Schollen trieb, die gegen den Nachen anklopften, wie wenn Kartoffeln in einen Trog geschüttet würden. Beim drittenmal mußte er die Falltür und danach im Hof beim Licht von einigen Laternen die Holzgalerie und die Schießscharten zeigen, sich daran einzunisten. Als er danach allein zu seinem Nachen ging — jetzt sei er fertig und entlassen — sah er auch in den Weiden und auf den Klippen die Flintenläufe schimmern.

Es war nichts Sonderbares dabei; auch am Ufer standen ihrer noch viele Gewehr bei Fuß

im Sand, er hatte sie leise lachen gehört, als er zum letztenmal fortfuhr: Das verwirrte sich in seinem Kopf zu dem Gedanken, daß sie ihn niederstechen würden, der sie verraten könnte; nur darum hatten sie ihn als Franzosen, und keinen anderen genommen. Da war keine Ueberlegung mehr in ihm; er trug sein Gold seit gestern in einem Gürtel um den Leib; langsam, doch Schritt für Schritt getrieben von der Angst, ging er ins Boot und fing mit leisen Ruderschlägen an. Sowie er in der Strömung des dunklen Wassers war, zog er behutsam die Ruder ein und rutschte von der Bank platt in den Nachen, daß keine flache Kugel ihn treffen konnte, nur nach dem Wasser horchend und mit den Füßen das Steuerruder lenkend. Eine Viertelstunde blieb er so, dann wagte er den Kopf zu heben: weit hinter ihm waren Caub und die Pfalz, schon meinte er, die sieben Jungfrauen rauschen zu hören. Ein paarmal ließ er sich in stilleres Wasser treiben, fand aber nicht den Mut, ans Ufer anzulegen. So war er bis an die Strudel der Loreley gekommen, als er deutlich den Schlag von fernen Schüssen hörte. Da war er gewiß: die Claire und seinen Bruder, der im

Keller saß, fürs erste sah er sie nicht wieder; wenn er überhaupt sie wieder sah.

Als die Grenadiere der Claire den Maruck nahmen, der ihr gerade noch den hergelangten Branntweinkrug in die Hände geben konnte, wollte sie nach der Art erregter Frauen mit erhobenen Armen hinter ihm her. Doch ein Kosak, ein langer Kerl mit einer feurigen Narbe quer über dem rechten Auge, griff sie gleich um den Leib, noch einige bedrängten sie mit andern Zärtlichkeiten. Weil darüber ein neuer Trupp preußischer Grenadiere hereinfiel und sie dem fremden Volk die Wirtschaft nicht überlassen konnte, rettete sie sich hinter die Theke, wo sie anfänglich noch besorgt um ihren Maruck, nachher in immer schwererer Ermüdung ihre Arbeit tat, bis gegen Abend die letzte von den blaugeblümten Schnapskruken leer war und daraufhin der Soldaten, weil weder Preußen noch Kosaken Wein zu trinken verstanden, so wenig wurden, daß sie die Schnarcher von der Bank aufrütteln und vor die Tür tun konnte. Als der letzte — es war ein Pommer mit einem blonden Vollbart —

aus seiner Schlaftrunkenheit sie für seine Frau ansah, gab sie ihm einen Stoß mit auf die Gasse, daß er lang vor das Haus in den gefrorenen Staub hinfiel. Sie ließ ihn liegen trotz der Kälte, verriegelte die Tür und legte die Eisenstange vor; und dann vermochte auch die Sorge um ihren Maruck sie nicht länger auf den Beinen zu halten. In einer grausamen Müdigkeit sich in die Kammer schleppend, das schwergefüllte Thekenschoß unterm Arm, versank sie bald in dicken Schlaf.

Und wurde trotzdem wach, schon mitten in der Nacht, und wußte nicht, war es ein Traum: sie hörte deutlich den Maruck aus dem Keller kommen und in die Küche gehn. Doch war sie so verschlafen, daß sie sich nicht einmal verwunderte; und als sie erst am Morgen von dem Getöse der trappenden Pferde und rollenden Wagen ganz erwachte, war der Maruck doch nicht da. Noch im Dunkeln — der Pommer lag im Staub und schien erfroren — ging sie zum Rathaus; da standen alle Türen auf und niemand war, der ihr antworten konnte. Und erst, wie sie zurück durch den halbhellen Morgen kam, in dessen Kälte die Geräusche eingefroren schienen, so dumpf

klang alles, fiel ihr der Traum erst wieder ein und daß es doch vielleicht mehr als ein Traum gewesen wäre und daß der Maruck sich zur Nacht ins Haus geflüchtet haben könnte. Sie riegelte die Haustüre zu, und fing mit der Laterne an, ein paarmal leise rufend, den weitläufigen Keller abzuleuchten. Er hatte viele Winkel; so war sie an dem Holzverschlag schon wieder zweifelhaft geworden, als sie weggehend ein Geräusch zu hören glaubte, wie wenn sich irgendwer erhöbe.

Nikolas? Nachdem sie zitternd dagestanden hatte, ging sie mit vorgehaltener Laterne an den Verschlag zurück. Das wurde nun ein sonderbarer Anblick: in Mehlsäcken halb vergraben, saß da ein Mensch, der ihrem Maruck zwar ähnlich sah, doch es nicht war. Weil sie den Jean nicht oft gesehen hatte, ihn auch beim Heer Napoleons vermuten mußte: so konnte er die steifen Glieder aus den Säcken wickeln, bevor sie ihn erkannte. Er hatte nach den langen Hungerwochen seiner Flucht nun auch noch eine Nacht, dann einen Tag und wieder eine Nacht lang im kalten Holzverschlag gesessen und sah nicht mehr zum besten aus in seinen mehlweißen Lumpen und mit

den blaugefrorenen Händen, als sie ihn kurz entschlossen ins Tageslicht der Küche brachte, wo sie ihm warmes Wasser zum Waschen und nachher auch noch Kleider vom Maruck bringen mußte.

Während er am essen war, nicht Zeit zu sprechen fand und kauend auf den gewürfelten Schieferboden der Küche sah, ließ sich das durstige Soldatenvolk, mit Fäusten und Gewehren an die Haustür klopfend, nicht länger hinhalten, sodaß sie auftun mußte, eine fröhliche Wirtschaft anzufangen. Seitdem die Grenadiere und Kosaken wußten, daß der erste Uebergang gelungen war, saß der Uebermut in ihnen, wie wenn sie eine Schlacht gewonnen hätten. Unaufhörlich, wie vordem die Scharen aus Frankreich in die Welt gezogen waren, rückten nun die Scharen der Welt in Frankreich ein. Das machte eine Lust zum Trinken, daß die Claire im Trubel hin und wider springend ihren Maruck entbehrte und in der Not sich an den Jean erinnerte, der statt seiner unnütz in der Küche saß und kaute. So sprang sie rasch hinaus und band ihm kurzerhand die Leinenschürze um. Er schickte sich zwar nicht sogleich; doch von der Claire recht-

schaffen kommandiert, bedurfte es kaum einer Viertelstunde, so hätte der Nikolas nicht besser dagestanden.

Und als so gegen zehn das letzte Branntweinfäßchen schon ziemlich leer getrunken war, obwohl sich einige auch an dem Wein versuchten, da zögerte die Claire nicht lange, den Schimmel anzuspannen, um selber nach der Brennerei zu fahren, während der Jean den Schenkwirt spielte. Nach Mittag war sie da mit neuem Vorrat, und nun ging das Geschäft fröhlich in den Nachmittag; denn statt des lebersüchtigen Nikolas stand da der Jean und lachte, daß ihm der schwarze Schnurrbart wie zwei Fähnchen auf dem Mundwerk stand.

Es dauerte noch Tage und Nächte mit dem Uebergang; der Schimmel wurde noch mehrmals eingespannt, Vorrat zu holen. So war der Jean fürs erste nicht zu entbehren. Und als zuletzt das Wagenheer hinüber und die Brücke abgebrochen war und überallher die Schiffer kamen und ihre Kähne wieder holten; als die Weltgeschichte, die für eine Woche durch Caub gepoltert war schon weit in den Ardennen den raschen

Kriegsgang machte: blieb der richtige Maruck immer noch verschwunden; und es ging der Claire wie jenem Förster, der den zugelaufenen Hund so lange dabehielt, bis ihm jemand den eigenen wiederbrächte, zumal der andere nicht schlechter war. Die Cauber hatten schon wieder eine spöttische Redensart: die Claire hätte ihren Maruck in den Jungbrunnen getaucht, da wäre der Jean für sie herausgekommen. Doch eigentlich war keiner, der ihr den Tausch mißgönnte: der Jean war wieder blank gefüttert; und hatte der Maruck ein Gesicht gehabt wie Kupfer, so glänzte seins wie frischgeputztes Messing. Wer ihn so seinen Schnurrbart streichend in der Haustür stehen sah, hemdärmlig in der Schürze, wie sichs für einen Schenkwirt paßte, der hatte seine Freude an dem Kerl. Nirgend war der Marück überflüssiger als im Rebstock seiner Frau Claire.

Unterdessen kamen mit den Frühlingsschwalben die Kriegsnachrichten aus Paris. Die Verbündeten hatten den Napoleon zur

Erholung von seinen Kriegsstrapazen nach Elba geschickt und den Franzosen wieder einen König von Gottes Gnaden eingesetzt. So sah es doch nicht aus, als ob der Bürgermeister von Caub den Maruck vor die Flintenläufe hätte bringen können. Und als der Jean danach im Anfang Mai den Mehlstaub aus der Hose klopfte da unten vor dem Kellertor — er hatte die leeren Mehlsäcke aufeinandergelegt, weils ohne die Douane zu Ende war mit diesem Handel — und dann sich aufrichtend so recht wie ein zufriedener Hausvater über den Rhein hinsah, der in der Abendsonne schimmerte wie gehämmertes Messing, worüber die Pfalz und die Berge blaue Schatten legten: kam sacht den Strom herunter ein Nachen, von einem Mann mit breitem Hut ortskundig an der Pfalz vorbei gesteuert. Der Jean sah ihm durch einen Schwarm von Mükken neugierig zu und hatte seine Freude an der klugen Steuerung. Aber wie der Nachen im Kies anschurrte und der Mann sich aufrichtete, fuhr ihm der Schrecken wie ein Stück Eis den Hals hinunter; denn obwohl er weder Gesicht noch Gestalt genau erkennen konnte, weil alles vor dem Gold und Glanz in blau-

en Schatten verschwamm: sah er aus der behenden Hantierung sehr genau, daß niemand anders als sein Bruder Nikolas dort ausgestiegen war. Dies kam so überraschend, daß er keinen Schritt zu ihm hinunter ging, ihn vielmehr den leicht und fein gebauten Kahn festmachen und zu sich heraufkommen ließ. Recht wie ein Junge, der im fremden Garten betroffen wird, gab er die Hand und sagte, ein wenig kleinlaut: Ich bin noch hier.

Ich seh es, sagte der andere, nicht weniger überrascht durch dies brüderliche Wiedersehen, ging glatt an ihm vorbei und gab sich wie ein ordentlicher Hausvater daran, das Tor der Ausfahrt zu verschließen. Er ließ den Jean im Keller stehen und schob im Flur den Riegel vor wie damals, als der Bruder zur Nacht gekommen war; ging leise in die Küche, wo seine Frau bei offenen Fenstern vor einem Kübel stand und Krüge schwenkte. Weil gerade ein Wagen über die Gasse fuhr, auch das Wasser lustig plätscherte, hörte sie ihn nicht, sodaß er ihr mit beiden Händen die Augen zuhalten und einen Kuß auf den runden Nacken geben konnte. Sie nahm das wohlgefällig hin wie etwas Tägliches,

bis sie die Stimme erkannte und bei seinem Anblick ihren Krug vor Schrecken fallen ließ. Von dem Geklirr geriet sie so in Zorn, daß der Maruck zu keinem Wort mehr Luft bekam, nur mit verbissenen Kinnbacken diesen eigentümlichen Empfang hinnehmen konnte.

Zum Unglück aber hatte der Knall von dem zerbrochenen Geschirr den Jean so wild gemacht, daß er den Riegel an der Kellertür aufsprengte und nicht eben langsam in die Küche kam, wo er, durch ihren Zorn verdutzt, in unglückseliger Verwirrung darauf verfiel, seinem Bruder begütigend beizustehen. So gab er diesem ehelichen Streit besonderer Art auch ein besonderes Ende: sodaß die Claire sie gegen einander wie zwei Hähne auf dem Bilderbogen hatte: den Maruck fett und grau vor Wut, den Jean wie überm Ofen glühend.

Es wurde eine ärgerliche Nacht für alle drei: für die Claire und ihren heimgekehrten Ehemann, der von dem Seinigen Besitzrecht haben wollte, als wäre er nur einen Tag lang über Land spaziert, und für den ausgesperrten Jean, der wie ein Wolf die ganze Nacht das Haus umstrich.

Noch einmal aber kam — ganz unvermutet — die Weltgeschichte zurück nach Caub. Sie fuhr am andern Morgen die linke Uferstraße von Bingen herunter und war ein fröhlicher Greis, der aus dem offenen Korbwagen seinem Begleiter viel zu zeigen hatte. Blücher kehrte behaglich wie ein Handelsmann aus Frankreich zurück und wollte mit seinem Adjutanten — dem mit dem braunen Vollbart — noch einmal die Stelle seines Rheinübergangs betrachten. Während der Wagen bei dem Douanehäuschen hielt und einer von den beiden Husaren auf dem Bock ein Hornsignal zu der Fähre hinüberschickte, ging der alte Herr am Ufer vielmals hin und her, zeigte und erklärte und war aufgeräumt, wie einer, der nach Hause in die Ferien kommt. Als er danach auf der Fähre stand und in das glitzernde Wasser sah, das mehr als einmal glatt wie eine Stromschnelle unter ihnen wegschoß und an den Klippen rauschte, mochte er wohl an die rheinischen Schiffer denken, die ihm geholfen hatten; denn als er zu dem bestürzten Bürgermeister hinaufkam, während unten sich die Kinder um seinen gelben Wagen und die Husaren drängten und einer von den Er-

wachsenen es dem andern zurief, der Feldmarschall sei wieder da, sodaß in dem stillen Caub gleichsam das Wasser noch einmal aufsiedete, das bei dem Uebergang so lustig gekocht hatte: war seine erste Frage an den Alten, der seitdem noch welker geworden war und sich noch demütiger verbeugte, nach dem Mehlhändler, Metzger oder Wirt, der damals seine Grenadiere nach der Pfalz gebracht hätte: er solle ihn lebendig oder seinen Leichnam bringen! Dabei klopfte er ihm zwar lustig auf die Schulter, aber der Bürgermeister hatte gesehen, wie gutmütig lächelnd diese Großen mit kleinen Menschenleben spielen; er nahm es wörtlich auf und lief zum Ortsdiener, der wiederum erschrocken von dem rauhen Befehl den einen der Husaren mitnahm.

So sah der Maruck aus einem schweren Morgenschlaf erwachend — es hatte um einer bestimmten Ursache willen einen Ringkampf mit der Claire gegeben, wobei es ihm nicht gut ergangen war — neben dem Ortsdiener einen Husaren in seiner Kammer stehen, der ihm eilig seine Hose zureichte und auch sonst behilflich war. Kaum angezogen, nicht gewaschen und im Laufschritt durch den Ort ge-

jagt, trat er in jämmerlicher Haltung vor den Feldmarschall, der unterdessen munter über einem rasch begonnenen Frühstück saß und ihm mit hellen Gelächter ins Gesicht fuhr: Zur Stärkung Monsieur —

— Varocquier, ergänzte rasch der Adjutant, während der Blücher dem Maruck ein Glas mit Rotwein füllte. Der Marschall sagt Euch seine Anerkennung für die Bravour bei der Rheinpassage. Er gewährt Euch die Nonkombattantenmedaille!

Mehlmedaille heißt das Ding! knurrte Blücher, der schon wieder am Essen war. Dann mußte er von neuem lachen: Der Herr Franzos ist Mehlhändler; der Stiebel paßt!

Während der Adjutant noch weiter von hundert Talern sprach, die ihm für die Bravour aus der Kriegskasse versprochen wurden, und Maruck das blaurote und lachende Gesicht des Feldmarschalls mit dem weißen Schnurrbart vor sich hatte: stand er steif wie zur Parade. Und als er draußen mit dem Orden und ohne den Husar die Treppe hinunterstieg, ging ihm das dröhnende Gelächter des Feldmarschalls nicht aus den Ohren. Es kam

ihm vor, als wäre er ein halbes Jahr zum Spaß in Todesnöten gewesen; und als er an die letzte Nacht und seinen Bruder im „Rebstock“ dachte, kam er trotz seiner Mehlmedaille zitternd vor Grimm zu Hause an, wo er den Jean breitbeinig in der Wirtsstube sitzen und die eingefressene Wut der Nacht in höhnischen Reden von sich geben sah, indessen die Claire mit gefalteten Händen vor ihm stand. Wie ein Marder lief er ihn an, und obwohl der Jean gewandter und viel stärker war, vermochte der ihn nicht von seiner Gurgel abzuschütteln. In weniger als einer Minute lagen die meisten Krüge in Scherben auf der Erde und die Claire hatte einen Schlag vor die Brust bekommen, daß sie wie eine Sterbende blaß und mit vorgestreckten Beinen auf dem Fußboden saß. Sie hatte sich verzweifelt dazwischen drängen wollen und nur dem Jean die Gurgel frei gemacht. Jetzt warf er den Nikolas rücklings auf einen Tisch, daß der mit seiner Platte hintenüber kippte und den Maruck kopfüber auf den Boden sacken ließ, wo er bewußtlos liegen blieb. Der Jean gab noch dem anderen Tisch einen Tritt, daß er ein paarmal durch die Stube hüpfte

und zerbrach; worauf er, gerade als eine neugierige Nachbarsfrau mit einem Krug ankam, laut lachend und mit dicken Tränen in den Augen an der vorbei hinausging.

Nach diesem Abschied wurde der Jean nicht mehr in Caub gesehen. Die Claire ließ sich von der Nachbarin aufheben; dem Maruck aber waren die Rippen gedrückt, daß er ins Bett getragen werden mußte. Da lag er ein paar Wochen, bis eines Tages die hundert Taler aus der Kriegskasse kamen. Er tat sie zu dem Gurt in seinem Schrank, der Zeiten froh, daß er sein Vermögen nicht mehr um den Bauch zu tragen brauchte. Stand danach auf, ging aber selten fort vom Haus; und war er früher einer Ameise gleich um die Vermehrung seines Gutes bemüht gewesen Tag und Nacht, jetzt glich er vielmehr einer Blattlaus, und trug die Prahlerei und eigentliche Faulheit eines alten Militärs derart zur Schau, daß er den Caubern bald der schönste Spott war.

So recht als Maulheld zog er eines Tages nach Bingen auf die Mehl- und Schifferbörse. Da waren die andern Händler nicht mehr zum Uebermut geneigt, seitdem der Rhein auf

beiden Seiten deutsch und also kein Schleich-
handel mehr möglich war; aber über den Ma-
ruck und seinen Orden mußten sie doch lachen.
Es wurde trotz den schlechten Zeiten groß ge-
trunken, sodaß der Maruck erst in später Nacht
nicht immer richtig seinen Kahn den stillen
Rhein hinunter steuerte.

Im „Rebstock“ aber war die Tür verschlos-
sen und wurde auch nicht aufgemacht, trotz
seinem Klopfen. Er wollte, wie er das aus
früheren Zeiten kannte, übers Stalldach doch
hinein, rutschte aus und hätte vielleicht den
Hals gebrochen, wenn er nicht mit dem Ka-
misol an einem Haken hängen geblieben wä-
re. Der Schreck war so, daß er hinunterklet-
terte und auf dem Rasen einschlief. Im er-
sten Morgen wurde er, noch immer schwer
vom Wein, in einem dampfenden Nebel wach,
drückte ein Fenster ein und kletterte ins Haus.
Da fand er alles sauber aufgeräumt, wie seine
Frau es liebte; nur selber war sie nicht mehr
da, und auch die hundert Taler fehlten im
Schrank mitsamt dem andern Gold im Gür-
tel. Den Schlüssel aber von der Haustür hat-
te sie, wie es bei ihnen abgesprochen war,
wenn einer in der Abwesenheit des andern ei-

nen Weg zu gehen hatte, auf dem Balken darüber versteckt. So wäre es nicht nötig gewesen, das Fenster einzuschlagen.

Das Glück in Münster

Wenn ein reicher Jude als Briefbeschwerer einen goldenen Esel hat, liegt ein unartiger Witz nicht fern. Und als dem Amschel Rothschild seine Brüder in Neapel, Wien, Paris und London im Jahre 1827 eine sauber ziselierte Gruppe schenkten, wo neben einem solchen Tier aus purem Gold ein Italienermännchen stand, das aus dem Quersack Steine auf den Boden kollern ließ: da bot der goldene Esel jenen, die Geld genug besaßen oder gebrauchten, um ihn auf diesem Arbeitstisch zu sehen, eine Scherzgelegenheit, die allerdings viel öfter plump verschwiegen als gewandt ergriffen wurde. Trotzdem gab es in Frankfurt manchen, der die Geschichte dazu kannte und auch die Nutzanwendung, die der alte Rothschild seinen Söhnen mit ins Geschäft gegeben hatte:

Zu Zeiten, als die Handelsverbindung zwischen Deutschland und Italien noch durch Maulesel besorgt wurde, die innerhalb der zugewiesenen Stationen ihre Zwillichsäcke hin und wieder schleppten, unterhielt ein Italiener

solcherweise ein Geschäft mit Seidenzeugen, die er für eigene Rechnung von Straßburg nach Westfalen brachte. So wie ein Segelschiff noch heute mit Sand und sonstigem Ballast den Kiel nach unten hält, damit es drüber Pernambukholz und Kaffeesäcke führen kann, so trug ein Esel damals nur in dem einen Quersack Waren, während für das Gleichgewicht im anderen Steine sorgten. Das war ein Brauch, den jeder Eselstreiber von seinen Eltern erbte, wie den Rosenkranz, den Vaternamen und die göttlichen Gebote.

Wie nun der Italiener an einem nassen Tag im Mai in einem Städtchen an der Nahe sein Maultier tränken wollte, rief irgendwer ihn zornig an, und als er aufsah, rutschte an der Treppenstange vom Kirchplatz her ein Mensch herunter, der am gelben Riemen um den Kittel einen bloßen Säbel trug und sich auch sonst als Mann der Obrigkeit erwies, zumal er sehr betrunken war. Der wollte die Papiere sehen, ließ dem Italiener aber, der demütig seinen Rock aufknöpfte, garnicht Zeit, sie vorzuzeigen, griff mit der Linken in die Zügel und zog das Tier, den Säbel schwingend, nach der Brü-

stung, die gegen dem Kirchplatz aufgemauert war. Da warf er die Zügel auf die Treppenstange und befahl dem Italiener, wie ein Oberst mit beiden Händen auf den Säbel gestützt, den Quersack auszupacken. Obwohl nun unterdessen Leute aus den Werkstätten und Gewölben in Schürzen und Hemdärmeln dazu getreten waren, die ihn vor dem betrunkenen Zöllner hätten schützen können, holte er in seiner Angst ein Päckchen Seide nach dem andern aus dem Quersack und reichte es dem Menschen hin, der jedes wie ein Brot befühlte und auf die Treppe legte, ein paarmal auch die Naht aufriß, sodaß die Seide aus der Leinwand quoll.

Weil so geängstigt der Italiener nicht bedachte, aus dem anderen Quersack die Steine gleicherweise fortzunehmen, dauerte es nicht lange, daß sie das Uebergewicht bekamen und langsam rutschend den Rest der Waren nach sich zogen, bis alles auf die nasse Erde sackte. Worauf der Maulesel, seiner Bürde ledig, kopfnickend seine Zügel von der Treppenstange nahm und wieder nach dem Brunnen ging; während der betrunkene Zöllner bei diesem Fluchtversuch von neuem nach dem Säbel

faßte und den Italiener heftiger anschrie, der seine Worte nicht verstand und ihm nur demütig nach den dicken Augen sah. Sie merkten beide nicht, daß unterdessen die Bürger sich anstießen und an die Kappen fassend nach dem alten Bürgermeister sahen, der in Hemdärmeln und ohne Mütze zornig hinzugekommen war, den Ortsdiener einem handfesten Küfer zur Bewahrung übergab und dem Italiener mehr mit Zeichen als mit Worten bedeutete: er möge seinen Kram aufpacken und sich mit seinem Esel auf die Straße machen.

Nun wäre es dem Italiener zu Hause nicht schwer gewesen, für jedes Päckchen auch den rechten Stein zu finden und alles mit Besonnenheit ins Gleichgewicht zu bringen: hier aber, wo er sich des Weibervolks erwehren mußte, das mit den Schürzen helfen wollte, während die übermütigen Bengel mit Geschrei den Esel vom Brunnen holten, verließ ihn bald der Mut. Weil er die Säcke nicht zugleich aufheben konnte, mußte er die Steine bis auf einen Rest ausschütten, worauf er dem Tier den Quersack auf den Rücken legte und links und rechts mit Stein und Päckchen zu füllen begann. Dabei stand er in einem

dichten Kreis von Händen; die Angst um seine Seide und das Gelächter machten ihm die Hände so verwirrt, daß er abnehmend und zulegend, zupfend und schüttelnd die Säcke immer wieder ins Ungleiche brachte, zumal die Bengel den Maulesel noch mit Ginsterwedeln an den Ohren kitzelten.

So machte er die Kinder und die Alten durch sein Jammerbild ganz übermütig, indem er schließlich auf dem Steinsack saß und das andere Ende mit den Päckchen auf den Knien hielt, damit die Seide in dem nassen Dreck nicht ganz verdürbe. Ein halbwüchsiges Mädchen, dem der zerrissene blauleinene Rock kaum auf die nackten braunen Knie reichte, nahm den Maulesel am Halfterband und ließ ihn, vom Geschrei auch Tritten der anderen gejagt, um den Italiener im Kreis herumlaufen. Weil da nun eine große Lache war, patschte das Tier jedesmal mit einem Fuß hinein, sodaß ein trüber Wasserschwall den Händler überspritzte, bis von ihm und seinem Sack bald ein paar dünne gelbe Bäche niederliefen.

Schon aber hatte ihm das Glück einen Mann dazu geführt, der zwar ein verschlisse-

nes braunes Wolltuch wie einen Mantel umgehängt hatte und mit seiner hohen dünngefurchten Stirn über den großen Augensäcken und dem silbrigen Prophetenbart nicht danach aussah, als ob er jemand helfen könnte; als aber das Gelächter den ganzen Marktplatz füllte, und der Italiener zornig aufgesprungen war, tat er mit seiner dünnen weißen Hand einen festen Griff in die Zügel, sodaß der Esel auf der Stelle stand und das Mädchen wie auf einem Schlitten rückwärts in die gelbe Brühe rutschte. Während das Gelächter nun über das Mädchen herging, führte er den Maulesel, der naß und zottig von dem gelben Wasser war, zu dem Italiener hin, hängte ihm den Zügel um den Hals und schüttete den Rest der Steine aus. Nahm auch die Päckchen aus dem Sack und legte sie sorgfältig in zwei Haufen abgezählt auf die Treppenstufen; und während sich die Leute, anscheinend an seine Art gewöhnt, neugierig drängten, begann er leicht und rasch, je zwei der Päckchen mit beiden Händen hochzunehmen und rechts und links gleichmäßig in den Zwilchsack zu verteilen, den der Esel, von dem verstörten Italiener gehalten, nun wieder auf

dem Rücken trug. Nicht lange, so waren die Treppenstufen leer und der Quersack im Gleichgewicht; er gab dem Esel einen Klaps auf die Hinterbacken, daß er tänzelnd an der Mauer vorbei den Weg hinauf schritt, und ging davon, den Schmutz von seinen Händen reibend; während der Italiener, von dem Maulesel mitgerissen rückblickend die Augen nicht von dem Häufchen Steine lassen konnte, das wie das Denkmal einer wichtigen Erfindung da liegen blieb.

Wenn ein italienischer Maultiertreiber zu jener Zeit auch selten lesen konnte, verstand er doch zu rechnen; und weil dieser nicht geneigt war, seinem Maultier faule Tage anzutun mit halber Last, nahm er zum nächstenmal an hundert Pfund Seide mehr mit auf die Reise: das war das doppelte Gewicht und also doppelter Verdienst. Bis ihm die andern von der Maultierzunft den Vorteil abgesehen hatten und durch die neue Tragweise den Preis der Seide in Westfalen drückten, hatte er in seinem Vorsprung rascher

Geld verdient als sonst mit allem Fleiß. So war ihm sein Mißgeschick durch den Verstand des Mannes an der Nahe zum Glück geworden, und als er im dritten Jahr danach an einem staubig heißen Tag wieder auf den Marktplatz kam, diesmal aber nicht den Esel nach dem Brunnen, sondern durch den Torweg an der Ecke ins Herberghaus zur „goldenen Schüssel" lenkte: da war es wohl ein wenig Durst, meist aber der Entschluß, nun endlich seinem Wohltäter Dank zu sagen. Es war ihm aufgefallen, daß er ihn immer auf der Straße traf bei Sonnenschein und Regen im selben Wolltuch, das unterdessen schmählich zerrissen war. Es dauerte nicht lange, so kam er auch diesmal von der Kirchtreppe herunter, den bloßen Kopf mit dem Prophetenbart auf die Brust gesenkt, am Brunnen vorbei gerade auf den Italiener zu. Der trat ehrerbietig vor, lüftete seinen Hut und sprach ihn, so gut er deutsch zu sprechen gelernt hatte, mit vielen Danksagungen an.

Der Mann schlug seine milden Augen zu ihm auf, die über schweren Augensäcken gleich blanken Fensterscheiben saßen, wußte lange nicht, was er wollte, und nickte ihm zuletzt

gütig lächelnd zu. Als der Maultiertreiber ihn einlud, einen Schoppen Wein zu trinken, ging er mit in die „goldene Schüssel", anscheinend erfreuter durch die treuherzige Einladung als durch die Aussicht auf den Wein. Er ließ den Italiener in der kühlen Stube mehr mit seinen glänzenden Augen als mit mühsam gesuchten Worten davon erzählen, wie er ihn und seine Genossen in Wohlstand gebracht habe, indem sie jetzt nach seiner Art zu packen, keine Steine mehr zu schleppen hätten, den Eseln vielmehr das Doppelte aufladen könnten und also bei der gleichen Reise, wenn auch das Doppelte nicht so doch mehr verdienten — er hörte still lächelnd nach Kinderart zu, während er den schönen graubraunen Prophetenbart mit der weißen Hand umspannte.

Als der Italiener ihn aber schließlich fragte, auf seine dummdreiste Art, warum ein Mann wie er, der andern durch seinen Verstand so viel nützen könnte, für sich selber anscheinend nichts erreichte: sah ihn der Mann boshaften Auges an und sagte, indem er seine schlanken Hände platt vor sich auf den Tisch legte, zur Erstaunung des andern italienisch: Weil

ich Verstand habe, wie ich; aber kein Glück wie du!

Und dann erzählte er dem Italiener in seiner Muttersprache, die er gewandt gebrauchte, von den Dingen, die er schon vergeblich angefangen hätte, trotzdem er aus einem reichen Handelshause käme. Er wäre in Italien gewesen bis ins Morgenland hinüber, hätte aus dem Meer Korallen gefischt und im Harz Silber gegraben, er könne als Seiler oder Goldschmied, auch als Orgelbauer reisen, aber wenn ihm sein Bruder nicht einen Tisch und eine Kammer gegeben hätte, müsse er wohl betteln gehen — obwohl auch dazu mehr Glück gehöre als Verstand.

Nun war der Italiener nicht der Kopf, ein solches Schicksal zu begreifen. Er sah sich nur erschrocken mit einem Mann paktieren, den sein Verstand ins Unglück brachte. Das ängstigte ihn so, daß er ihn bald sitzen ließ und seinen Esel vom halben Fressen holte. Doch war er keine Stunde fort vom Ort, da wo der Weg mit einer sanften Steigung über eine Höhe mußte, als er mit seinem Maulesel vor den Pappeln stehen blieb, deren Schattenstri-

che wie die Leitersprossen eines nahenden Unglücks vor ihm lagen, und sich vernehmlich fragte: was einem schlichten Handelsmann wohl nötiger wäre, Glück oder Verstand? Worauf er kurzerhand den Esel bei der Halfter nahm und ihn durch einen Hohlweg zurück ins Städtchen brachte. Da nahm ein Händler, den er kannte, die Hälfte seiner Seide an, mit einem kleinen Abschlag; er aber suchte stillschweigend den nächsten Steinbruch auf.

Da hatte er auch gleich schon ein besonderes Glück, indem er sorgend um den viel zu dünnen Sack, der längst nicht mehr für Steine eingerichtet war, nach abgewaschenen Stücken suchte und einen Haufen Steine fand, die mehr wie Kugeln oder steinerne Früchte unter Huflattich in einem Nest dalagen. Es fand sich, daß er rasch für die Päckchen auch die rechten Steine hatte; bald war er fertig und sah behaglich noch ein Weilchen dem Esel zu, wie er trotz seiner Last schnuppernd nach Distelspitzen ging, als ob ihm auch die alte Ordnung besser bekommen wäre. Nachher zog er noch ein paar Stunden weit das Nahetal hinunter, hörte die Steine leise knirschen bei jedem Schritt und meinte fast, er hätte sich die

Jahre lang nach dem Geräusch gesehnt, so fröhlich klang es ihm.

So gedachte sich der Italiener das Glück zu fangen, indem er den Verstand dahinten ließ; nur als er endlich nach siebzehn Tagen in Münster einzog, schien beides auf und davon zu sein. Die Wiedertäufer waren in der Stadt gewesen; der Bischof mit dem Heer der Fürsten hatte ihnen eine Wiedertaufe mit brennen und morden angetan, wovon nicht einer übrig geblieben war; und obwohl der Blutgeruch die Münsteraner rasch wieder gut katholisch machte, war doch die Stimmung nicht mehr nach bunten Seidenkleidern. So gingen dem Italiener wenig Türen auf, dahinter früher gute Käufer gesessen hatten — wenn die Türen und Häuser überhaupt noch standen; weil zudem aus den Dörfern schlimme Nachrichten kamen, daß sich versprengte Wiedertäufer aus dem Reich zusammenzögen und durch nächtlichen Raub und Mord furchtbare Rache nähmen, sodaß die Stadttore Tag und Nacht geschlossen blieben: konnte er auch nicht versuchen, in einer anderen Stadt die

Seide besser anzubringen. Sodaß er schließlich in die Hände eines Mannes fiel, der beim Lambertimünster einen verwegenen Handel führte und ihm den halben Preis bot. Er schlug am Abend zu und brachte ihm gleich in der Frühe am andern Morgen die Waren hin, ängstlich, daß sich der Mann besonnen haben möchte, und nicht ahnend, daß ihm dabei das Glück auf sonderliche Art begegnen sollte.

Denn als er nachher bei seinem Esel auf der Gasse stand, die sich gegen St. Lamberti öffnete, sodaß er oben den toten Wiedertäuferkönig in seinem Käfig sah, hatte er für die Steine in dem Quersack auch keine Verwendung mehr; also hob er verkehrten Sinnes über seinen schlechten Handel den Quersack an seinen Zipfeln von der Erde und begann, die Steine auszuschütten. Dabei rollten einige wie Kugeln in die nächsten Löcher und ihm fiel ein, daß er dafür zum wenigsten den Ladenpreis doch fast erhalten hätte; wie er lustig darüber und doch wieder wütend über sein Mißgeschick den Sack ausschwenkte, flog ein kleiner Stein so stark zur Seite, daß er gegen die Mauer des Hauses traf und glatt zer-

sprang. Da war wie eine Nuß in seiner schwarzen Schale ein Kern, der hell und veilchenfarben blinkte; gleich liefen ein paar Jungen danach, die mit dem Esel stehen geblieben waren; kaum hatte einer die erste Hälfte in der Hand, als ein Mann, der gerade vorüberging, sie ihm entriß und eilig gegen Lamberti damit verschwand.

Darüber wurde der Italiener aufmerksam; er nahm dem anderen Jungen, der schreiend hin- und hergerissen wurde, die zweite Hälfte des Steines ab und sah in der aufgeplatzten Schale lauter blitzende Kristalle. Er raffte die Steine rasch wieder in den Sack und brachte ihn dem Herbergsvater in Verwahr; ging dann, das aufgesprengte Stück wie einen gefangenen Käfer in der Hand, zu einem Steinschleifer und Edelschmied. Der bot ihm gleich ein gutes Stück Geld für den schönen Amethyst, und obwohl der Italiener über den hohen Preis erschrak, verhielt er seine Freude, bis er nach Händlerweise das Doppelte erlangte. Zwar erwiesen sich nicht alle Steine als so gute Nüsse; aber als der Italiener, das Gerücht von seinen Drusen klug verbreitend, unter den Angeboten die besten aus-

gesucht hatte und in seiner Herbergskammer den Erlös überzählte, war es mehr als das Doppelte seines Seidenpreises. So belohnte ihn das Glück, weil er dem Verstand mißtraute.

Und so lautete die Nutzanwendung, wenn der alte Rothschild seinen Söhnen dies erzählte: Glück und Verstand sind Schwestern und selten, daß sie sich vertragen. Seht euch mit Menschen vor, die mit Verstand bei ihren Dingen sind, bei ihnen bleibt kein Glück.

Extrawein

Wenige Leute wissen, daß der Fürst Lichnowski am Abend vor seinem Todesritt beim Amschel Meyer Rothschild in Frankfurt eingeladen war und dort noch einen dreisten Scherz aufführte, bevor er andern Tags sein freches Leben mit vierunddreißig Jahren auf der Bornheimer Landstraße hergeben mußte. Der Amschel Meyer war damals schon ein Greis und reichlich sonderbar: er konnte Gäste bei sich sehen und bewirten, wie es zum Reichtum seines Hauses paßte, nur hatte er von größeren Herren den Hochmut abgesehen, zur Tafel einen Extrawein zu trinken, von dem kein anderer gereicht bekam. Er machte das nicht deutlich, und selten merkte einer von den Gästen, daß der Leibdiener eine besondere Flasche kommen und wie ein Taschenspieler hinter den andern wieder verschwinden ließ. Doch war es jedenfalls nicht artig und jeder gönnte dem alten Herrn die Lektion, die ihm der Fürst Lichnowski weltmännisch fein erteilte.

Der schwarze Pole war trotz seiner Ju-

gend schon als Mitläufer beim Don Carlos in Spanien Brigadegeneral gewesen und im Parlament berüchtigt um seiner fürstlichen Frechheit willen. Er hielt gerade eine seiner boshaften Tischreden, als er bemerkte, wie der Leibdiener dem alten Rothschild aus einer andern Flasche einen bernsteinbraunen Edelwein eingoß, der sonst nicht auf dem Tisch zu sehen war. Er brachte seinen Trinkspruch mit einer witzigen Bemerkung auf den Hausherrn unvermutet zu Ende, sodaß der Diener im Gelächter und Zueinandertreten seine Flasche nicht mehr retten konnte, trat, mit dem Rothschild anzustoßen hinter ihn und entdeckte in einem alten Jahrgang die Marke „Steinberger Kabinett".

Nun steht es alten Herrn eher zu als jungen, solchen Edelsaft zu trinken; doch geht es nicht wohl an, daß sich der Hausherr selber als Ehrengast damit auszeichnen läßt. Und weil es den Lichnowski als einen Klopffechter der unverkürzten Herrenrechte noch besonders verdroß, daß sich ein Rothschild das erlaubte, ging er kurzweg an seinen Platz zurück und wartete mit unauffälliger Beobachtung den Wechsel der Weine ab. Wie dann beim näch-

sten Gang der Diener mit einer neuen Flasche in der Reihe der andern Gäste zu ihm trat und Rüdesheimer Rottland meldete, schob er mit dem kleinen Finger den Hals der Flasche fort und zeigte nach der Ecke, wo der Extrawein verborgen stand:

Ich nehme lieber Steinberger Kabinett!

Er sagte das mit seiner scharfen Polenstimme so laut, daß es an jedem Platz zu hören war; und wie der Rothschild bei dem Namen aufmerkte und nach der Art halbtauber Leute mißtrauisch den Leibdiener ansah, dem der Schrecken sein rasiertes Fuchsgesicht mit einem Netz verlegener Falten überzog: trat an der Tafel eine Stille ein, wie wenn aus einer Tapetentür der Preußenkönig ins Zimmer getreten wäre.

Der Amschel Meyer durfte das Geheimnis seiner Tafel nicht als Sparsamkeit entblößen; so winkte er mit seiner Gabel und dem Bratenstückchen daran, das er nicht mehr zum Mund bekommen hatte, dem Diener zu und fand auch noch die Fassung, mit einer Frage an seinen Nachbarn die gestörte Unterhaltung fortzusetzen. Doch weil der Leibdiener sich nicht getraute, den Befehl gleich richtig zu

verstehen, so daß er ihm noch einmal unwillig zunicken mußte, folgten alle Blicke in die Ecke, wie er mit umständlicher Vorsicht die versteckte Flasche holte und dem Fürsten tropfenweise ein kleines Weinglas füllte. Nur der Lichnowski selber schien den peinlichen Vorfall nicht zu bemerken; er war mit ungestörtem Eifer beschäftigt, seinem Nachbarn eine Gemme zu erklären, die er als Siegel an einem schwarz-goldnen Petschaft bei sich trug. Aufblickend aus der Schweigsamkeit der andern, die den verwirrten Diener mit der Flasche wieder behutsam in der Ecke verschwinden sahen, reichte er verbindlich dem Rothschild das Petschaft hin, wie wenn sie alle nur um das so stille wären.

Und während der das zierliche Gold verdrießlich nahm, mit unverhohlener Neugierde wartend, was für ein Wesen der Fürst als Kenner mit seinem Weine anstellen würde, goß der Lichnowski mit Gleichmut die köstlichen Tropfen aus dem dünnen Weinkelch in ein sehr großes Wasserglas, füllte bis zum Rand mit Quellwasser nach und nippte flüchtig an dem verdünnten Saft. Nahm dem verdutzten Rothschild die Gemme wieder aus der

Hand und erklärte, zwischen Daumen und Zeigefinger das Petschaft haltend, der Gesellschaft den Reiz spanischer Goldarbeit: Man sagte mir, daß es die einzige Gemme vom Cellini sei, doch weist der Schnitt viel eher auf Nassaro; die Goldarbeit ist spanisch und siebzehntes Jahrhundert.

Er rollte mit der Zunge wie alle Polen tun, und blitzte mit den gelben Zähnen und ahmte die Gebärden eines Sammlers so täuschend nach, daß alle lächeln mußten und mit Scherzen über seine Kunstkennerschaft dem Hausherrn aus seiner peinlichen Beschämung halfen.

So listig verborgen war die Schärfe dieser Lektion, daß ihr der Amschel Meyer Rothschild nur noch auf seine Art begegnen konnte: Nach fünf Minuten durften sich die Zungen aller Gäste am Steinberger Kabinett erproben und auch der Pole mußte wieder aus einem Weinglas trinken, weil er nicht mehr allein vom Extrawein bekam. Denn wie die andern nun den Wein mit seligen Worten rühmten, wie wenn der Rothschild selber am Duft und Goldgeschmack beteiligt wäre, blieb der mit seinem Geld doch Sieger, sodaß

der mitgeschluckte Aerger dem Polenfürsten den Edelsaft viel mehr verschlämmte als im Wasserglas vorher.

Sie witzelten darüber und tranken, bis die goldene Standuhr des weißen Speisesaals mit hellen Schlägen die Mitternacht verkündigte und sich im Stundenglas irdischer Zeit der Morgen löste, an dem der Fürst Lichnowski auch vor dem aufgeregten Volk sein Herrenrecht ausspielte. Noch wild und hitzig von dem Rausch der Nacht ritt er vor dem Friedberger-Tor spazieren, indessen in der Stadt schon seit der Frühe Schüsse fielen und Barrikaden errichtet wurden. Der brave Preußengeneral Auerswald ritt mit aus Pflicht, um nach den Hessentruppen auszusehen; dem bliesen sie das Lebenslicht mit einer Kugel aus, glatt durch den Kopf; ihm aber schlugen sie das seine mit Knüppeln wie einen bösen Waldbrand nieder.

Die Béarnaise

Es kommt wohl vor, daß eine Laune wie eine Witterung auf Dörfer, Städte, Landschaften und ganze Völker fällt; sodaß wo gestern alles noch im Gang der Tage, in Pflicht und schuldigem Respekt die Arbeit tat, auf einmal eine Spottsucht ausbricht, die keinen ohne Schaden an seiner Würde vorüber läßt. So muß es damals in Saargemünd gewesen sein, als Ludwig Philipp, dem dicken Bürgerkönig, sein Mißgeschick begegnete, davon ihn das Gelächter noch begleitete, als er in einer Mietskutsche das undankbare Frankreich verlassen mußte. Der Anlaß freilich war seine Sparsamkeit und daß ihn die ins Durcheinander mit einem Zirkus brachte, der sich vor der gleichen Spottsucht am Tage vorher aus Saargemünd nach Hundlingen gerettet hatte.

Wenn dunkle Nacht in den Gassen und auf den felsigen Waldbergen lag, wenn die qualmenden Oellampen ihr rotes Licht auf einen dichtgedrängten Ring der Zuschauer war-

fen, wenn die Messingstangen magisch leuchteten und die Stricke dick und flockig schienen in dem Licht, wenn die beleibte Medenella mit den Resten ihrer Reitkunst die edlen Pferde geängstigt hatte und ihr Sohn Camillo auf dem Kopf stehend über ein straff gespanntes Seil gerutscht war, höllisches Feuer dazu speiend, wenn in den Händen seiner Geschwister Blechteller begehrlich rasselten und die Drehorgel wehmütig quarrte: dann hatte nicht wie sonst der Beifall sich in Sousstücke aufgelöst. Und wenn endlich Jean Mourier, der Zirkusvater, sein Meisterstück mit den fünf edlen Pferden machte, die er mit nichts als einem grünen Stein beherte: dann hatten sie sein heiseres Kauderwelsch belacht wie einen albernen Spaß. Obwohl es soviel Zuschauern vordem jahrein jahraus ein Stück zum Staunen gewesen war, wie er gespenstisch auf der grünbehangenen Tonne inmitten stand und die fünf edlen Pferde zum Takt der Bearnaise im Kreis herum stolzieren ließ: Nello voran, den sieghaften Schimmel, der seine Schenkel wie die Königin von Saba mit edlen Schritten hob. Bis plötzlich da, wo die drei schweren Baßtöne das Finale einleiteten,

der Mourier den Stein hoch hob, den grünen Stein aus Malachit mit eingeschnittenen Schlangenköpfen, und die Verwandlung eintrat:

Nello, der so stolz geschritten war, fing an zu hinken und schleppte die Füße kaum noch fort, die schwarze Sylva drehte sich im Walzer mit ihren dicken langbehaarten Beinen, Mariette, der wie ein Kalb gefleckte Pony, ging als ein Grislybär wild in die Hinterbeine, die braune Lisette fing an zu scharren wie ein Schatzgräber, und Pierre, der hochbeinige Goldfuchs, dessen Schönheit den Schimmel Nello fast überstrahlte, brach in die Knie, wie wenn ihm irgendwer mit einem Messer hindurchgeschnitten hätte. So mußten sie in einer traurigen Gruppe bleiben, die erst so edel im Kreis gelaufen waren, bis die drei gellenden Läufe der Musik den Schlußakkord erreichten und Mourier den Stein in seinem grünen glasperlenbesetzten Talar verschwinden ließ.

Das war der große Schluß des Abends, und niemals hatte der Mourier danach vergebens mit dem Blechteller gerasselt; bis er in

Saargemünd so übel anlief und sich vor der Seuche böser Spottlust seitwärts in die Berge und zu den Bauern schlug.

Nach einer schlimmen Fahrt auf regenweichen Wegen war er nach Hundlingen hinaufgekommen von Saargemünd und hatte rasch das Dorf um seinen grünen Wagen und die Schabracken seiner edlen Pferde versammelt. Hier stand die Sonntagssonne wieder hell am Himmel, hier gab es keine Lacher, mißtrauisch gemacht durch dreiste Zweifel, hier waren die Sousstücke besonders dick, weil man die blankgescheuerten nicht kannte.

Um vier Uhr fing er mit seinem Umzug an. Voran zu Fuß mit schmetternden Trompetentönen Camillo im feuerroten Trikot, hinter ihm mit dicken Beinen die schwarzbehaarte Sylva, zwei weitere Kinder Medenellas auf dem Rücken mit goldpapierernen Engelflügeln, dann das gefleckte Kälbchen Mariette mit der Trapezkünstlerin Camilla, hierauf Lisette, die braune, mühsamer schreitend unter dem Wust von Rosatüll, in dem die Zirkusmutter schwitzte, dann endlich Nello, der

sieghafte Schimmel, Nello mit ihm selber, dem Herenmeister Mourier, der mit gespreizten Fingern den grünen Stein hochhielt; zuletzt Pierre mit einem Affen in großer Uniform als General.

Die sinkende Herbstsonne übergoß den bunten Plunder mit einem gütigen Schmelz, rot und schwitzend folgten die Hundlinger den schmetternden Klängen und drängten fast die Dorfstraße auseinander: da scholl ein Peitschenschlag und das Getrapp von müden Pferden. Um die Waldecke — man sah am dicken Kirchturm vorbei den Weg hinauf — kamen Reiter in Uniform, vor zwei Kutschwagen her. Die reichlich überraschten Bauern drängten rückwärts gaffend den Festzug gegen den Brunnen, daß er nicht weiter konnte; so dicht gestaut, daß auch die Reiter halten mußten. Die Wagen fuhren gleichfalls auf, und während noch der Mourier verachtungsvoll von seinem Schimmel nach den abgetriebenen Postpferden der Ankömmlinge sah, öffnete sich im vordersten Wagen auch schon ein Fenster. Ein dickes freundliches Gesicht sah auf den Festzug und die fünf edlen Pferde und winkte nach den Reitern. Die

ritten eilfertig hinzu und spähten gehorsam nach den Pferden, an denen die dicke Hand etwas zu zeigen schien: auf die gutgepflegten Pferde des Mourier, die nirgendwo saftigeres Futter gefunden hatten als an den Wegen hier. Wenn das nun ein Präfekt war? Oder ein Gouverneur?

Doch war es noch viel schlimmer. Es waren zwei Generäle und zwei Minister, mit einem dicken König, der es liebte, so bürgerlich zu reisen. Heute abend wollte er in Saargemünd einreiten und brauchte dafür Pferde, die gutgenährt und frischer als die seinen waren. So traf er mitten in dieser Ländlichkeit, wo nur mit Ochsen oder Kühen gepflügt und gefahren wurde, den Mourier mit den fünf edlen Tieren und fiel mit königlichem Vorrecht darüber her. In fünf Minuten hatten die Zirkusleute einen Schwall von Flüchen und königlichen Befehlen über sich ergehen lassen müssen, der Mourier und seine Medenella, Camilla und die beiden Goldengel waren mit allem Plunder aus den Sätteln entfernt, selbst Joko, der Affe hatte seinen Goldfuchs einem andern General herleihen müssen. Aneinander gekoppelt wie zum Handel trappten die edlen

Pferde hinter den königlichen Wagen her, den Weg hinab nach Saargemünd.

Oben auf dem Kirchplatz blieben die Verlassenen zurück inmitten einer nun auch von der Spottsucht angegriffenen Menge. Medenella mußte sich mit ihrem schönen Tüll auf den nassen Brunnentrog setzen; die beiden Engel rafften mit allen Fingern ihre goldgenähten Gewänder hoch; die rothaarige Camilla aber ließ trotzig ihre kostbaren Säume durch den klebrigen Schmutz schleifen; Camillo hielt seine Trompete in der Hand wie einen streitgerechten Morgenstern; Joko der Affe hockte neben seiner Herrin auf dem Brunnentrog und ließ die blauen Schöße seiner Uniform betrübt ins Wasser hängen: Alle aber sahen mit bösem Blick hinunter, wo die stolzen Hälse ihrer Pferde auf und nieder ruckten im schnellen Trab, bis sie verschwanden hinter herbstlichen Bäumen.

Jean Mourier saß auf dem Bock des zweiten Wagens, bis an die schwarzen Felsen der Tournette. Da hatte der Weg das Wiesental der Saar erreicht und ging nun durch die

Ebene im langen Bogen um die Felsen herum nach Saargemünd. Die rote Sonne hing tief in den Bäumen, als sie da waren. Die Reiter sprangen ab, die Wagen hielten und rasch begann ein Schauspiel, das dem Mourier als Zirkuskünstler seltsam bekannt war: Aus dem vordersten Wagen kletterte der König mit zwei braunen Männern, von denen der eine lang, der andere kurz und sehnig war. Aus dem zweiten stiegen umständlicher ein Bürger mit Gichtbeinen und ein Männchen mit einer großen Hornbrille aus. Die stellten kollegialisch eine Gruppe mit dem König, gähnten, schüttelten sich und reckten die gelähmten Glieder. Dann zeigten sie hinunter nach den ersten Häusern von Saargemünd, lachten und fingen an, auf offener Straße die bürgerlichen Mäntel auszuziehen. Die Kutscher mit den Reitern schleppten aus den Wagen Röcke, Federhüte und Schärpen aller Art heran. Aus dem Dürren und dem kleinen Sehnigen wurden vor den Augen Mouriers Marschälle in großer Uniform, das Männchen und der Bürger mit den Gichtfüßen bekamen goldene Ordensketten umgehängt und Federhüte auf den Kopf.

Der dicke König selber war kaum zu sehen vor lauter Gold und Orden.

Die Pferde wurden gleichfalls geschmückt mit Federbüschen und schuppigen Zügelketten. Bald ließ der König sich als erster in den Sattel heben; er plumpste auf den sieghaften Schimmel Nello, daß der Mourier an seine Medenella dachte. Der kleine Marschall bestieg den Goldfuchs und der große die schwarze Sylva. Der Minister mit den Gichtfüßen wurde auf die braune Lisette gesetzt und das ängstliche Männchen mit der Brille auf den gefleckten Pony Mariette. Die beiden Reiter — auch sie hatten langwehende Büsche auf den Kopf bekommen — ritten vorauf, zum Schluß folgte der eine Kutscher mit dem kräftigsten der Postpferde, der andere sollte zur Bewachung der Wagen bleiben.

Als dem Jean Mourier die Pferde so feierlich hinunter schritten, von denen er nicht wußte, wann er sie wiedersah, blieb er nicht mehr zurück. Er raffte den Talar und lief den Grashang zu den schwarzen Felsen hinauf. Wo nur ein Splitter vorstand, fand seine Hand den Griff. Der lange Kutscher spektakelte ihm nach und fiel in einen Brom-

beerstrauch. Er spuckte ihn von oben an und halfterte sich weiter, bis er vom Grat hinunter sah auf Saargemünd, auf die Dächer und den Marktplatz mit dem verkropften Amtshausturm. Er hörte Böller schießen und sah den König an der Brücke, wie er auf seinem Schimmel Nello mit dem Gefolge feierlich einritt. Der Mourier merkte, daß er noch immer barhäuptig im Talar mit Glasperlen war, dazu mit rotgefärbtem Haar; doch sprang er Stein für Stein und tückisch lächelnd, bis er mit wilden Sätzen hinunter an die Saar kam, an einer flachen Stelle hindurch und über eine Mauer in einen Obstgarten; zwischen Buchsbaumhecken her in eine krumme Gasse, wo schon die Fahnen wehten und Menschen standen, durch sie hindurch und über eine Treppe auf den Marktplatz, wo das Getümmel anfing.

Am alten Amtsgebäude standen die Musikanten bereit zum Blasen und unten zupften die Amtsherren ihre Kragen zurecht. Doch kicherte die Spottsucht vor dem König her und hing sich dem Gefolge mit Gelächter an. Die Saargemünder hatten das gefleckte Kälbchen Mariette und danach auch die anderen Pferde

vom Mourier erkannt. So ritt der König erregt und unruhig statt feierlich heran. Nur die Ratsherren merkten nichts; sie gingen ihm entgegen mit entblößten Häuptern und brachten ihm auf rotem Samtkissen die Schlüssel ihrer Stadt — obwohl er längst darin war — und den Ehrentrunk in einem silbernen Hahn.

Schon setzten die Musikanten ihre Hörner und Klarinetten an, als der Mourier mit großen Sätzen an die Treppe sprang:

Die Bearnaise! der König will die Bearnaise!

Die Musikanten setzten erschrocken wieder ab, der Kapellmeister klopfte. Die Noten seines Einzugsmarsches blieben auf den Pulten, aber was sie spielten, waren die Klänge des wohlbekannten Gassenhauers. Die Wirkung war, wie wenn ein höherer Tanzmeister als der König einen Ball befohlen hätte: Als erster spitzte Nello die edlen Ohren und setzte sich in Trab. Die andern folgten im engen Zirkuskreis über den steinichten Marktplatz. Die Amtsherrn durften ihre Blicke nicht von dem Antlitz ihres dicken Königs wenden; so drehten sie sich mit im Kreis, als zögen sie die Pferde an einer Schnur und immer stürmi-

scher um sich herum. Bald mußte der Minister mit der Brille sich an den Hals der hopsenden Mariette klammern und der andere griff in die Mähne der Lisette.

Bis endlich da, wo die drei schweren Baßtöne das Finale einleiteten, die Vorführung ihrer schönsten Künste begann: Der sieghafte Schimmel Nello mit dem König hinkte schwer und konnte kaum noch fort; die schwarzbehaarte Sylva mit dem langen Marschall begann zu walzen und drehte sich wollüstig um den Schimmel im Kreis herum; das gefleckte Kälbchen Mariette ging wild in seine Hinterbeine, daß der kleine Minister wie ein Säckchen Hafer an ihm herunter rutschte auf die spitzen Steine; die braune Lisette fing an zu scharren wie ein Schatzgräber, und Pierre, der hochbeinige Goldfuchs, brach in die Knie und stellte den kleinen Marschall kopfüber auf den Federhut.

Die festlichen Einwohner von Saargemünd mit ihren Amtsherren waren über diese Aufführung so erschrocken, daß ins Gelächter rund um sie ein leeres Loch kam. Nur die Musikanten spielten erbärmlich weiter, bis die drei Läufe endlich den Schlußakkord erreich-

ten und die Pferde standen. Da erst kam soviel Vernunft in diese Amtsherren, daß sie zum König sprangen, der wütend von dem sieghaften Schimmel Nello herunter wollte, daß sie dem kopfstehenden Marschall auf die Füße halfen und dem sitzenden Minister. Sie mußten auch den andern mit den Gichtfüßen durch die Kellertür unter der Freitreppe rasch in das Amtshaus tragen, weil der König vor den Blicken seiner Untertanen da hinein gelaufen war.

Kaum aber war die Tür geschlossen, als ein Spottruf das Gelächter von neuem weckte. Dem Mourier war ein wilder Einfall gekommen, als er in der weiten Tasche seines Talars den Blechteller fand. Er lief umher und hielt ihn hin; und nun war keiner, der den Sous zurückhielt, und alles schrie und lachte und johlte dem Mourier zu, der mit der frechsten Miene nachträglich in Saargemünd die längst verdiente Ernte hielt.

Dem König mußte wohl der Hohn- und Bravoruf der Menge bedenklich geworden sein; er hatte sich danach erkundigt und einer von den Amtsherren war zu dreist im Lügen: von seiner Ungezogenheit beschämt, riefe das

Volk nach ihm. Und er, dem seine dicken Beine noch zitterten von dem konfusen Ritt, war so verwirrt, daß er mit huldvoller Gnade auf den Balkon hinaustrat. Da stand der Mourier in seinem grünen Talar und hielt dem König auch seinen Teller hin, daß die Sousstücke nach allen Seiten aufs Pflaster klapperten. Und der König, der mit verstörtem Antlitz heruntersah, den grünen Menschen nicht mehr kannte, auch sonst die Sache noch immer nicht begriff: er warf ihm eine von den gefüllten Börsen zu, die er für solche Zwecke stets bei sich trug. Dann wurde das Getöse auf dem Marktplatz so wild, daß sich der König seinem Volk ratlos entzog.

Jean Mourier, der Zirkuskönig, schüttete den Teller in seine Taschen, raffte noch so viel, wie er im Handumdrehen erraffen konnte, pfiff seinem Schimmel Nello, sprang auf, und ritt mit den fünf edlen Pferden durch das Gedränge und den Lärm davon. Gleich an der Brücke nahm er Galopp und rastete nicht, bis er in tiefer Dunkelheit nach Hundlingen kam. Da brannten wie sonst die Oellampen und der tapfere Camillo machte ein armseliges Kunststück nach dem andern. Er ritt mit seinen

nassen Pferden mitten in den Kreis, daß Weiber und Kinder auseinander kreitschten, riß die Deichsel unter den Rädern heraus, und vor den enttäuschten Augen der Zuschauer von Hundlingen verschwanden Stricke und Messingstangen, Oellampen und Medenella in dem grünen Wagen, der im Fackellicht durch den Wald hinauf den nächsten Weg zur Grenze fuhr.

Am andern Morgen war der Zirkus schon im preußischen Saarbrücken. Er kehrte auch nicht wieder nach Frankreich zurück, als dem Jean Mourier in Aachen die Nachricht zukam, daß Louis Philipp, diesmal in einer Mietskutsche, sein undankbares Land verlassen hatte.

Der Knicker

Vor sechzig Jahren, als die Damen noch in Kutschen fuhren, galt es für vornehm, einen Knicker als Sonnenschirm zu haben. Denn weil die Kutschen nicht so geräumig waren, wie heutzutage die Autos sind, hinderten die langen Stöcke; auch galt es nicht für schicklich, den Arm zu heben. Darum hatten die Sonnenschirme damals einen Schieber, der durch einen raschen Griff das Dach im Winkel nach hinten klappen ließ, wobei die zierlich vorgespreizte Hand nicht aus dem Schoß gehoben zu werden brauchte. Und weil die Frauen selten sind, die nicht aussehen möchten, wie wenn sie täglich in einer Kutsche spazieren führen, obwohl sie all ihr Lebtag bescheiden die eigenen Beine brauchen müssen, so gab es damals in Sommerzeiten wenig zarte Träume, aus deren Himmeln nicht irgendwie ein Knicker sanft herunterschwebte.

Und als im Frühjahr 1848 mit den ersten Schwalben und dem Märzwind aus Paris nicht nur die neuesten Modenachrichten ge-

flattert kamen, da wußte eine Straßenaufseherstochter bei Ruhleben nichts von dem Aufruhr in der Welt; doch ihren Knicker fand sie schon wie eine Dame — trotz ihrer sechzehn Jahre — auf dem Geburtstagstisch. Sie ging damit am ersten Tage bescheiden nur bis Spandau, weil es regnete, und blieb am zweiten ganz zu Haus, weil sie Wäsche bügeln mußte; doch als am dritten Morgen die Sonne in Dampf und Nässe blinkte, hielt sie nichts mehr, den Onkel zu besuchen, der als Inspektor im Kadettenhaus am Kupfergraben seine Dienstwohnung hatte. Von Ruhleben bis dahin sind fast drei Stunden, und damals fuhr die Große Berliner Pferdebahn noch nicht. Es ist auch zweifelhaft, ob sie an diesem Tage noch zuverlässig gewesen wäre; denn als das Mädchen durch den Tiergarten beim Großen Stern ankam, hatte die Erregung der inneren Stadt die Menschen aufgesogen, und nur beim Brandenburger Tor war noch ein Wirbel, weil da viel Militär die Massen staute. Nun hört, wer draußen in den Wäldern und Winden wohnt, am Rauschen in den Baumkronen wohl, ob die Lüfte von Osten oder Süden kommen,

aber dem Aufruhr einer Stadt sieht er nicht an, ob all die Menschen aus Vergnügen oder nach Geschäften so sinnlos durcheinander laufen. Und weil am Brandenburger Tor zu allen Tagesstunden etwas Militärisches vorgeht, so schritt das muntere Kind aus Ruhleben mit seinem Knicker zwischen den Bajonetten harmlos hindurch und ahnte nicht in seiner Unschuld, daß die vielen Gewehre bei Fuß schon längst mit scharfen Patronen geladen waren.

Nur als es schon Unter den Linden hinspazierte und sich ein wenig ärgerte, weil die Sonne vorn von der Seite statt von hinten auf seinen Knicker fiel, hörte es Kommandorufe und soviel Marschtritte hinter sich, daß es erstaunt umsah und sich vor einer breiten Front Soldaten fand, die rechts und links bis an die Häuser schließend wie ein Kamm die Linden säuberte. Sie sah wohl, daß die Menschen in Nebenstraßen flüchteten und daß sie schließlich ganz allein vor den Soldaten mit ihrem Knicker unter den dünnen Schatten der Märzbäume ging. Doch weil sonst niemals verboten gewesen war, daher zu gehen, und weil sie gar nicht ahnte, daß hinter ihr

der hundertfältige Tod anrückte, erlebten die erregten Berliner an diesem schlimmen Märztag noch ein Schauspiel dreister Art, indem ein Landmädchen mit seinem Knicker kindlich prahlend das Militär zum mörderischen Bruderkampf einführte.

Ihm selber war es freilich nicht mehr wohl zuletzt, und als sich an der Friedrichstraße immer noch ein schüchterner Strom von Menschen und Wagen quer über die Linden schob, verschwand ihr Knicker mit nach links, um über die Mittelstraße — wo das Gewühl sich drängte und wo ihr die Empörung in angefangenen Barrikaden und Waffen aller Herkunft deutlich wurde — sich angstvoll flatternd in das Kadettenhaus zu retten, von der Tante fast mit einer Ohnmacht und vom Onkel räsonierend empfangen, wie wenn sie wirklich den Aufruhr dieses Tages aus ihrem friedlichen Ruhleben in das geängstigte Berlin hereingetragen hätte.

Das Scherzspiel dieses Knickers, harmlos vor Tausenden von scharfgeladenen Gewehren zur Schau getragen, wäre im Sturm-

wind dieser Märztage von 1848 vergessen worden, wenn nicht auch hier der Zufall über Menschenwichtigkeit sein Spottfähnchen geschwungen hätte. Denn als die Barrikadenkämpfe vorüber und die Straßen der innern Stadt von brandgeschwärzten Trümmern und Leichen gesäubert waren, daß die Menschen wieder wie sonst an ihr Geschäft und zu Vergnügungen eilten — wie wenn der Aufruhr weder nötig noch so blutig gewesen wäre: da machte sich die Landtochter aus Ruhleben auch wieder auf den Weg zu ihren Eltern. Und weil die Sonne frohmütig schien wie vor drei Tagen, nur diesmal in den Rücken, sodaß sie endlich ihren Knicker zu Recht gebrauchen konnte, spazierte sie die Linden wieder zurück zum Brandenburger Tor.

Sie merkte diesmal gleich, daß wiederum Soldaten kamen, doch nun in Marschkolonne; denn weil der König furchtsam versprochen hatte, das Militär zurückzuziehen, marschierten sie nun ab; und weil der Zufall trotz den bösen Zeiten sein Vergnügen haben wollte, war es dieselbe Kompagnie, vor der das Mädchen mit dem Knicker in die Hauptstadt hineingezogen war. Es hatte unterdessen

manchem Kameraden eine Kugel den jungen Leib durchschlagen, der nun in einem der Massengräber oder wundfiebernd im Spital lag; sie waren darum nicht hell gesinnt, die armen Kerle, die nun vor einem Wink des Königs, erschöpft, verhöhnt und angewidert von solcher Straßenschlächterei, zurück in die Kasernen von Spandau zogen. Nun als sie wieder den blaugeblümten Knicker, von dem dünnen Schattengesprenkel der Linden überlaufen, vor sich hinschreiten sahen, da mochte mancher den Gewehrkolben kalt in den Händen fühlen vor diesem harmlosen Gegenbild der mörderischen Schießerei. Doch weil wohl einem Wanderer im dunkeln Moor das Herz vor Grausen erkalten kann, jedoch im hellen Sonnenschein, wenn viele junge Menschen im Takt daher marschieren, der Sinn auch in der bösen Stunde nach Heiterkeiten sucht, erhob sich bald ein Brausen in den Reihen, das rasch zum schallenden Gelächter schwoll, davor das Mädchen eiliger als vor der bangen Stille des ersten Tages die erschrockenen Füße zur Flucht ansetzte.

Das fremde Fräulein

Vor einigen Jahrzehnten, als auf Burg Lahneck noch die Dohlen ungehindert Nester bauten und selten jemand auf die Brennnesseln im Schloßhof trat, kam von Kapellen her mit einem grünen Schleier ein Fräulein angefahren, das schon vom Nachen aus mit schwärmerischen Blicken die Ruine musterte und sich der dunstigen Morgenhitze ungeachtet sogleich den steilen Weg hinauf begab. Wo heute eine Treppe von vielen hundert Stufen ist, war damals noch ein steinichter Weinbergspfad, der sich zuletzt in ein Gestrüpp von Unkraut und Gebüsch verlor, daß jeder sich den Weg von neuem bahnen mußte. So kam das fremde Fräulein rot und heiß ans Tor und ganz behängt mit Spinnenfäden, weil es schon Herbst war, der am Rhein nach Dunst und bedeckter Sommerhitze mit Nebelmorgen und klaren Tagen kommt. Sie ging erst in den hinteren Burghof, wo die Bauart der Gesindehäuser an den Schuttstreifen der Außenmauern noch zu erkennen war, und fand dann erst den Weg zurück ins zweite Burg-

tor, wo das Mauerwerk noch aufrecht mit den ausgewitterten Fensterlöchern stand.

Da lag der kühle Schatten in den Brennesseln und Gesträuchen, die den Hof feucht hielten, und ein Schwall von Mücken überfiel sie so, daß sie den grünen Schleier herunterließ und sich, mit beiden Händen wehrend, rasch in den schmalen Eingang des hohen Bergfrieds flüchtete. Der war fünfeckig, wie das die alten Türme manchmal sind, und mit so dicken Wänden, daß die Treppe inwendig in der Mauer wie eine schmale Höhle aufwärts führte. Durch die Steinluken brach das grelle Licht; doch war aus den Jahrhunderten der Schutt der Wände so dick gerieselt, daß ihre Füße kaum die Treppenstufen fanden. Obgleich ihr graute, ging sie beherzt hindurch und kam hinauf zum ersten Stockwerk, wo alles ausgebrannt war und nur noch schwarze Eichenbalken hinüberführten in den zweiten Treppengang, der wiederum mit seinem schmalen Eingang zu Abenteuern lockte. Sie tastete sich an der Mauer hin; und so herzklopfend jedesmal auf halbverkohlten Balken die Tiefe überschreitend, und wieder auf schmaler Wendeltreppe durch dicke Mau-

erwände, kam sie ans letzte Stück, wo nun die Treppe freitragend an der Mauer und ohne Geländer zur Plattform führte. Da konnte sie zuerst nicht mehr, weil es zu schwindlig für sie war, ohne Geländer die kleinen Stufen hinaufzugehen. Doch fiel durch eine Luke der Tag hell über sie; so dicht am Ziel vermochte das fremde Fräulein nicht mehr umzukehren und wagte nach einigen Versuchen den letzten bösen Gang.

Es schien ihr gleich, als ob die Steinstufen nicht mehr sicher wären, doch ging ihr Blut zu aufgeregt; sie glaubte noch, indem sie hastiger ging, daß ihr die eigenen Füße schwankten: als ihr fünf Stufen vor dem Ziel der Schrecken in die Glieder fuhr. Sie wollte mit einem letzten Satz hinauf, griff auch den Steinrand oben noch, bevor sie fiel: schon aber brach alles unter ihr nieder und während sie halbtot vor Angst bäuchlings auf der grasigen Plattform des Turmes lag und keinen Halt mehr mit den Füßen fand, die wie Gewichte über dem Abgrund hingen: hörte sie auch schon die Steine dumpf polternd an den Balken und Wänden in die Tiefe stürzen.

Sie wollte lächeln, wie man im Traum

noch lächeln will, doch als sie in den Ritzen der Steine Halt zum Greifen fand, schob sie sich wie ein Tier am Boden vor, fand mit den Knien Widerstand, zog auch die Füße nach und warf sich seitwärts auf den Rücken hin, sicher, daß sie nun ganz gerettet war.

Hier oben kam die Herbstsonne stärker durch den Nebel; sie fühlte ihre Wärme, als sie sich nach Minuten sinnloser Schreckensfolgen — daß der Steinboden einstürzen würde und der ganze Turm — seufzend aufrichtete, erst auf den einen, dann auf den andern Arm gestützt. Sie sah furchtsam nach dem dunklen Loch, das fast ihr Grab geworden war, fand auch zuletzt den Mut, sich in den Knien aufzurichten, die Hände fest auf die klopfende Brust gepreßt; sie mußte lächeln, daß sie, die aller Gläubigkeit der Kinderzeit entwachsen war, nun kniend und von Dank überfließend wie zum Gebet dasaß; doch blieb sie glücklich so, bis ihr die Arme von selber niedersanken und sich endlich die Spannung von ihr löste.

Wie eine Maus gefangen auf dem Turm, dachte sie und trat kopfschüttelnd an den Rand, wo ihr die Zinnen rechts und links den

Ausblick zackig einrahmten. Der Turm war hoch, sie sah die halben Dächer und dunklen Löcher des Burghofs tief unter sich, sah über den steilen Wald- und Felsrand hinunter in die Lahn, die sie mit einem Steinwurf von hier erreichen konnte, sie sah die Häuser von Niederlahnstein am andern Ufer wie Spielzeug aufgestellt, sah die Weinberge und die herbstbunten Wälder, sah den schimmernden Rhein, wie er sich gegen Koblenz hin im Nebel verlor. Der Anblick war so reich und all die Herbstfarben standen so verschönt im blauen Duft, daß ihre Augen entzückt den Teppich auf und nieder liefen, indessen die Gedanken der Gefahr sich mehrten. Sie wollte sich davor verschließen, wie wenn das alles nur ein verrückter Traum sein könnte, ging nach Süden an den Rand und sah übers Streitfeld hin die welligen Taunushöhen im Glast der Sonne liegen, sah auch nach Westen den renovierten Stolzenfels an den Waldbergen kleben: bevor sie endlich — über ihre Feigheit erschrocken — an die Luke trat.

Zunächst gewahrte sie, geblendet von der Sonne, nur Dunkelheit, bis sie vorsichtig kniend ihr Auge in das schwarze Loch hinein

gewöhnte und dann lange bis auf den Grund hinunter in ihr Schicksal blickte: wenn ihr nicht Menschenhilfe von außen kam, sie selber konnte nicht mehr hinab, weil alle Stufen ausgebrochen waren und weil ein Sprung hinunter auf die ersten Balken über dem furchtbaren Schacht kaum einer Katze möglich war. Nur nicht weinen, dachte sie, und mußte die Augen schließen, als sie in den Himmel blicken wollte, der weißblau flimmerte; auch lächelte sie noch einmal zu ihrer Angst. Doch fühlte sie, wie alles Grauenhafte, was unter ihren Füßen schrecklich polternd in den Abgrund gefallen war, nun wieder aufstieg aus dem schwarzen Loch. So trat sie schaudernd an den Zinnenrand zurück und merkte fast nicht, daß sie schrie, einmal, dann lauter, noch einmal, dann in der Angst ausbrechend so schrill und gräßlich, daß sie selber vor Schrekken schwieg und danach — es war so tapfer sonst, das fremde Fräulein — doch wieder lächelte.

Doch ging der Schrecken nach diesem Schrei, darin die erste Angst sich nachträglich mit auslöste, nun nicht mehr fort aus ihr. Sie fühlte, wie er mit ihr allein geblieben

war und keinen Weg zu den Menschen fand; da zwitscherten die Vögel unten im Gemäuer, ein Dampfschiff läutete seine Ankunft in Oberlahnstein an, auch rollte irgendwo ein Zug: doch alles schwamm in einem verschollenen Menschenlärm, der aus dem engen Lahntal wie ein Geruch aufstieg, so verdünnt in Licht und Luft. Zuerst war es ein Zorn, daß sie so abgeschnitten war von aller Menschenwelt, obwohl ihr alle Höfe und Straßen wie ein aufgeschlagenes Buch geöffnet waren — sie riß den grünen Schleier ab und schwenkte ihn weit in die Zinnen vorgebeugt hinunter vielemal — dann die Beschämung, daß sie so rasch die Haltung einer Dame verlor, dann die Gewißheit, daß mehr als die Dame verloren war: bis doch wieder der Lebensmut die Oberhand bekam und sich in diesem Abenteuer traumhaft auf den seltsamen Ausgang freute, den ihr die Sehnsucht mit vielen Bildern malte.

Dann hörte sie den Glockenschlag am Kirchtum, sah auf die Uhr, die golden und wie ein kleines Ei war, und merkte, daß zu allem nicht eine Viertelstunde nötig gewesen wäre. Sie rechnete sich aus, daß so noch vier-

zig Viertelstunden kämen bis zur Nacht, daß sie geduldig warten könnte, und setzte sich zum erstenmal seit ihrem Unglück hin, den Rücken an eine Zinne. So spürte sie, wie todmüde ihr die Beine schon geworden waren; sie schloß die Augen für einen Augenblick und hatte eine Musik im Ohr, die wie die abrinnenden Gedanken immer denselben Gang hinunterlief; sie grübelte, was es wohl sei, und ließ die Erinnerung durch Konzerte, durch Säle voll Licht und hellen Kleidern, auch durch stille Zimmer mit Klavieren suchen. Sie fand es nicht, doch spürte sie, was nie zuvor in ihr gewesen war: wie schön, wie unvergleichlich schöner dies alles in ihr stand, als jemals ein Natureindruck für sie gewesen war. Sie schloß die Augen fester zu und dachte blitzhaft, wie ihre Schwärmerei niemals ein Abenteuer anders als mit Menschen erwartet hatte, wie die Natur, der sie jetzt ausgeliefert war, stets in allem, im Abendrot, im Auge eines Hundes, im Dunkelwerden und in der Mittagsruhe unheimlich für sie gewesen war.

Sie fröstelte danach, weil sie im Schatten einer Zinne saß und weil ein Wind ihr in

den Nacken strich; sie setzte sich hinüber, wo sie das Streitfeld sah, in das hinein die Unkrautwüsten der alten Burggärten hingen. Sie schüttelte den Kopf, ganz deutlich schüttelte sie ihn, und sagte Nein, daß sie erschrak und nicht mehr lächeln konnte. Doch wollte sie sich einer heiteren Musik erinnern; es kam auch schon ein Walzer, danach sie mit den Füßen vielmals im Tanz fröhlich gewesen war. Sie sah danach, die nun in festen Schuhen staken, und dachte, daß die Männer gern nach ihren kleinen Goldschuhen blickten; so kamen auch die Tänzer, einer nach dem andern, aus vielen Orten, wie nur ein Traum sie alle auf einmal bringt, und keiner war darunter, dem sie näher gekommen war, nur einige vielleicht. Sie ließ sie, die sich von selber gemeldet hatten, nun nacheinander in der Ordnung vortreten, die ihr beliebte, scherzhaft scheltend, daß keiner sie erlöste, auch der nicht mit der Schülermütze, mit dem sie nur ein paarmal als Kind Schlittschuh gelaufen hatte und der als einziger von allen ihrem Mund mit Küssen nahegekommen war.

Da wußte sie auf einmal, daß sie nicht ster-

ben konnte, weil sie vom Leben nur erst die Jugend kannte und weil erst für sie kommen mußte, wofür sie sich in Träumen von hundert Nächten und in der Sehnsucht stiller Tage ein Band geflochten hatte, das sie einmal an einen hängen wollte, und das sonst abgerissen wäre — sie mußte lächeln, wieder lächeln und fast lachen, wie einer sich für ein Geschenk bedankt: daß sie erst dieses Bild daran erinnerte, wie sie doch Kleider hatte zu zerreißen und aus den Bändern einen Strick zu flechten, stark und lang genug, auf das oberste Balkenwerk zu kommen. Doch stand sie noch nicht auf, weil es noch viele Viertelstunden zum Abend waren, und weil sie ruhig auf einen Retter warten konnte, wenn sie auch wirklich eine Nacht hier oben blieb mit ihrem Abenteuer. Wie sie das Wort ausdachte mit seinem seltsamen Klang — sie merkte, wie sich die Gedankenreihen mit Worten formten, die an den Lippen wie Perlenketten vorübergezogen wurden, obwohl sie keines sprach — fiel sie die Sehnsucht ihrer Mädchenjahre an und sie erstaunte, was für Dinge und Bilder aus ihr selber gewachsen waren, darin sie Tag und Nacht wie in der

Wirklichkeit spazieren konnte. Sie dachte, daß der Tod nichts sei, als von den Störungen der Sinne befreit, der Augen und der Ohren, tiefer in diese Märchenwelt da innen zu versinken.

Sie lächelte schon wieder, daß sie aus Furcht vor dem Tod sich nach dem Tod mit solchen Gedanken sehnte, und dachte sich nun tapfer in ihn hinein: daß sie dann selber nichts mehr war, auch nicht das Innerste von sich, daß sie den Elementen, die auch jetzt in ihrem Blut und Atem kreisten, ganz ausgeliefert war, daß unter einem Hügel voll Kränzen — die wie sie selber verfaulten — in einem Sarg, der faulig wurde, ihre Hände, ihre Augen, ihr Gehirn langsam ins Fließen kamen. Sie spürte da zum erstenmal, wie keiner sich den eigenen Tod ausdenken könnte, weil er auch noch die Fäulnis seiner Glieder wahrnehmen möchte.

Es wurde heißer auf dem Turm; doch wuchs ein neuer Schatten dort, wenn dieser hier vergangen wäre; sie dachte, daß sie nun wie die Zeiger an einer Uhr umgehen müßte, bis dieser Tag vorüber wäre. So sah sie wieder auf die Uhr und merkte, daß von der

zweiten Viertelstunde noch kein Drittel vergangen war. Die Sonne stach, so meldete sich der Durst bei ihr: da fiel zum andernmal die Furcht des Todes über sie, daß sie verhungern und verdursten könnte.

Auch diese Furcht verließ sie nun nicht mehr, doch stieg und sank sie in die Flut zurück, darin ihr die Gedanken mit Tapferkeit und Kleinmut, mit Zorn und Scham und Angst und Lächeln schwammen. Nur fing sie an zu leiden, wie ihr die Lippen fiebrig trockneten und wie sie bald die Zunge schmerzte, wenn sie die netzen wollte. Sie ging und saß, sie stand und winkte mit ihrem grünen Schleier, manchmal schrie sie auch, so schrill, daß ihr das Blut den Kopf zersprengen wollte: doch nahm die Luft ihr alles fort vom Mund und ließ es ohne Echo mit dem fernen Lärm der Menschenwelt aufsteigen in den verdünnten Raum. So fing sie schon nach Mittag an, ihr Kleid in Streifen zu zerreißen, obwohl sie vielmals lächelte und ihre Hände erschrocken ruhen ließ; sie wußte so genau, daß es nichts nützen konnte, daß es nicht reichen würde zu einem Strick bis da hinab, und wenn es reichen würde, daß sie den Mut nicht hätte, dar-

an hinabzugleiten, daß sie es leichter fände, hier außen in die Tiefe abzuspringen in den sicheren Tod.

Doch sprang sie nicht, nur die Gedanken jagten die Möglichkeiten der Rettung ab. Ob ihr Verstand sie alle wehmütig oder zornig verwerfen mußte, je unabwendbarer ihr Schicksal wurde, inmitten einer herrlichen Landschaft, die sie mit Schwärmerei zu sehen gekommen war, grausam zu sterben in dem schwarzen Loch, das wie ihr offenes Grab auf sie wartete, um so sicherer wuchs auch der Kern von Hoffnung in ihr, daß es nicht möglich war, so hinzusterben, daß sie auf eine Art, und wenn es schließlich ein Wunder wäre, doch noch gerettet würde.

Und nur der Tag um sie ging seinen Gang, er half ihr nicht, wenn keine Menschen halfen; er ließ die Sonne steigen, daß die Schatten der Zinnen kürzer wurden, und ließ sie langsam wieder wachsen, er ließ die letzten Nebel vergehen in seiner klaren Luft und nahm sich ein paar Stunden dazu, die Farben seiner Teppiche rundum zu übermalen, bis nach den Ewigkeiten von tausenden Sekunden die Dämmerung ihm Meltau in die Glu-

ten mischte. Er ließ die Menschenglocken unter sich nach seinen Zeiten zum Mittag und zur Vesper läuten und die Rauchsäulen in seine dünne Luft wie Pfropfenzieher steigen; er ließ die Lichter glimmen, erst spitz und blaß, dann stärker, bis sie der Dunkelheit gewachsen waren, er ließ die Singvögel in den Büschen schweigen und die Eulen ums Gemäuer huschen, ließ in den Feldern die Kaninchen schreien und Lärm und Lichter langsam verschwinden in der tiefen Nacht; er ließ die Sterne steigen in ihrem Rätsellicht, bis endlich sich der Mond in fürchterlicher Größe vom schwarzen Waldrand löste. Er ließ das fremde Fräulein, das lüstern auf Menschenabenteuer in seinen Bereich gekommen war und längst in tödlichem Schrecken hingekauert die Sinne vor seiner Furchtbarkeit verschlossen hatte, gütig in einen tiefen Schlaf hinsinken, darin der Traum die Aengste mit Hoffnungsbildern mischte und ihr die erste Lehre des Todes gab, daß nur in seiner Menschlichkeit beschlossen der Mensch das Wesen der Natur erträgt, und daß es jedem besser zu sterben sei, der sich nicht in den Schutz der Seele vor ihr abschließen kann.

Ein Kerzenlicht trug Sorge, daß in der gleichen Nacht zu Koblenz ein altes Menschenkind die Augen nicht zu schließen brauchte. Es war die Tante von dem Fräulein, die es zum Mittagstisch aus Stolzenfels zurückerwartet hatte und nun durch einen ängstlichen Nachmittag zum Abend in wilde Sorge gefallen war; ein welkes Weibchen, das nur im Fahrstuhl auf die Straße konnte und das im Schrecken hilflos dalag. Es wechselte die Kerzen aus bis in den Morgen und fieberte, so oft ein später Wagen seiner Hoffnung kläglich die Flügel hob. Ihm war das Fräulein auf der Reise in Hut gegeben, und was mit seinen Augen an den Wänden der kleinen Gasthofkammer verzweifelt hinauflief, um immer wieder kraftlos abzufallen, war der Gedanke: was kann ein Mensch dem andern sein, der seine Hand losließ und aus dem Kreis von seinen Augen ging? Da schwemmt ihn längst das kalte Rheinwasser fort, das unten an der Schiffbrücke rauscht, indessen die Gedanken warten, daß er zur Tür eintritt. Ein Mensch, der von uns geht, ist auch

gestorben und fängt für uns ein neues Stück Leben an, wenn er uns wieder kommt; und nur, weil das so oft gewesen ist, sind wir kaltblütig genug, auf ihn zu warten.

Noch hatte sie den Eltern nichts berichtet, die drunten in Westfalen sorglos schliefen; bevor sie in der Frühe ein Telegramm wachrief, ihr Kind zu suchen. Als sie dann kamen mit dem Mittagszug, verstört und hoffend mit den suchenden Augen, da war die Nachricht mit dem Draht zwar ausgelaufen nach allen Seiten, daß bei Kapellen ein fremdes Fräulein verschwunden war; doch von Kapellen über den Stolzenfels bergwärts zum Kühkopf hin und stundenlang zur Mosel, da laufen die Wege kreuz und quer in Wäldern, durch feuchte Schluchten und an sonnigen Hängen: auf jedem kann ein Menschenfuß den Weg zum Rhein hinunterfinden, wenn er heim will zu andern Menschen, doch jeder ist mit Büschen, Farnkräutern, Hecken ein Versteck, das abzusuchen ein Dutzend Augen viel zu wenig ist. So ging ein Tag der Sorge suchend hin, die in drei alten Herzen unerträglich drängte, und sich rundum in Mitleid und Neugier bis zu Späßen verlor. Denn

weil das Fräulein von manchen gesehen worden war mit seinem grünen Schleier, wie es den Schwarm der Schwärmenden durch sein besonderes Bild vermehrte: so glaubte keiner an ein Unglück, bevor er nicht den Kreis der Liebesabenteuer spöttisch abgemessen hatte. Ein junges Pferd und ein schönes Kind gehen eher durch, bevor sie fallen; rasch gab es Stammtischbrüder, die den Galan dazu mit eigenen Augen gesehen haben wollten.

Weil auch der Schiffer ermittelt wurde, der sie nach Oberlahnstein gefahren hatte, wo die Dampfboote halten, und weil dem gleich das fremde Fräulein verdächtig gewesen war, kam es, daß mancher ihr Gefängnis, den Turm von Lahneck, vor Augen hatte, der sich die zügellose Freiheit der Romantik mit allen Folgen des Geschicks für ein so junges Fräulein ausmalte, und nur den einen Blick nicht tat, der ihr das Leben aus den Schrecknissen des Durstes und des Fiebers leichthin gerettet hätte.

Und auch die Eltern, betrogen und enttäuscht vom ersten Schrecken — weil sie nicht glauben wollten, daß ihnen ein plumpes Unglück ihr Kind genommen hatte — sie dach-

ten nun an seine Schwärmerei und Sehnsucht und suchten schon am dritten Tag nicht mehr die Wälder ab nach ihr. Sie suchten draußen in der Welt — so fremd sind Eltern zu ihrem Kind, das nicht vor ihren Augen steht — und ahnten nicht, daß nur einmal der Menschenlärm im Tal zu stocken brauchte, und alle hätten den wilden Schrei von Lahneck gehört, wo ihm allein, dem fremden Fräulein, die Augen nichts mehr nützen konnten, weil sie die reiche Welt zu Füßen und die Menschen darin sah, auch solche, die sie suchten und alle, die bereit gewesen wären, sie zu retten.

So tückisch war ihr Schicksal, daß einer sie erblickte und ihr nicht half, weil er den Hilfeschrei für einen Juchzer hielt. Das war ein junger Arbeitsmann, als er der Lahn entlang am zweiten Abend zur Grube ging. Er sah den Schleier wehen und hörte ihren Schrei und winkte mürrisch mit der Kappe, indem er weiter ging. Er hatte es schon manchmal mit Bitterkeit gehört, daß sie ihn riefen von einer fröhlichen Wanderung, indessen ihm der Zwang täglicher Arbeit den Schritt zur Grube lenkte, wo er acht Stunden

lang das Silbererz aushacken mußte, das solchen Menschen nachher im Leichtsinn durch den Beutel ging. Er wußte nichts vom fremden Fräulein, das die Kapeller suchten, weil er den Tag verschlief, um mit der Nachtschicht einzufahren. Nur als er später hörte, daß die Treppe im Turm von Lahneck eingebrochen wäre, verwirrte sich das mit der Sage bei ihm, die er aus seiner Jugend wußte: daß einmal allabendlich von Montabaur ein Junker durch die Lahn geritten wäre, um die Geliebte auf Lahneck heimzusuchen, sofern ihr Schleier als ein Zeichen an dem Bergfried geflattert habe. So sei er einmal in der hochgehenden Lahn ertrunken und seitdem stände abends der Geist von seinem Fräulein oben und winke mit seinem Schleier bis zum jüngsten Tag.

Da nun die Sage wieder neu umging, indessen immer noch die Eltern rheinauf rheinab die Welt nach dem verschwundenen Fräulein durchsuchen ließen: kam es manchmal, daß die Sage am selben Tisch besprochen wurde, wo von dem fremden Fräulein die Rede war, nur daß in keinem der dicken Menschenköpfe einmal der Gedanke von einem

zum andern übersprang. So ging das Leben tausendfältig um den Turm herum der Nahrung, dem Vergnügen, den Leidenschaften und den Gedanken der Menschenwesen nach und spielte abends mit der Sage von einem alten Unglück, indessen sich ein neues grausig damit vermischte. Denn wie ein hochgereckter Arm hielt erst durch Tage, danach durch Wochen, Monate, Jahre der Turm den Stürmen und der Sonne ihr Opfer hin, ein schönes Menschenfräulein, das Tag und Nacht den Vögeln zum Fraß geworden war.

Auch bei den Eltern in Westfalen und bei der alten Tante lief sich schließlich der wilde Schmerz in Täglichkeiten taub, nur manchmal nachts, wenn Nacht und Stürme um die Kammer gingen, darin die Schlaflosigkeit im Flackerlicht einer Kerze die Karten des Todes mit dem Leben mischte zu einem Spiel von Enttäuschung und müder Bitternis, stand oft ein Mädchenleben auf mit einer Frage, die keiner lösen konnte. Bis die Gefragten selber der Tod wegnahm (zuerst den Vater mit dem grauen Doppelbart, danach die blasse Mutter und erst zuletzt die alte welke Tante, weil die ihm sicher war) und ihr Geschick zu dem vom

fremden Fräulein legte; sodaß nur noch die Sage lebte, darin ein grüner Schleier verwoben war, den manchmal einer bei Sturm in hellen Mondnächten nach dem Junker von Montabaur winken sah.

Bis auch die alte Sage an der neuen sterben mußte; denn als nach vielen Jahren Burg Lahneck hergerichtet wurde, weil die Romantik nun wieder Menschen trieb, darin zu wohnen, und als man auch mit Leitern den Turm bestieg: lag ein Gebein darauf von feinen Maßen, das hatte sorglich wie zur Nacht die Schuhe neben sich gestellt und nur die Kleiderfetzen hatten die Stürme herumgetrieben, daß die Reste an den Zacken der alten Zinnen klebten; hinunter aber in den Turm hing noch das Stück von einem Strick, der aus gedrehtem Kleiderstoff sorgsam geflochten war.

Da verblaßte die Gestalt der Sage und lebte neu im fremden Fräulein und wurde offenbar, wie sich die Schicksalsdinge der Menschheit in Weiten mischen, darin die Menschen nur wie die Schaumbänder auf den Wellen von Schlag zu Schlag ihr Tageslicht einmal erblicken; denn wie der

Wolkenhimmel bleibt, obwohl die einzelne Wolke sich bildet und vergeht, so stirbt der Mensch, durch den die Menschheit lebt.

Die Brüder Schellenbaum

Das sind zwei deutsche Jungen aus dem Jahre siebzig, als in Frankreich mit Kanonen das Deutsche Reich zurecht geschossen wurde, darin wir heute den Reichstag und die Kanzler haben. Die aber hatten die Köpfe ganz anders voll der neuen Zeit und sangen bedeutend auf den Straßen und warteten die Züge der gefangenen Turkos ab und schrien viel Hurra und schwenkten mit den Fahnen. Und dachten auch durch mütterliche Mahnung ernst bewegt an die Blessierten, deren täglich ganze Züge mit zerschossenen Gliedern und mit Krücken ins Vaterland zurückgefahren wurden; und rupften noch Charpie in vielen Nächten und hatten eines Tages verkauft, was sie von alten Büchern entbehren konnten — und auch mehr, und hatten sich dafür beim Metzger Wurst und Schinken und beim Bäcker Brot gekauft und einen Waschkorb voll schöner Butterbrote hergerichtet, um einen Zug Verwundeter am Bahnhof abzuwarten.

Doch wie das schon in alten Büchern steht,

daß nur das Schlechte rasch gelingt, das Gute aber wie in bösen Träumen gar nicht zu Ende kommen kann: so standen sie mit ihrem Korb draußen vorm Köln-Mindener Bahnhof vergeblich den ganzen Nachmittag; und wurden gegen Abend, als sie verdrießlich durch das heiße Warten fast am Heulen waren — sie tatens aber nicht, weil das sich nicht gehört für deutsche Jungen, indessen deutsche Krieger vor den Franzosen schlimmere Wache standen — von einem Bahnbeamten an den Hafen geschickt: es kämen keine Züge mehr, doch sei von Köln ein Schiff gemeldet, ganz voll Verwundeter.

So zogen sie in neuer Hoffnung und vergnügt, daß nun der töricht hingebrachte Nachmittag noch das ersehnte Ende hätte, mit ihrem Waschkorb an den Hafen. Und sahen schon die eisernen Kamine und die langen Maste und wechselten im Tragen rascher um, der arg verkrümmten Finger wegen, und wollten gerade das letzte Stück im Trab hinunter laufen, in Sorge, daß der Dampfer schon gekommen wäre: da wurden sie von einem Mann in grüner Uniform gefaßt — nun schon nicht anders mehr, wie auch im Traum

zuletzt sich immer noch einer gegen uns erhebt. Da hatten sie die Köpfe voll vom neuen Deutschen Reich und hatten ganz vergessen, daß immer noch im Vaterland die Knasterbärte aus der alten Zeit in ihren grünen Buden saßen vor jeder Stadt, um wie die Spinnen den Bürgern aufzupassen, die sich mit Schinken oder schlechten Pässen in ihr Netz verliefen. Sie sollten Oktroi bezahlen und hatten doch den letzten Pfennig für die Brötchen ausgegeben, und wurden mitgenommen und gefragt nach ihren Namen und notiert wie auf der Polizei; und verloren da endlich doch den Mut und heulten trotz ihrer Brüder, die draußen auf der Wacht vor den Franzosen standen.

Und wurden heimgeschickt als böse Buben, die so mit hellen Herzen sich in den Dienst des Vaterlandes begeben hatten, und mußten ihren Korb als konfiszierte Beute den Knasterbärten lassen, indessen auf dem Strom das Schiff mit deutschen Kriegern kam, die alle in Schmerzen ein Stück von ihrem Leib gelassen hatten, damit wir endlich ein Vaterland für solche Jungen hätten.

Die Grabrede

In Altenkirchen auf dem Westerwald weiß man von einem Bürgermeister zu erzählen, der sich am offnen Grab die eigene Leichenrede hielt. Er war vordem Soldat gewesen; und zwar, daß er im Jahre siebzig tapfre Taten verrichtet hätte, wenn er nicht gleich nach Weißenburg bei einem kühnen Ritt zur Nacht in einen Fanggraben und dadurch in die Hände der Franzosen geraten wäre, die ihn mit wenig Artigkeit und vieler Vorsicht an die Pyrenäen verschickten. Da saß der Hauptmann, der sich sein Leben lang auf Schießen und Schlagen gefreut hatte und weder in Schleswig noch gegen die Bayern so recht herangekommen war, viele Monate lang an einer wunderschönen Küste, aß gebackene Fische und trank den besten Rotwein; nicht anders als ein Spezereihändler, der auf seinen zusammengekratzten Groschen in einem Badeörtchen den Rentner spielt.

Unterdessen wurde Mac Mahon bei Sedan so ins Bein geschossen, daß er die

Schlacht nicht selber zu verlieren brauchte, Napoleon sah in Wilhelmshöhe die Wasserkünste springen, Gambetta konnte aus Paris nicht anders als im Luftballon verreisen und Bismarck spielte eine Schachpartie, wobei die Franzosen den König und die Königin verloren. Von allem hörte der Hauptmann auf seiner weißen Terrasse am blauen Mittelmeer nicht mehr, wie wenn bei einem Selbstmord die Dienerschaft dem Haus die Reputation bewahren will.

Erst als die Einzugsfeier im Holzschnitt eingerahmt schon an den Wänden der deutschen Stuben hing und er nicht anders als ein Rivierabummler mit dem Schnellzug nach Koblenz kam, wo seine Frau indessen die Kriegsnachrichten, Tag für Tag zu vierzehn Riesenbündeln eingeklebt, wie Leinwandballen auf den Kleiderschrank gestapelt hatte: da las der Hauptmann von dem Krieg, in den er seinen Helm mit Eichenlaub so stolz hinein getragen hatte. Nun mags für einen Lahmen ein Herzensjammer sein zu hören, wie die Gesunden mit rot und braun gebrannten Backen von Gletscherfahrten stolz erzählen: der Hauptmann aber hatte Glieder

stark und lang wie nur ein Flügelmann. Als er zu Ende war mit lesen, es waren einige Wochen hingegangen, gingen die Falten über seiner schönen Nase, nur zum Versuch hinein gesetzt, nicht mehr fort.

Es fehlte nicht an solchen, die sein Mißgeschick begriffen; auch legten sie ihm nahe, daß man in seinem Unglück die Tapferkeit nicht unterschätze. Er aber mochte nicht nach Knabenart den Krieg nur spielen, nachdem die andern einen harten Ernst daraus erfahren hatten. Wenn sie bei ihren Liebesmahlen mit mannhafter Fröhlichkeit dasaßen und nicht anhalten konnten, vom großen Kampf zu reden, dann sah er seine Finger zart auf dem weißen Leinen liegen. Er mochte nicht erwarten, daß seine Kameraden ihm die gutgenährten Glieder und den starken Bauch bespötteln würden: nach einem verdrossen hingeschleppten Vierteljahr nahm er den Abschied, setzte Frau und Tochter auf einen Wagen und ritt leidmütig dahinter her, zum Westerwald hinauf nach Altenkirchen, wo die Regierung ihm für seinen Hauptmannsrock ein Bürgermeisteramt eintauschen wollte, und wo er noch von seiner Mutter her ein Haus besaß mit

hohen Lebensbäumen vor der Tür und Haferfeldern hinterm Garten.

Da ritt er manches Jahr noch über die Landstraßen, die mit Eschen, manchmal mit Tannen eingefaßt auf kahle Höhen, durch dichte Wälder führen, oft aber auch an Wiesenbreiten und lustigen Bächen mit Huflattich und Erlengebüsch vorbei um eine Mühle schlängeln oder sich durch Enten und nassen Lehm in ein Dorf verlieren, um oben an dem Kirchhof wieder in den Wald hinauf zu steigen. So wie ein halbes Stündchen von Altenkirchen der Turm von Almersbach abseits auf einem Hügel steht. Die Kirche hängt daran nicht größer als sonst wohl eine Sakristei; der Turm steht weiß gekalkt und dick mit einer stumpfen Schieferhaube, wie wenn ein weißer Mönch da überm Wiesental in Träumerei geraten wäre. Von der Straße geht der Weg zu ihm hinunter durch einen Kirchhof, wo die Heckenbeeren roter und leckerer sind als weit herum. Auf diesem Kirchhof hielt der abgedankte Hauptmann sich als Bürgermeister von Altenkirchen die eigene Leichenrede, und das war so:

Als er an einem Herbsttag, klar und kühl

wie Moselwein, vom Wald herunter an den Hügel von Almersbach geritten kam — er hielt sein Pferd im Schritt, seitdem ihm seine Frau gestorben war, wie wenn er traben und galoppieren nicht mehr vertragen könnte, und war doch trotz dem weißen Schnurrbart noch recht ein kräftiger Kerl — trappelte von der Seite auf den Weg ein Leichenzug, an dem alles in der Ordnung war: der Leiterwagen mit dem Sarg, die weißen Taschentücher in den Händen der Leichenträger, Männer und Frauen in Umschlagtüchern, auch Kinder genug, um eine schöne Predigt anzuhören, nur der sie halten sollte, war nicht da; und weil es ohne Pfarrer keine Christenleiche ist, so sah es traurig aus, wie sie mit ihrem Toten gefahren kamen. Der Bürgermeister hielt mit seinem Pferd seitwärts im Gras, und alle kannten und grüßten ihn, der wie auf seine Kompagnie hinunter sah. Als sie durch das saubere Tor im Kirchhof waren, den sie mit ihren Köpfen in der hohen Hecke wie einen grünen Korb mit schwarzen Kirschen füllten, als das Geschwätz aufhörte und einige Befehle kamen, wie wenn nun eine Uebung auf dem Exerzierplatz anfangen sollte,

stand er mit seinem Fuchs noch still beiseit im Gras.

Danach — der Sarg war schon ins Grab gelassen, die Leute standen schweigend da und warteten auf ihre Gewohnheit, wo sonst die Rede des Pfarrers kommen mußte — stieg er bedachtsam von seinem Pferd und band die Zügel an den ersten der schlanken Tannenstämme vor dem Tor, steckte die Reitpeitsche in den Stiefel und ging hinein. Zuhinterst quengelten zwei Weißköpfe, die sich nicht mehr vordrängen konnten; die fragte er gleichmütig nach dem Pfarrer. Der eine hatte rote Augenränder und einen offenen Mund; der andere war trotz seinem Alter noch ein harter Kerl und fing nach Bauernart moralisch an zu mäkeln: daß, wer sich selber vom Leben brächte, keinen Leichenspruch verdiene wie ein Christenmensch.

Indessen hatten sich die Köpfe der andern nach ihm umgewandt; so fragte er im kurzen Hauptmannston: warum dem Mann das Leben leid geworden sei? Und weil der alte Kerl nur albern lachte, wobei der mit den Augenrändern nach Kräften half, drängte er sich durch an eine Frau, die ehrlich weinte

und ihm mit dem Vergnügen einer rechten Traurigkeit erzählte, wie ihrem Bruder „voricht Woch" der Hof verkauft und danach das Leben leid geworden wäre. Das wurde eine Erzählung, daß sie alle die Hälse reckten. Und weil dem Bürgermeister war, als ob die vielen Augen etwas von ihm wollten, auch weil er nicht gewohnt war, hinter den Leuten herum zu stehen, ging er mitten durch bis an das Grab, wo er sie alle wie zur Parole um sich versammelt hatte. Da stand er mit geschlossenen Hacken, sah in das steinichte Loch und auf den schwarz gestrichenen Sarg darin, dann in den Himmel, der an keinem Tag des Jahres so blau gestanden hatte hinter rotem Laub und dunkelgrünen Tannen, nahm seinen Hut wie einen Helm in seine Reithandschuhe und fing die Grabrede an. Nicht im Namen Gottes und des Königs, sondern dessen, der da unten lag in offener Erde, auf der die andern noch mit lebendigen Füßen standen.

Er mochte anfänglich nur ein paar Menschenworte gewollt haben, für die Ohren, die in Gewohnheit darauf warteten. Doch wie er davon sprach, daß diesem Mann sein Haus und seine Aecker mehr gewesen wären als

Besitz: als er den Boden verlassen mußte, den seine Väter für ihn bereitet hatten, mit dem Geruch blühender Kornfelder, als er ihn hergeben mußte, wie wenn sie ihm den Rock vom Leibe zögen — der Bürgermeister wußte garnichts von dem Mann, er brachte das nur vor, um diesen Leuten recht ans Herz zu gehen: aber bei dem Rock war es ihm selber in die Brust gefahren. In seine Worte, die recht in breiten Pfarrersätzen hingeflossen waren, kam auf einmal der kurze Hauptmannston. Der machte seine Stimme scharf und hell, daß aus der Leichenrede ein Bekenntnis wurde unter sonnigem Herbsthimmel vor einem offenen Grab: von einem Menschen, der in seiner Sache gewesen wäre wie ein Hammer auf dem Amboß, den man hinaus geworfen hätte aus den blauen Schmiedefunken, wie man ein nasses Seil ins Gras zum Trocknen legt.

Es wurde ein Bekenntnis mit Worten wie geworfene Messer, und alle flogen auf ihn selbst zurück: Und wem der Herrgott seinen Platz fortnahm, hat auf der Welt nichts mehr zu suchen!

Als er das sagte, der nun breitbeinig in

seinen Reiterstiefeln stand, fuhr er mit seinem Arm in einem mächtigen Schwung sich an den Hals, wie wenn er den ganzen Himmel hätte durchschneiden wollen, sah über den Ellbogen wohl eine Minute lang in das braune Loch, indessen ihm die weißen Schnurrbartfäden naß auf den Aermel hingen; nahm danach sacht die Hacken aneinander und ging mit kurzer Wendung hinaus zu seinem Pferd.

Die meisten drängten nach und sahen ihn versunken stehn bei seinem Tier, bis er noch zitternd mit den Händen den Zügel losband und in den Sattel stieg. Das erste Stück im Schritt wie sonst, danach, wie wenn es aus dem Gaul von selber käme, aus kurzem Trab übersetzend in einen prachtvollen Galopp. Gleich bei den ersten Sätzen verlor er seinen Hut; und so, bloßköpfig und die Peitsche gleich einem Säbel in der Faust, sahen ihn die Bauern durch die Eschenallee hinunterjagen.

Es war zum letztenmal, daß er sein Pferd bestieg; nicht so, als ob er an der Grabrede gestorben wäre. Er lebte noch sehr viele Jahre als stiller alter Herr in seinem Garten an

den Haferfeldern. Nur war er nicht mehr Bürgermeister. Als ihm so etwas wie ein Verweis zukam, daß er als bürgerliche Behörde einer Kirche Aergernis gegeben habe, entledigte er sich eines Amtes, das ihm solch ein Papier auf seinen Schreibtisch bringen konnte. Seitdem ging jeden Abend einmal wohl die grüne Haustür auf, wenn seine Tochter schwarz und schweigsam mit ihrer Tasche kam, um einzuholen. Ihn selber aber sah man nicht mehr zwischen den hohen Lebensbäumen, auch hinter den gebuckelten Scheiben nicht. Und nur die Nachbarn wußten von der scheuen Art des alten Herrn, den langen Mittelweg in seinem Garten auf und ab zu gehn und zu verschwinden, wenn eine Menschenstimme in die Nähe kam.

So wäre das Gedächtnis seiner Grabrede still mit ihm vergangen, wenn nicht sein Testament eigen daran erinnert hätte. Seit dem Tod von seiner Frau war schon im Erbbegräbnis Platz für ihn und seinen Namen auf einer breiten Marmorplatte. Da forderte sein letzter Wille, daß sie ihn drüben bei dem Turm von Almersbach begraben möchten. Nicht Kreuz noch Grabstein durften sie auf seine

Stätte setzen, wie wenn er auch in dieser Ein- samkeit sein Leben als überflüssig noch ver- schweigen wollte, nur einen Felsblock, unbe- hauen und ohne Schrift auf seinen Hügel wälzen. Der ist nun längst daran, in Gras und Glockenblumen zu versinken. Gleich ihm ein kleiner Stein vom selben Fels, der wie ein Kind bei seinem Vater daneben auf dem Grab der Tochter liegt.

Die schöne Frau Gallin

Als eines Morgens der König Leopold nach der Gewohnheit die Fremdenliste seiner Hauptstadt Brüssel las, fiel ihm der Name Gallin auf, wie wenn er den schon häufig und mit Verdruß gelesen hätte. Es stellte sich auch bald heraus, daß es der Leiter einer großen Pariser Zeitung war, die ihn und seinen Kongostaat seit Jahren hartnäckig angegriffen hatte. Weil ihm als Kaufmann die kleine Münze der königlichen Artigkeiten geläufig war, erschien nach einer Stunde im Hotel vor dem erstaunten Doktor aus Paris ein königlicher Diener mit einem Kärtchen, das ihn weltmännisch höflich einlud, das Palmenhaus des Königs in Laeken nicht zu vergessen, wenn er sich mit der Gattin in der Hauptstadt umsehen wollte. Der kleine Herr Gallin war sehr geschmeichelt durch die Ehrung, die ihm sogleich vom Oberkellner zurückgespiegelt wurde; und als am Nachmittag trotz dem Oktober ein rasches Schneegestöber über Laeken fegte, kam es ihm sehr gelegen, daß er auf

königlichen Wegen im Glashaus trocknen Fu-
ßes mit seiner schönen Frau spazieren konnte.

Sie war wahrhaftig schön, die schlanke
Frau Gallin, und wie sie auf sehr feinen
Schuhen zierlich den sauberen Kies betrat,
schien sie von Palmen mehr zu wissen als ihr
Mann, dem ein Erkältungshusten etwas die
Stimmung für deren Schönheit nahm. Sie
waren gerade im Pavillon der Musaceen, als
ihnen unvermutet ein Herr mit weißem Bart
begegnete, der lustig qualmte, obwohl zu rau-
chen durchaus verboten war. Der kleine Dok-
tor war gewandt gen:ug, sogleich den König
zu erkennen, der sie als vorgestellt annahm
und mit gesuchter Freundlichkeit begrüßte.
Er zeigte ihnen, wie am Kongo die Bananen
geschnitten würden und wie der Milchsaft für
den Kautschuck am besten aus dem Gum-
mibaum zu locken wäre. Auch wußte er von
seinem Staat beiläufig halb im Scherz ver-
schiedenes zu erzählen, was von der Kritik an-
ders behauptet wurde: er war durchaus der
Kaufmann, der die Vorsicht von einem Kun-
den in Liebenswürdigkeit einwickeln will; und
weil die Handbewegungen dazu von einem
König kamen, schien sich der kleine Herr Gal-

lin schon manches zu überlegen. Wenn nur der Leopold trotz seinem weißen Bart nicht auch ein Freund der Damen und darin noch geübter als im handeln und im herrschen gewesen wäre.

Sie war sehr amüsant, die schlanke Frau Gallin mit den Gazellenaugen, und wenn sie lachte, schien ihr der rote Mund ein wenig vorzuquellen. Als sie zuletzt beim Tee dasaß und gar nicht schüchtern über die gewagten Scherze mit Gelächter sprang, war ihm der kleine Doktor nicht mehr so wichtig für seinen Kongostaat. Und wie der vielerfahrene Leopold bald merkte, daß sie aus Tanzlokalen der guten Welt mehr wußte als von der Häuslichkeit des Herrn Gallin und scheinbar auch nicht auf der ersten Vergnügungsreise nach Brüssel war, ließ er die königlichen Augen heiß wie die Sonne in seinen Kongostaaten spielen und wußte einen Handkuß anzubringen wie einer, der verstohlen sein Scheckbuch zeigt.

Sie war entzückend, die schlanke Frau Gallin, wie sie die Zigarette des Königs mit vorgespitzten Lippen dreist in sein Feuer hielt, indessen ihren kleinen Doktor der Rauch zum

Husten reizte; doch blieb sie gut und zärtlich und klopfte ihm den kurzen Rücken, als er nach seinem Anfall die Brillengläser und die Augen klarputzen mußte. Er hätte sich der königlichen Gunst zwar gern entzogen, doch hielt er als Pariser streng auf die Form und wußte, daß man sich seinem Schneider, doch keinem König empfehlen darf. Es war sehr schwül im Teehaus und er schwitzte, obwohl er immerzu verbindlich lächelte wie einer, der beim Zahnarzt noch seinen Mut beweisen will. Doch als der König ihr schon zärtlich das Kinderhändchen streichelte, traf ihn der Husten so, daß er mit seiner Dame um Urlaub bitten mußte.

Sie wäre wohl geblieben, die schlanke Frau Gallin, weil sie gern Zigaretten in einem Teehaus rauchte und auch nicht alle Tage bei einem König war: doch blieb sie treu und folgsam, wie zu Paris die Katzen und schönen Frauen sind. Sie ließ den weißen Leopold mit seinen Palmen und dem Milchsaft der falschen Gummibäume allein an diesem Nachmittag; und wer erzählen will, daß sie ihn später mehrfach daran erinnert habe, kennt nicht ihr Herz.

Das aber war bedenklich, daß dem Doktor durch seinen bösen Husten die königliche Gunst nicht gut bekommen war. Er saß kaum wieder in Paris, als sich ein neuer Kongolärm in seinem eigenen Blatt erhob, dem er nicht so begegnen konnte, wie die Bekanntschaft mit dem König nach den Gesetzen höfischer Umgangsformen erfordert hätte. Es gab sogar ein paarmal Spitzen, wie sie selbst für den Leopold zu widerhaarig waren, und die für einen Stammgast der Boulevards ungastlich gelten mußten.

Doch gab es nichts, was diesem König den ritterlichen Sinn verwirren konnte. Das Auto dampfte noch bei seiner nächsten Reise in Paris, als schon ein königlicher Diener mit Blumen kam und einem Kärtchen: An die schöne Madame Gallin!

Sie war sehr dick, die rechte Frau Gallin, und hatte mit ihrer schneidigen Häßlichkeit schon mehrmals einem Witzblatt über leere Zeiten hinweggeholfen. Sie wußte drum nicht gleich, was ihr der Titel sagen sollte, bis sie die königliche Handschrift inwendig wieder-

fand: An den gemeinsam mit dem Gatten im Teehaus Laeken verlebten zärtlichen Nachmittag gern sich erinnernd

Ihr Leopold.

Der Fiskusbauer

Man muß das Wasser auf seine Mühle zu leiten wissen, sagte der Fiskusbauer, als seine Frau ihm keine Erben brachte, und besorgte seiner Magd ein Kind. Sie war ein armes bräunliches Ding, das aus der mageren Rhön als Stallmagd auf seinen Hof gekommen war und sich erst langsam etwas ins Futter brachte. Faul war sie nicht und auch kein Wühler; sie tat die Arbeit wie ein Handwerksbursche, der auf anderer Leute Straßen geht: ließ sich des Morgens zweimal wecken, bevor sie aufstand, dann aber willig und bescheiden das ihre leistete. Daß ihr der Bauer nachging, sah sie bald; doch wehrte sie ihm nicht und ließ ihn machen, was ihm als ihrem Lohnherrn und Meister zuzukommen schien. Und als sie gegen den Winter müde wurde und ihren Leib beschwerlich in den Stall trug, wo dem jungen Vieh dergleichen auch geschah, wenn es so weit im Alter war: da sah sie keiner heulen — wie das die Mädchen sonst ganz zwecklos tun; als ob es ihr

kein Unglück bedeutete, daß sie zum Kindbett ohne Hochzeit kam.

Als sie den Knaben dann im Frühjahr gebar, der nur fünf Pfund wog, obwohl er längliche Glieder und einen handfesten Schädel hatte, blieb sie acht Tage liegen wie eine rechte Frau und hielt ihn an der milchreichen Brust als ihren rechten Sohn. Dann stand sie auf, war wieder Stallmagd, die den Kühen ihr beengtes Leben mit frischem Stroh und sorgfältig geschnittenem Futter sauber hielt. Doch nährte sie den Jakob, wie ihn der Fiskusbauer nach einem Onkel nannte, der auch so seitwärts in die Familie gefallen war; bis er schon selber seiner Nahrung bei ihr nachlaufen konnte, um sich im Stall, beim Futterschneiden oder sonst sein Teil zu holen. Es wurde später ein rechter Bauernbengel draus; solch einer, der am liebsten mit den länglichen Beinen baumelnd auf der Gartenmauer saß. Es hielt ihn keiner besser, weil er der Sohn vom Bauer war, und niemand dachte dran, der Magd von ihrer Arbeit etwas zu erlassen, weil sie den Jakob geboren hatte. Der Fiskusbauer ging damals schon an die Fünfziger und war kein schlechtes Vor-

bild für einen Jungen, der einmal selber einen Hof verwalten soll: wie er als erster in der Frühe seine Leute weckte und als letzter abends noch einmal nach den Ställen sah. Nur mußte dem Sohn der Magd von selber etwas fehlen, was dem Alten wie seine langen Beine und die gerade Nase angewachsen war: sein Bauernhochmut, der lieber seine Hand in einer Dreschmaschine zerhacken ließ, als daß er sie nach einem Menschen in der Welt hinstreckte. Der Jakob kroch ein wenig an den Zäunen herum und ließ sich hänseln, hing seiner Mutter an den Röcken und blieb, als sie in seinem elften Jahr fast gleichzeitig mit der Bauersfrau am Typhus starb, als ein verträumter Bengel zurück, der irgendwo in einer Ecke mit Knöpfen oder Erbsen seine einsamen Spiele hatte.

Die Bauersfrau war älter als der Fiskusbauer und Zeit ihres Lebens nur ein dünner Schatten neben ihm gewesen, wenn sie der Ordnung wegen ein paarmal im Jahr mit ihm zur Kirche oder in die Kreisstadt ging. Es änderte sich wenig für den Alten, als seine beiden Weiber, die angeschriebene und die in Besitz genommene Magd, ihm tagsüber nicht

mehr auf dem Hof mit Eimern oder Mistgabeln in der Hand begegneten. Nur daß er allen Kirchgang und überhaupt den menschlichen Verkehr einstellte, wohl mit den Juden über Vieh und Frucht und mit den Leuten vom Kreisamt über seine Ferkelzucht verhandelte: sonst aber seine Gänge mit jenen schweigend verkniffenen und glattrasierten Lippen tat, die alten Bauern mehr als anderen Menschen zu eigen sind.

Er wurde darüber mit nassen Sommern und Mißernten, mit Hagelschlägen, Futternöten ein angehender Siebziger, der immer mehr aus Dörrfleisch zu bestehen schien, doch noch mit gutgeschmierten Gelenken und harten Augen, deren Hornhaut zwar rote Ränder und ein paar geplatzte Aederchen zeigte, sonst aber weiß wie Porzellan war. Der Jakob kam nicht nach; er war nicht einmal zum Militär gezogen worden, weil er Krampfadern hatte, tat seine Arbeit zwar wie andere Knechte auch und brauchte nicht einmal wie sie Sonntags nach Schnaps und Bier zu laufen, saß lieber irgendwo verhockt auf einer Häckselbank und spielte auf der Ziehharmonika. Nicht, daß er musikalisch gewesen

wäre, wie es die Stallknechte manchmal auf der Handorgel mit Tänzen, Märschen und anderen Kapriolen sind; es war nur sein verschüchtertes Gefühl, das er mit langgezogenen Klängen ausfließen lassen konnte, weil er die Augen immer ein bißchen unter Wasser hatte.

Der Bauer hatte nie daran gedacht, ihn als den Sohn zu halten; er hatte seinen Platz gefunden auf dem Hof, wie die jungen Pferde und Rinder auch; es ist in einem Bauernwesen noch alles so vernünftig auf wachsen und geerntet werden eingerichtet, daß jede Lebeware leicht ihren Trog und ihre Arbeit findet. Nun aber kam dem Alten noch im Winter ein Papier ins Haus, das für sich selber wenig bedeutete, ein Steuerformular vom Kreisamt, das aber — wie es das launische Schicksal liebt — dem Fiskusbauer unvermutet die Lebensfrage stellte. Er war durch siebenundvierzig Jahre so selbstverständlich der Bauer und Herr von seiner Felder-, Vieh- und Wiesenwelt gewesen, daß ihm das Ende dieser Herrschaft noch nicht ernsthaft in den Sinn gekommen war. Nun schrieb er seinen Namen — ein bißchen zittrig schon, wie er bemerkte — unter die Zahlen auf das Pa-

pier und dachte auf einmal daran, wie der nun bald im Kirchenbuch, im Standesamtsregister und sonst gestrichen würde; und daß er für den Hof, den er aus Lotterei und Schuldenwirtschaft in Ordnung und Einträglichkeit gebracht hatte, einen Nachfolger haben müsse. Sein Vater nämlich war zwar kein Säufer, doch ein Leichtfuß gewesen, der es mit Trinken, Spielen und Läpperschulden nicht schwer genommen hatte. Darum war er selber sein Lebtag dem Schnaps todfeind und bis zum Geiz sparsam gewesen. Nun war ihm zwar ein Sohn herangewachsen, der auch den Schnaps bisher nicht mochte, sonst aber nicht so hart war, wie es der Platz verlangte: doch lebte sein Fleisch und Blut in ihm, soviel bei dieser Einrichtung möglich war, wo immer mehr als die Hälfte einer fremden Frau zufiel. Er fand an diesem Vormittag, daß er ihn schlecht gehalten habe, und holte schließlich die Familienbibel aus dem Schrank, den Namen einzutragen.

Dabei las er wieder den schlauen Wahlspruch seines Großvaters, den der dreist vorn in die Familienbibel hineingeschrieben hatte: Man muß das Wasser auf seine Mühle zu

leiten wissen. Und als er sich noch ein paar Tage lang mit Altersgedanken, Tod und Erbschaft herumgeschlagen hatte, ging er zum Kreisamt in die Stadt, um den Jakob als seinen Leibeserben und Nachfolger einzusetzen; ganz in dem fröhlichen Bewußtsein, daß damit alles den natürlichen Fortgang nehme. Da mußte er, der niemals einen auf der Straße zuerst gegrüßt hatte, der nicht älter als er selber war, sich sagen lassen, daß das nicht ginge. Er könne wohl den Jakob legitimieren als seinen Sohn, doch adoptieren dürfe er ihn nicht zu solchem Zweck. Auch sei der Rechtsfall seines Hofes durch überkommene Lasten so verzwickt, daß selbst ein Adoptivkind die Erbschaft anzutreten niemals berechtigt sei. Er müsse einen ehelichen Leibeserben beibringen, sonst fiele die Sache unwidersprechlich an den Staat zurück.

Vor vierzehn Tagen hätte sich der Fiskusbauer selber den Gedanken noch aus dem Kopf schütteln können; nun war sein bäuerlicher Eigensinn damit verwachsen. Er saß danach im Stübchen und grübelte bei den Papieren, er ging noch einmal in die Stadt zum Rechtsanwalt und trat sogar beim Pfar-

rer an, ob der nicht mit der ganzen Kirchen-macht dem Staat beikommen und seinem Jakob verspätet zu einem Vater helfen könnte; aber ob seine Unrast hinter verkniffenen Lippen auf der Lauer lag oder die Gegner mit hitzigem Gebell anfiel: der Alte mußte einsehen, daß der „Fiskusbauer", der ihm fester anhaftete als sein Name, eine heimtückische Beschränkung seiner Rechte bedeutete. Jeder andere, der auch den Hof von seinem Vater hatte, konnte ihn vererben, wie er wollte: er aber durfte ihn nicht einmal seinem eigenen Sohn verschreiben. Denn der Jakob war doch sein Sohn, sein Leibeserbe — wie es hieß —, und beide Weiber waren tot; nur daß der Erbe von der falschen stammte, mit der sein Name nicht zusammen im Register stand.

Als der Fiskusbauer sich so in seinen Groll verfressen hatte, daß er ihn nicht mehr bei sich behalten konnte und mit seinen Selbstgesprächen fast den Kindern zum Spott geworden war, passierte ihm die zweite Ueberraschung, darin sein Mißgeschick ihm gleichsam noch eine lange Nase machte.

Seit dem Tod der beiden Weiber war eine Verwandte dritter Hand aus dem Waldeck-

schen auf dem Hof, eine Bahnwärterswitwe von robustem Umfang, die für das Essen und die Wäsche sorgte und von der Küche aus ein wenig die Hausfrau spielte. Sie hatte damals die jüngste von ihren Töchtern mitgebracht, die unterdessen eine überreife Jungfrau von sechsundzwanzig Jahren geworden war; schmächtig und blond trotz ihrer schwarzen Mutter, ein bißchen frech, doch arbeitsam an ihrer Nähmaschine, darauf sie für das halbe Dorf die Sonntagskleider machte. Zu vornehm für die Knechte und zu ärmlich für einen Bauernsohn, war sie mit ihrer Tugend allein geblieben in jener säuerlichen Sehnsucht, die solche Altmädchen zimperlich und doch begehrlich macht. Der war der Jakob mit den Jahren allmählich nachgewachsen; und weil er schüchtern und sie das einzige Mädchen war, mit der er nicht die Schwierigkeiten der ersten Annäherung zu überlegen brauchte, war er mit seiner Ziehharmonika von ihrer Nähmaschine stückweise hinauf bis in die Bodenkammer geraten; so daß die beiden sich gewissermaßen aneinander für das entschädigten, was jeder einzeln draußen entbehren mußte. Die Alte hatte wohl verschiedenes ge-

merkt; doch schien sie auch vom Wahlspruch in der Familienbibel auf ihre Weise angesteckt und versuchte, zum wenigsten der Tochter ein bißchen Wasser auf die Mühle zu leiten, was ihr selber beim Alten nicht mehr geraten war.

Als sie nun merkte, daß die Sache für den Jakob nicht mehr so günstig stand, wie sie für ihre Kathrine erhoffen mußte, zögerte sie nicht, dem Alten beizubringen, zu was für dringenden Hoffnungen ihrer Tochter auf seinem Hofe verholfen worden wäre. Da sah der Fiskusbauer, daß schon Gebäude auf seinem Testament errichtet waren, die nicht mehr abgerissen werden konnten, und ein paar Tage lang war keiner auf dem Hof, der in sein Stübchen kommen durfte. Nicht, daß ihn die Gebäude selber geärgert hätten — der Jakob mochte mit seiner Ziehharmonika vorspielen, wem er wollte — aber daß sie ihm seine Ohnmacht drastischer als alle Grübeleien vor Augen führten, machte die Wirkung aus. Er war zwar weit davon, sich als Staatsbürger damit zu trösten, daß sein Hof an die Gemeinsamkeit zurückfiel, wenn er ihn selbst als toter Mann nicht mehr gebrauchen

konnte: aber er sah sich garnicht vor einem Recht, das andere gleicherweise traf; er fand sich überlistet und begaunert von Winkelzügen mit verschollenen Eintragungen, die irgendwer in alten Büchern auszulöschen vergessen hatte; und blieb mit seinem Sohn, der aufs natürlichste in die Welt gewachsen war, entrechtet durch nichts als durch ein Loch in den Papieren.

Und so lief endlich aus dem verwirrten Wocken in seinem Bauerngehirn ein Faden ab, mit dem er dieses Loch zuflicken konnte. Der schoß ihm nicht bei seinen Grübeleien ein; auch nicht, wie er mit grimmigen Selbstgesprächen durch die Felder lief, oder mit lahmen Augen im Stall bei seinen Kühen stand; er kam ihm, als er an einem Vorfrühlingstag die warme Luft zu einer längst nötigen Sämerei benutzen wollte und in der müden Mittagssonne die Kathrine eingeschlafen an der Gartenmauer sitzend fand: Da sah er, was für ein sauberes Mensch sie eigentlich für den verdösten Jakob war, und keine üble Bäuerin für den Hof.

Man muß das Wasser auf seine Mühle zu leiten wissen, sagte der Fiskusbauer da

zum andernmal und ließ den Jakob gleich im Trockenen sitzen. Wenn er schon wieder eine Bäuerin haben sollte auf dem Hof, so konnte er sie selber dazu machen. Daß er mit seinen siebzig Jahren das nicht mehr dürfte, stand nirgendwo geschrieben; und daß er den vermißten ehelichen Leibeserben auch noch von ihr bekam, dafür war vorgesorgt. Es war nicht einmal ein Betrug dabei; denn sein natürlicher Leibeserbe war er so gut, wie das bei dieser halbschichtigen Sache nur irgend möglich war, und fürs Papier danach auch noch der eheliche. Er tat nichts weiter, als daß er gleichsam bei der Erbschaft seines Hofes eine Generation überschlug, bei der eine Formalität vergessen, sonst alles in der Ordnung war.

Es ging nicht leicht, mit seiner Bosheit der Alten beizukommen, die erst gar nicht begreifen wollte, warum sie selber überschlagen werden sollte; der Pfarrer und der Bürgermeister hatten diesmal nichts mitzureden, sie waren nur für die Papiere da, damit die Sache doppelt bestempelt auch doppelt in die Ordnung kam. So trat nach einigen Wochen das Ereignis ein, bei dem die Bauern sich an dem verrückten Bräutigam kranklachen woll-

ten. Der Fiskusbauer, der sich mit Tod und Testamenten herumgeschlagen hatte, nahm sich im Standesamt und in der Kirche noch einmal eine Frau, wobei der Jakob und die Alte Brautführer waren. Nachher blieb alles auf dem Hof, wie es vorher gewesen war, auch mit der Nähmaschine und dem dicken Federbett von ihrem Vater, das die Kathrine auf der Bodenkammer hatte, auch mit der Ziehharmonika, die ihr der Jakob manchmal spielte.

Es dauerte richtig noch bis ins siebente Jahr, bevor der Fiskusbauer an einer Lungenentzündung endlich zum Sterben kam. Es war kein großes Grabgeleite, weil er zuletzt ein Frechling für die Bauern geworden war, wie das manchmal bei alten Leuten kommt, die nichts mehr zu verlieren haben. Zwei Kinder aber gingen hinter dem Sarg und sahen staunend, daß die Bäuerin, ihre Mutter, weinte und auch die dicke Großmutter, die so viel jünger als der Vater gewesen war, und daß dem Onkel Jakob, der erst in dritter Reihe hinter dem Sarg hergehen durfte, die Tränen am dicksten in den Augen standen.

Die goldene Hochzeit

Wenn sich am goldenen Hochzeitstag die Deputationen, Glückwünsche und Geschenke in ein paar enge Stuben drängen, darin ein Menschenpaar durch fünfzig lange Jahre den Guten Morgen und den Nachtkuß von denselben Lippen nahm: dann hat die Dauer einen Zustand geheiligt, der sonnig oder bitter, langweilig oder hitzig von den Mitbürgern als ein seltenes Glück gefeiert wird. Sodaß sie selber, denen soviel Zuspruch, Mitfreude, Ehrfurcht auf einmal in die Hoffnungslosigkeit der Altersnächte fällt, mit in den feierlichen Umstand gezogen werden; nicht stets zu ihrer Freude, weil jeder Glückwunsch ihnen dartut, daß sie nur noch als Raritäten am Leben sind.

Er wußte nichts von ihrem Leben, der dem Bahnmeister außer Diensten Rütenmeyer und seiner Frau Susanne die goldene Hochzeitspredigt hielt; er war erst kürzlich aus dem Hunsrück an den Rhein gekommen und kannte kaum die Spitzen der Gemeinde, geschweige denn so schlichte Leute. Doch hatte er das

Nötigste erfragt und war kein Glaubensheld der alten Schule. So klang auch diesmal seine Predigt in schönen Worten aus, und mancher trug die Einsicht seines Menschentums gerührt nach Haus. Es hätte drum den Pfarrer nicht so enttäuschen sollen, daß dem Bahnmeister außer Diensten selber — wie er hörte — die Predigt garnicht gefallen hatte. Doch war er eigensinnig, wie solche Menschen sind, wenn sie mit Worten alles berühren können und sich dann auch den Dingen gewachsen fühlen.

Als dem lauten Feiertag der alten Leute ein stiller Montag folgte, wo draußen ein kalter Regen geschäftig war, die Kirschenblüte zu verregnen, litt es ihn nicht, das alte Jubelpaar den Angehörigen zu überlassen. Nach einem sauberen Mittagessen ging er den schmalen Hügelweg hinauf, um bei den Alten vertraulich den Kaffee einzunehmen.

Er traf sie allein in dem kleinen Haus, das sie als junge Leute von einem Onkel gegen Zinsen übernommen hatten und das im Laufe der Jahre durch Erbschaft ganz an sie gefallen war. Die letzten Enkel waren nicht bis zum Mittagstisch geblieben, weil sie der alten

Hausfrau den Tumult ersparen wollten. Sie hatte trotzdem nach ihrer wunderlichen Art am Küchenspind zu tun, indessen der Alte statt einer Pfeife eine der geschenkten Zigarrenköstlichkeiten — er hatte beide Söhne in Sumatra — am Fensterplatz probierte. Er stand gleich auf und war trotz seiner fünfundsiebzig Jahre ein nicht zu sehr gebeugter Kerl, der auch im Zimmer mit den Schritten seiner Bahnmeisterjahre ging. Es schien ein wenig, als ob der Pfarrer nicht überraschend käme, das Mädchen hatte den Kaffee bald gemacht: dann saß er mit den alten Leuten in der überheizten Stube, wo der Dunst in krummen Rinnen Bachläufe an die Scheiben malte und eine Wanduhr eilig tickte. Die Alte mulmte eifrig ihren Kuchen, den sie erst wie ein Schwämmchen in den Kaffee tauchte — sie war so klein und gut im Fett wie er durchwachsen war — er rauchte wie ein Kenner und merkte garnicht, wie ihm der angesengte Papierring der Zigarre die Augen ätzte.

Der blonde Pfarrer spürte wohl die Verlegenheit seiner Jugend vor diesen alten Leuten, aus denen soviel Jahrestriebe Säfte geso-

gen hatten, daß sie nun welk und leer wie alte Hölzer waren; doch war es seine Sache nicht, sich gehen zu lassen, so fing er ausholend wie zu einer Predigt an:

Wie es doch eine Gnade wäre, so alt zu werden. Die meisten Menschen müßten ihr Leben schon wieder lassen, bevor sie zum Bewußtsein seiner Möglichkeiten gekommen wären. Er wolle hier nicht von den Kindern sprechen, die aus dem Halbdunkel der ersten Lebenstage garnicht erwachten; jedoch von jenen, denen schon die Sommervögel ins Herz gesungen und etwas von dem Glück verraten hätten, aus dem Unbewußtsein dieser rätselvollen Welt für ein paar Stunden aufzuflattern. Bitter aber müßte zu sterben für die Armen mit der zerstörten Lunge sein, denen schon die Liebe ihre süßen Ahnungen gegeben hätte und die mit sehnsüchtig aufgehobenen und ermattet hingesunkenen Armen in der tückischen Grausamkeit ihrer Krankheit, gleichsam in wollüstig weichen Katzenfellen, erstickten. Vielleicht wäre es ein Vorzug, durch den Zufall einer Krankheit oder eines Unglücksfalles im reifen Alter aus der Fülle fertiger Leistun-

gen und lockender Pläne noch vor den lauernden Enttäuschungen davonzumüssen; das schönste aber bliebe, weil es das seltenste wäre: in der Erinnerung eines gesunden Alters die Güter- und Personenzüge noch einmal aus den blauen Fernen seines Lebens auf den Hügel zueilen zu sehen, darauf man selber wohlgesichert säße, umspielt von einem wohlmütigen Abendrot.

Er war geschickt und taktvoll genug, der junge Pfarrer, die beiden Alten nicht als die Sinnbilder solchen Glücks mit Worten anzupreisen, aber er sah sie an mit warmen Blicken, die ihnen auf die weißen und dünnbehaarten Häupter die Krone des Lebens setzten. Das alte Frauchen merkte das wohl nicht und hatte auch nicht zugehört, es fischte gerade mit dem Löffel ein Bröckchen Kuchen aus dem Kaffee, das ihr hineingefallen war. Der Bahnmeister selber hatte den Ring an der Zigarre durchgeraucht, daß er wie eine glimmende Kartoffelschale herunterhing. Es schien ihm wieder manches an der Predigt zu mißfallen, er schüttelte den Kopf und arbeitete auf der Tischplatte mit seiner großen Hand, wie wenn er mit

den Predigtworten alles hinunterwischen müßte, was mit der Gebrechlichkeit des Alters zusammenhinge, und daß er nun kein Bahnmeister und auch sonst kein Kerl mehr war.

Wenn er bedächte, wie jede Menschenseele an die Gelüste ihres Körpers gebunden wäre und durch Minuten der Zügellosigkeit in Verbrechen, Irrtümer und Verzweiflungen geraten könnte, sodaß sie für die feinen Dinge des Lebens nichts anderes hätte als den gleichen höhnischen Spott: so sei dies schon allein ein unerhörtes Glück, in freier Pfichterfüllung seinen Posten ausgefüllt zu haben. Denn jeder Platz sei wichtig und nicht das sei entscheidend, wo einer stände, sondern wie er die Pflichten seines Amtes unerschrocken, geduldig und mit Selbstzucht verteidige, um mit dieser Selbstverleugnung mehr zum Genuß zu kommen, als mit aller Gier. Insofern müsse er, von dessen Sorgfalt und Treue im Bahnmeisteramt die Sicherheit der Strecke und das Leben von Hunderten abgehangen habe, die täglich auf den tanzenden Schienen im Schlaf- und Speisewagen vorüberflogen: insofern müsse er sich

nun in seiner verdienten Abendruhe doppelt vom Leben begnadet fühlen.

Das war etwas Reelleres und der Bahnmeister außer Diensten, der vierzig Jahre lang die Strecke als Sinn und Arbeit seines Lebens wichtig genommen hatte, sah nun den Pfarrer ein bißchen aus den roten Rändern seiner Greisenaugen an, befriedigt und mißtrauisch zugleich, was solch ein hergewehter Mensch von seiner Strecke wüßte. Er schien nun auch zu merken, daß ihm der ätzende Papiergeschmack die Zigarre verdorben hatte und legte sie mißbilligend weg, um sich mit großspurigem Behagen eine neue anzustecken.

Den andern aber ritt sein Pfarrerteufel, daß er den Eindruck seiner Worte, nicht den Beamten merkte, dem das Gefühl des Lebens längst durch die Uniform gewachsen war.

Es mache trotz der Strecke das Glück von seinem Alter aus, daß er mit seiner Frau und der Mutter seiner Kinder solch ein langes Leben vereinigt gewesen sei. Es müsse herrlicher als alles Gefühl vergangener Liebesstunden sein, wie er nun an die erste Begegnung, an die Werbung, an die Hochzeit und das ungestüme Glück der

jungen Ehe zurückdenken könne, wie alles, was sich in seiner stürmischen Liebessehnsucht nach Ewigkeit und Dauer gesehnt habe, nun in Erfüllung gegangen sei, wie er mit seiner Frau und Sorgerin nun heute Hand in Hand dasäße.

Doch saß der Bahnmeister außer Diensten garnicht Hand in Hand mit ihr und es war nicht glücklich für den jugendlichen Pfarrer, daß er ihn aus der Selbstzufriedenheit des allgemeinen Ehrenzeichens wieder an seine Alte erinnerte. Denn die war unterdessen bei ihrem Kaffee und ihrem Kuchenschwämmchen harmlos eingeschlafen mit allen Fältchen und Runzelchen ihres gelben Gesichts und gerade löste sich ein wasserhelles Tröpfchen von ihrer runden Nase und tropfte als ein Tauwetterzeichen merkwürdiger Art in ihren kaltgewordenen Kaffee nieder. Er brümmelte etwas, der Bahnmeister außer Diensten, und stand auch wirklich auf mit seinen langen Beinen, stellte die Kiste mit den Zigarren weg und rief der Dienstmagd etwas auf den Flur hinaus. Der Pfarrer aber, der die Frau nicht sah und nur bemerkte, daß nun die Predigt ganz verfahren war, besann sich endlich, daß

er ein Diener Gottes sei und daß die Leute womöglich noch altmodisch wären und lieber ein Wort vom Himmel als von der Erde hörten.

Das schönste freilich, begann er noch einmal unsicher, und stand auch selber auf zu gehen, das schönste sei dies wohl, so Hand in Hand nun bald vor Gott hineinzutreten in die Gefilde, wo wir alle zu Ende leben, was hier nur flüchtig begonnen war.

Da war es für den Bahnmeister außer Diensten, so eigensinnig er auf den himmlischen Lohn für seine lange Dienstzeit rechnete, ganz aus mit seiner schweigsamen Ruhe und Geduld. Er wartete noch, bis seine Alte, vom Mädchen aufgeschreckt, mit ihrer Tasse in die Küche wackelte, indem er seine Zigarre — diesmal ohne Ring — wie eine Lokomotive im Bahnhof paffen ließ. Doch sah er den blonden Pfarrer, der mit Hut und Handschuhen im Flaum seiner Jugend vor seiner stakigen Größe stand, mit einem Haß an, wie wenn er einen aufsässigen Bahnarbeiter entlassen müßte:

Was die Strecke anbelangt, Herr Pfarrer, das verstehen Sie wohl nicht ganz. Und das

mit meiner Frau war nicht fürs himmlische Jerusalem gemeint. Aber daß wir fünfzig Jahre lang hier in der Stube zusammen gewesen und alte Kräkels geworden sind, wenn ich Euch das mal sagen soll, Herr Pfarrer, was da zuletzt das Ende von all den schönen Sachen ist?

Er fand den Ausdruck nicht, soviel er mit dem Hahnenkopf loshackte; doch schien dem Pfarrer nichts mehr daran zu liegen, er reichte ihm sein Händchen hin, das der Alte für einen Augenblick festhielt, und ging — erlöst hinaus zu können. Er war noch in dem Flur, als der Bahnmeister außer Diensten die Stubentür aufmachte, weil ihm das Wort noch eingefallen war, wobei auch in der Sprache der Holsteiner durchkam, den nur sein Dienst hierher verschlagen hatte — das Wort, darin die Bitterkeit des arbeitlosen Alters dem langen Kerl zur goldenen Hochzeit klar geworden war:

Tom Eekel wird man sich, man wird sich reen tom Eekel!

Der Cellospieler

Er war in den guten Jahren ein Solist gewesen, der Tausende von Herzen rührte mit seinem bräunlichen Cellospiel und den die Blicke der Bewunderung schon rühmten, bevor sein Bogen an die Saiten rührte. Doch hatte ihn der Ruhm und alle Süßigkeit der Töne nicht behütet, aus einem schwarzen ein ergrauter Mann zu werden. Er stand im ersten Greisenalter, als sein Gehör nachließ, sodaß die Töne wohl noch aus den Saiten, doch nicht mehr aus der Seele kamen, die wie mit einer Taucherglocke aus dem Geriesel sonniger Wellen immer hoffnungsloser in die Tiefen der Stille hinuntersank; bis er ganz taub war.

Da mußte er, von dem Ersparten lebend, der sein Leben lang im Lichterglanz und Jubel großer Säle gewesen war, mit seiner Frau allein in stiller Stube das Tagewerk der alten Leute tun, die sich von Schlaf zu Schlaf durch Müdigkeiten und Beschwerden, auch Schmerzen und böse Hoffnungslosigkeiten schleppen. Er trug es, wie ein altes Reitpferd

seinen Milchwagen zieht, nicht in Geduld. Als er darüber ein Siebziger und ein gebücktes Männchen geworden war, das sich an seinem Stock aufstützen mußte, um nach den Vögeln oder Wolken hinauf zu sehen, starb ihm die Frau. Sie war ihm in den Jahren seiner Konzertfahrten wenig gewesen und wurde alles mit der Gebrechlichkeit: sie hörte für ihn mit, wenn Menschen zu ihm kamen, und sprach zu ihm, wenn in den Stunden verhockter Einsamkeit die unbefriedigten Gedanken Wolfssprünge machten.

Nun war sie fort; und als er eine Woche lang, der doch seit Jahren keinen Kirchhof mehr betreten hatte, täglich zu ihrem Grab hinaus gegangen war, wo ihr die gelben Ahornblätter schon einen Teppich auf die frische Erde geregnet hatten, und als er nicht begreifen konnte, daß sie darunter in einer Holzkiste liegen und verwesen sollte, die seinen ruhelosen Alterswünschen näher als sein eigener Körper gewesen war, indessen sich die fremden Menschen mit plumper Sorgfalt in seine Stuben drängten: da ging er eines Abends selber zum Tod hinaus, weil der nicht zu ihm kommen wollte.

Er suchte ihn nicht draußen, wo die Opfer in engen Reihen auf ein neues Leben warteten, das ihre unverlierbaren Säfte, jedoch sie selber nicht mehr gebrauchen konnte. Es war aus seinen guten Zeiten noch ein verschollener Celloklang in ihm, als er im flatternden Kragenmantel durch den nassen Novemberwind auf die Eisenbrücke hinaufging, die mit drei hohen Bögen den Rheinstrom überspannte. Da war der Sturm auch für die Augen gleichsam zu hören: wie sich die hohen Bäume in den Rheinanlagen auf und nieder bogen, wie das Wasser mit weißen Kämmen stromaufwärts schäumte und wie die stachligen Lichter an der Schiffbrücke tanzten. Er hatte stets die Kühnheit geliebt, bevor das Alter ihn schwach in den Beinen machte; doch nur, wie ein Musiker im Konzertsaal mit Tönen kühn sein kann. Auch verließ ihn die Ordnung seines gutsituierten Lebens nicht; bevor er auf einem der dick vernieteten Rücken hinaufging, womit die Eisenbögen sich bis zur doppelten Manneshöhe aus dem Geländer hoben, legte er die schwere Uhr, den goldenen Kneifer und die Krawattennadel mit einem flach geschliffenen Rubin sorgfältig in eine

windgeschützte Ecke. Wie eine prachtvoll aufsteigende Melodie dachte er danach zur Höhe seines selbstgewählten Todes auf dem Eisenbogen hinaufzuschreiten, doch gelang es nicht, weil ihm ein Windstoß seinen Mantel über den Kopf aufjagte. Seine zitternden Greisenhände konnten sich nicht halten an dem nassen Eisen; er glitt gleich aus und stürzte durch den leeren Raum hinunter in den quirlenden Strom.

Es war noch in der letzten Dämmerung; so sahen verspätete Spaziergänger aus den Rheinanlagen das Bündel von der hohen Brücke herunterfallen und auf dem Strom, kaum untersinkend, abwärts treiben. Sie liefen und riefen nach der Schiffbrücke hinunter, und weil der starke Gegenwind am Mantel noch immer aufgebauschte Zipfel fand, trieb er so langsam, daß sie ihn wirklich noch auffischten. Er hatte nicht mehr als zehn Minuten im Rhein getrieben und war mehr durch den Sturz als durch geschlucktes Wasser vom Bewußtsein. Sie brachten ihn in eine von den Kajüten auf der Schiffbrücke und brauchten nicht lange an ihm zu reiben, da schlug er schon die welken Augen auf. Er

mochte meinen, in einer andern Welt zu sein: als er die nassen Kleider fühlte, besann er sich und wollte zornig werden. Seine Schwäche hinderte ihn daran, so fing er an zu weinen; und wenn die Retter etwas von seinem ersten angstvollen Blick verstanden, war es die Frage: Warum habt ihr mich nicht treiben lassen in dem Wasser, das schon eins mit mir geworden war?

Es gelang den Aerzten, denen so viel junges Leben unter den Händen stirbt, ihn wieder auf die alten Beine und in ein Altersheim zu bringen, darin der Tod so viel Auswahl unter stillen und verglimmten Greisen hatte, daß er ihn noch ein Halbjahr leben ließ. Es lag abseits der Stadt in einem Birkenwäldchen dicht am Rhein und war für Leute seines Standes sonst nicht eingerichtet. Da begann sein altes Holzwerk noch einen Wurzelschoß zu treiben. Sein Unglück war gewesen, daß er mit dem Gehör auch inwendig die Musik und so den Sinn von seinem Leben verloren hatte. Nun kam sie wie ein Echo

aus seinem Innern wieder. Es hatte schon in den ersten Fieberträumen damit begonnen, daß er wie einst ein Cellosolo spielte; immer wieder kam da eine Wendung vor, die er niemals geübt und auch von andern nicht gehört hatte: sie durchbrach den Strom von einer tiefen Melodie mit quirlenden Klängen, wie wenn aus einem fließenden Wasser ein Strahl aufbräche, der immer wieder von der Strömung fortgenommen wurde und doch nicht ruhen konnte. Mit seiner mählichen Gesundung verschwanden solche Klänge nicht; und als er in der Wintersonne schon wieder um das Birkenwäldchen herumspazierte, stand er oft still an seinem Stock und sah sich staunend um, weil er die Töne eines Klaviers in klarer Schönheit perlen hörte. Wenn Wolken auf den Hügeln lasteten, kamen Orchesterklänge; er brauchte nur am Strom hinaufzugehen, wo er den Wellenwind an seinen Händen spürte, und schon warfen sich die Geigentöne in den Trompetenklang. Wenn er sich dann auf eine Bank hinsetzte, die unter einer hohen Pappel auf einer Art Bastei am Ufer stand, und vor der Helligkeit des Wassers die Augen schloß: zog die Musik

in Massen zu ganzen Sinfonien auf. Manchmal war er selber der Dirigent davon; und wenn es ihn ganz überschüttet hatte, kam er in einer Glückseligkeit nach Haus, die seine Pfleger erst kopfschüttelnd und schließlich schmunzelnd bemerkten. Am meisten lächelten sie, als er mit Eigensinn darauf beharrte, sein Cello zu haben; denn nichts war wunderlicher als das Gekrächze der aufgeregten Saiten anzuhören und das glückstrunkene Gesicht dazu zu sehen. Er hatte es nicht ungern, wenn jemand zugegen war, und keiner brachte übers Herz, dem tauben Greis nicht zu versichern, daß sein Spiel herrlich gewesen wäre.

So machte ein verwehtes Echo die alten Stunden dieses Virtuosen hell, der wieder jung und feurig trotz seinen alten Knochen dabei zu werden schien und zuletzt in einer Selbstbeglückung die Seele bis in die vertrockneten Winkel mit Glanz erfüllte.

Er war an einem Märzabend, als es Vollmond werden wollte und der ungestüme Wind die Wolkenschatten von Ufer zu Ufer warf, noch zu der alten Bastei hinausgewandert. Man ließ ihn gehen, weil man die Harmlosigkeit von solchen Gängen kannte, obwohl

der Rhein Hochwasser führte. Es war so hell, daß vom andern Ufer die Bäume deutlich zu erkennen waren, dahinter weithin die dunklen Windungen der Täler in blassen Bergen. Der Wind kam vom Gebirge und jagte die bläulichweißen Wolkenlappen im Mondlicht so vor dem dunklen Himmel hin, wie wenn Eisschollen raschbewegt auf einem schwarzen Wasser trieben. Wie da der alte Mann von Klängen angefüllt selig in der bewegten traumhaften Helligkeit der Frühlingsnacht dasaß und landwärts sah, wo eine Kette hoher Bäume in die Unendlichkeit zu ragen schien: wurden in der Kälte der hohen Luft die Wolken kleiner und kamen ihm wie Schneetreiben vor, das in die Zweige dieser Bäume wehte und immer wieder darin verging. Darüber merkte er zum erstenmal, wie das, was er in diesen Monaten nur für Erinnerungen fremder Musik gehalten hatte, eigene Musik und gleichsam ein geheimnisvoller Widerklang aus der in Wind und Licht bewegten Natur in seiner Seele war; denn wie die Schneewolkenflocken da oben die Zweige überwehten und dennoch unwirklich darin verschwanden; so überschütteten ihn die

Töne, nicht in unwirklicher Ferne, sondern greifbar nahe. Wie er das erkannte und immer das Thema wiederkehren hörte, das aus dem Baß durch alle Stimmen lief und sich zum Geflecht einer klaren Fuge fest verrankte: da stand der Greis mit flehenden und abwehrenden Händen auf; weil er nicht fassen konnte, daß es Musik aus eigener Schöpfung war, daß er sie aufschreiben konnte, daß er, der immer nur ein Diener fremder Kunst gewesen war, nun im Alter noch begnadet würde, selber ein Meister herrlicher Musik zu sein.

Da trieb es ihn wie einen Jüngling in der zitternden Angst nach Hause, daß er die Töne in der Rührung verlieren und versäumen könnte, die Noten davon aufzuschreiben. Selig belastet trat er den Heimweg an, den er auf einem Kribbenweg abkürzen wollte. Er war ihn nie gegangen, weil er bisher mit seinen Stunden nicht sparsam gewesen war; nun ging er ihn, obwohl das Hochwasser nur noch den Rand von seinem Damm freiließ. Er ging ihn rasch, und ließ den Mantel flattern, er ging ihn kühn mit seiner schönsten Melodie, er ging ihn glücklich mit seinen alten Bei-

nen, wie wenn ein Kind von seinen Büchern endlich zum Spiel hinlaufen darf. Daß er dem Tod so nahe mit seinen Schätzen kaum noch zum Auspacken kommen könnte, bedachte er nicht mehr. Der aber wußte zum andernmal, was ihm zum besten diente, und legte ihm behutsam eine alte Ankerkette in den Weg, darin der Stiefel des Verzückten sich verfing, sodaß er stolperte und zwar noch auf die Kribbensteine zu liegen kam, dann aber seitwärts umfiel auf Knie und Hände — so wird ein Hund im Spiel von Kindern umgeworfen — und mit dem Rücken in den Strom hinunter rutschte, der ihn damals grausam wie einen leeren Sack getragen hatte und ihn mit seiner vollen Fracht nun gütig zum Kontrapunkt der Weltmusik hinuntersinken ließ.

Der Pflegling

Vor einigen Jahren kam die Tochter eines Generals merkwürdig ins Gerede. Sie war bis dahin eins von jenen Mädchen gewesen, die man um der Stellung ihres Vaters willen höflich begrüßt; nicht häßlich, doch auch nicht schön in der korrekten Schlankheit ihres Körpers; ein wenig überjährig und darum den Dingen der Bildung mehr zugewandt als übermütigen Scherzen. Doch galt sie nicht einmal für klug, weil ihr das Wort nicht sehr geläufig war; wer sie bei Tisch als Dame hatte, war meist verlegen um ein Gespräch, das sich vor ihrem braunen Blick behaupten konnte, der immer ein wenig verwundert nach andern Dingen zu suchen schien.

Als sie im zweiten Teil der zwanziger Jahre sich bedenklich umgesehen und kaum noch etwas von den Erlebnissen zu hoffen hatte, davon die Mädchen mit den Jahren nicht weniger träumen, entfernte sie sich eines Tages, um einen Kursus der Krankenpflege mitzumachen. Nicht, daß sie Schwester werden wollte; sie war nicht selbstbewußt genug, sich

die Entsagung zuzutrauen, und auch nicht mehr so jung, die Tracht kokett zu finden. Halb aus Ideen ihres Vaters, der sich als Militär lebhaft im Roten Kreuz betätigte, halb aus Verlegenheit mit ihren unausgefüllten Tagen kam sie ins Krankenhaus; ganz ohne Vorbedacht, daß ihr hier eine Tür zum Leben geöffnet werden sollte, davor sie soviel Jahre tadellos gekleidet und in korrekter Haltung auf den Einlaß gewartet hatte.

Sie war schon einige Monate darin, als sie — den Wöchnerinnen zugeteilt — ein Mädchen tagsüber anzuweisen hatte, das seine Niederkunft erwartete. Es war bisher Verkäuferin in einem Schuhgeschäft gewesen, ein kleines Geschöpf mit schwarzen schwärmerischen Augen, das alle Handreichung gelassen und mit stiller Freude tat. Obwohl sie keinen Vater hatte zu ihrem Kind und ernst abwehrte, wenn einer danach forschen wollte, sah sie der Niederkunft mit einer Ungeduld entgegen, wie wenn es statt in Schmerzen zu einer Kirmes ginge. Es fand sich, daß sie der schlanken Generalstochter im Alter gleich war, und weil sich beide abseits von den andern hielten — der einen paßten die resoluten Schwestern mit

den rotgewaschenen Händen und der andern die Neugier der Leidensgenossinnen nicht — so machte es sich ganz von selber, daß sie auch sonst ins Sprechen kamen. Doch berührten sich die Lebenskreise nicht, sodaß sie beide von dem Alltäglichen schweigen mußten und so von selber ins Menschliche gerieten, darin die beiden alten Mädchen, die Schuhverkäuferin und die Generalstochter, sich viel näher fanden.

Da kam denn bald heraus, daß sie den Vater ihres Kindes sehr wohl kannte und auch noch liebte auf ihre Art; daß sie ihn nicht verraten wollte, weil seine Stellung es nicht vertragen hätte. Als sie mit achtundzwanzig Jahren trotz aller Sonntagsvergnügen noch keinen gefunden hatte, der sie heiraten wollte, gab sie sich einem hin, der sie sonst mochte; weil sie doch nicht, wie sie sagte, zum Schuhverkaufen auf die Welt gekommen wäre. Sie hatte alles, was ein Mädchen in seinem Umstand erfahren kann, mit Gleichmut hinter sich gebracht trotz mancher Tränen und fühlte sich nun hier im Hafen; was später kommen würde, war ihr gleich, wenn sie ihr Kind behalten könnte; und dafür müsse „er" schon sorgen.

Das waren Dinge und Gedanken, die der andern im Salon von ihrem Vater nicht vorgekommen waren. Sie hatte immer nur von Haltung, höchstens von Tugend oder Schande reden gehört und staunte die Verkäuferin mit einer Wehmut an, die ihr allmählich erst den tauben Zustand ihrer Tage deutlich machte. Denn daß sie selber neben den Gebräuchen der Gesellschaft sich die Erfüllung ihres Lebens suchen könnte, nach der sie doch der andern gleich verlangen durfte: das hielt nicht einmal stand vor ihrem eigenen Ordnungssinn. Sie hörte nur mit Neid die andere täglich neue Dinge sprechen, die sie von ihrem Kind erwartete: wie sie es nähren wollte an ihrer eigenen Brust und dann erst an die Flasche gewöhnen, wie sie zwar eine Wiege schon zu Hause hätte, doch alle Nächte läge es bei ihr im Arm und weckte sie am Morgen ohne Weckuhr auf. Und wenn es gehen könnte mit eigenen Beinchen und richtig Mutter sagen mit dem eigenen Mund: das sei schöner als am Sonntag-Nachmittag durch Staub und Sonne nach einem Wirtshaus draußen zum Tanz zu laufen.

So kam es zwischen den ungleichen Mäd-

chen fast zu einer Freundschaft um ein Kind, das doch erst kommen sollte, und schließlich war es die Generalstochter, die eine Stillung ihrer verheimlichten Sehnsucht darin fand, davon zu sprechen:

Wie es denn heißen solle?

Wenn es ein Mädchen wäre: Berta, wie sie.

Und wenn es einen Jungen gäbe?

Dann wie der Vater; den Namen aber sage sie noch nicht.

Manchmal geschah es dann, daß sie der Verkäuferin die matten Hände streichelte vor Zärtlichkeit, die andern Dingen galt, und daß sie ihre eigene Hand, die schlank und fest vom Tennisspielen war, mit Zorn betrachtete. Und einmal fing sie an zu weinen, was ihr zu Hause nicht erlaubt gewesen wäre; nicht heftig zwar, mit Tränen, die sie erschrocken auf ihre Hände tropfen fühlte.

Und als so endlich die schweren Stunden kamen, die der einen den Leib zerrissen, saß die andere blaß vor Schrecken dabei und fühlte mit ihr das Bibelwort der Mutterschaft, womit die Mutter Eva aus dem Garten Eden und seinen Mädchenträumen entlassen

wird; und daß der Tod mit tückischem Schwert den Augenblick bewacht, wo sich ein neues Leben ihm zum Trotz losringen will. Und diesmal traf er richtig, obwohl die Aerzte mit gewandten Händen abwehren wollten. Am Morgen nach einer langen wilden Nacht, die wie ein Schlachtfeld war: lag wohl in einem Bettchen reinlich und zart ein junges Leben da und schlief; doch nebenan, da war das schwarze reiche Haar der Mädchenfrau wohlgekämmt, wie es die Ordnung wollte, doch schlafen tat sie nicht. Sie hatte ihre Hoffnung mit Blut und Schmerzen abgezahlt und durfte nichts davon behalten. Er soll Paul heißen, sagte sie, als sich der Tag mit der nahen Nacht zur Dämmerung vermischte, und sah ihre letzte vornehme Freundschaft an mit Augen, darin schon Nacht und Sterne funkelten.

Am zweiten Morgen stand die Generalstochter allein am Bettchen eines Kindes, das nicht das ihre war, obwohl sie fast mit der Erwartung einer Mutter seit Wochen davon gesprochen hatte. Sie bedachte garnicht, daß sie etwas Besonderes damit tat, aber als man zum Mittag den kleinen Kerl abholen wollte, weil seine Mutter gestorben war, vermochte sie

es nicht, ihn fortzulassen. Sie ließ sich bei dem Direktor melden, und als sie hörte, daß man Kinder nicht wie junge Hunde verschenken dürfe, daß jetzt der Waisenrat zuständig sei: ließ sie sich alle Formalitäten genau erklären und war nach vierzehn Tagen wieder daheim mit einem Kind, das sie in Pflegeschaft genommen hatte.

Das war nicht immer so rasch gegangen, wie sie es wollte, und am schlimmsten hatte ihr Vater, der General, sie angefahren, der vom Rotwein schlagflüssig war und fast einen Anfall bekommen hätte. Aber mit einer Hartnäckigkeit, die alle staunend und ratlos bemerkten, war sie an den Schwierigkeiten vorbeigegangen, bis sie den Sohn der toten Schuhverkäuferin mit seiner Wiege bei sich im Zimmer hatte. Sie brauchte keine Amme und keinen sonst, der ihr die Fläschchen kochte; sie machte alles selber, wie eine Mutter tut, die keinem andern aus Eifersucht die rechte Sorgfalt zugesteht. Wie sie es morgens und abends baden, trocken legen und mit einem Schwämmchen waschen mußte, das hatte sie im Krankenhaus gelernt; und für die Wäsche war von der toten Schuhverkäuferin mit einer Liebe

vorgesorgt, davon ein jedes Hemdchen und jede Windel die rotgestickten Zeichen trug: ein breites B, darin ein kleines P mit einem Schnörkel eingelagert war.

So war die Tochter des Generals in Ehren zu einem Kind gekommen, obwohl sie keine Frau geworden war. Aber weil es in der Gesellschaft auch sonst passiert, daß junge Damen sich auf ein Vierteljahr verziehen, meist um der Gesundheit willen, doch auch um einen Aufenthalt im Ausland — der Sprache wegen — anzutreten, nur daß sie nachher allein und nicht mit einem Kind heimkehren: so gab es schließlich einen Klatsch, der sich den Fall natürlicher erklären wollte. Um dem Gerede zu begegnen, mußte sie dem General gehorchen und wieder in der Gesellschaft erscheinen, wodurch ihr erst die sonderbare Stellung zum Bewußtsein kam. Sie hatte alles Merkwürdige in einem Zwang getan, der sie wie eine Krankheit überfiel, und wenn sie nachts aus ihrem Bette die Atemzüge des kleinen Schläfers hörte, kam es ihr selber wie ein geträumtes Erlebnis vor.

Nun zog sie die gewohnten Kleider an, fand die alten Bekannten wieder und dachte

in Bescheidenheit als älteres Mädchen die Höflichkeiten der Herren weiter anzuhören. Doch war so viel von ihrem Fall gesprochen worden, daß schon aus Neugier jeder ein paar Worte darüber mit ihr versuchte, meist im Scherz, auch wohl im ungeschickten Ernst. So kam es, daß sie oft von ihrem Pflegling sprechen mußte; und weil die Zurückhaltung ihrer spröden Natur nun anders genommen wurde, bekam sie bald eine merkwürdige Bedeutung zugesprochen, deren Vorzüge sie allmählich mit Vergnügen genießen lernte. Obwohl sie aus keiner Absicht oder Ueberlegung zu ihrer Handlung gekommen war, wurden ihr nachträglich doch so viel edle und kühne Gründe zugetragen, daß sie mit ihrem Pflegling nicht nur einen Ersatz für ihre unausgefüllte Mädchensehnsucht, sondern auch für ihre Gedanken einen Ring gewonnen hatte, von dem aus eine Ordnung ihren engen Kreis befestigte. Doch war ihre Lage sonderbar genug und in jeder Ansicht dem Spott so ausgesetzt, daß sie nicht in bequemen Hochmut verfallen konnte, vielmehr sich täglich tapfer behaupten mußte, und so von ihrem Pflegling ein Geschenk erhielt, das ihr sonst keiner gegeben hätte: in-

dem sie aus einem überflüssigen Wesen der Gesellschaft ein tüchtiges Menschenkind wurde.

So hatte sie den Winter zu Ende gelebt und über den Sommer war aus ihrem Pflegekind ein schwarzer Knabe geworden, der sich den sonderbaren Umständen gut anzupassen schien, indem er dem nervösen General zuliebe selten schrie und beharrlich aus der Flasche sein Wachstum sog. Sie hätte mit ihm altern und eine Pflegegroßmutter werden können, die mit diesem geliehenen Stück vom Leben reichlich bedacht war; wenn nicht das Leben selber sein Eigentum zurückgefordert hätte:

Im Herbst bemühte sich ein Arzt um sie, den sie ein paarmal zu dem Kind gerufen hatte und der auch sonst im Hause des Generals verkehrte; ein Mann, anfangs der Vierziger, der eine gute Praxis hatte und aus so gutem Hause war, daß man ihm seine Schwachheit für die Frauenbildung übersah, die ihm als Mann ein wenig komisch stand. Er war kein Held für einen Mädchentraum, ein blonder Mann mit einer Glatze, der eine goldene Brille trug und weichliche Hände hatte. Doch treu und tüchtig war er mit seinem an-

gejahrten Alter ein verläßlicher Mann für eine Generalstochter. Er kannte sie seit Jahren und wäre ohne den Pflegling wohl kaum zu seinem Antrag gekommen. Er sagte ihr das auch, als er sich eines Vormittags zu einer persönlichen Unterredung in aller Ordnung bei ihr melden ließ. Weil sie es schon gewöhnt war, ihr neues Dasein auf den Knaben gestellt zu sehen, wie wenn sie wirklich seine Mutter wäre, so drängte sich ihr wohl das Blut zum Herzen, daß sie nun doch noch den eigenen Weg ins Leben gehen könnte; doch ließ sie sich für keinen Augenblick verwirren und sagte ihm mit einer Festigkeit, darüber sie selber innerlich erschrak, daß sie sich durch den Pflegling gebunden fühle. Worauf er sich zwar noch verbeugte, jedoch mit einer Wärme sagte, die seiner Stimme einen jüngeren Klang gab, als sie sonst hatte: er möchte — falls seinem Antrag irgend ein Wert für sie einläge — ihr gerade damit seine höchste Bewunderung erzeigen und er hoffe, sie ihrer edlen Verpflichtung gegen den Knaben nicht zu entziehen, wenn er mit ihrer Liebe auch die seinige vor das Bettchen lege.

So kam es, daß die Generalstochter trotz

ihrer dreißig Jahre noch einen Mann bekam, um den sie von mancher jüngeren Bekannten beneidet wurde. Es schien, als habe sie durch ihre Pflegmutterschaft den Jahren etwas abgewonnen, und weil sie von dem General die aufrechte Haltung hatte und hoch gewachsen war: nahm sie fast jugendlich an ihrem Hochzeitstag die Huldigung entgegen, die ihr aus allen Reden, Glückwünschen und Geschenken um ihres Pfleglings willen noch einmal aufgefrischt entgegenklang. Sodaß ein überschwenglicher Hochzeitsgast ihr bei der Tafel in vielseitig gereimten Versen versichern konnte, daß dies ein Liebesfest im Sinn der neuen Menschheit sei; wozu er ihr ein Halskreuz aus Rubinen überreichte, darauf in Gold ein blankes Herz gesetzt war. Das Schmuckstück sah zwar aus, wie auf den Dorfkirchhöfen die hölzernen Kreuze mit dem Blechschild für den Namen stehen; doch weil der Rede ein fröhliches Getümmel folgte, nahm sie vor allen Augen das Kreuz der neuen Menschlichkeit und hing es um den Hals.

Sie machten keine Hochzeitsreise; und während der General um Mitternacht die allgemeine Fröhlichkeit mit einer gerührten

Rede vom Roten Kreuz erhöhte: stand seine Tochter noch im Kranz der Braut am Bettchen ihres Pfleglings, den sie als Grundstein ihres Ehelebens auf eigenen Armen soeben in die Wohnung ihres Mannes getragen hatte; und über seinen Atemzügen, die nach der frischen Nachtluft schon wieder beruhigt gingen, reichten sie sich noch einmal die Hände zu einem Bund, der sich auf edle Menschenpflicht wie sonst auf eigene Liebe gründen wollte.

Wie man es manchmal hat bei jungen Eheleuten, daß sie mit einer Katze das Spiel von jenen Dingen treiben, die ihnen noch vorbehalten sind, so fingen sie den Hausstand an mit einem Kind, das ihnen nicht gehörte. So erstaunt die Generalstochter ihre ersten Heimlichkeiten mit einem Mann erlebte und vor sich selber wie ein Weizenfeld zu blühen schien in ihrem spät erregten Blut: sie blieb dem Pflegling treu; und wenn ihr Mann auf seinen täglichen Wegen war, saß sie am Bettchen des kleinen Kerls, der da im Hemdchen zwischen den Gittern strampelte, und küßte ihn

in Dankbarkeit, der ihr dies späte Glück, einen Mann zu haben, herbeigezaubert hatte.

Daß sich ihr Mann dem Kleinen allmählich weniger zugeneigt erwies, war ihr fast lieb. Jemehr sie aus dem Ueberschwall der ersten Vereinigung zurück zu ihrer kühlen Ruhe kam, jemehr war sie geneigt, den Pflegling als ihr Eigentum von ihrem Frauenverhältnis abzusondern. Der Doktor konnte trotzdem sein Glück mit vollen Worten preisen, wenn sie abends mit ihrem Nähzeug in seinem Zimmer saß und mit gesenktem Nacken vom Lampenlicht begossen sein häusliches Glück darstellte. Er liebte ihre Gemessenheit und daß sie niemals in eine Zärtlichkeit ausbrach, die er nicht selber, mit einem Wort, mit einem Blick sie streichelnd, entzündet hatte. Denn daß sie manchmal den Kleinen, der nun schon laufen lernte, hastig und mit Angst umfaßte, das sah er nie; auch nicht die Träne, die dem Pflegling das dunkle Haar benetzte, wenn sie sich vor dem Schlafengehen in sein Bettchen hinunter beugte.

Erst als er sie in einer Nacht, in Tränengüssen tödlich ermüdet vor dem Bettchen kniend fand, fing er um ihren Zustand an

zu sorgen. Es kam nun alles über sie, was sonst von Aerzten einer Frau in ihrem Umstand anempfohlen wird: sie mußte täglich spazieren gehen, gleichviel wohin, und sonst für Leichtigkeit des Blutes sorgen; und weil sie ihm in keiner Weise zuwider sein und nichts von den Bängnissen ihrer Träume verraten wollte, kamen sie unmerklich in ein Verhältnis von solcher Zärtlichkeit, daß sie davon beglückt die Mahnungen ihres Blutes fast wieder vergaß.

Das war ihr Zustand, als sie ihm, von seiner Sorgfalt bis zur schweren Stunde geführt und hundertmal getröstet in den Schmerzen, eine Tochter schenkte: Ein kleines blasses Ding, das sich laut schreiend seinen Platz in der Welt eroberte und bei diesem Mittel auch in den nächsten Wochen hartnäckig blieb, indessen der Pflegling mit offenem Mäulchen an dem Korbbettchen in die Höhe staunte; besonders wenn sie es an die Brust gereicht bekam. Daß es bloß eine Tochter war, enttäuschte nur den Vater, sie kam gar nicht dazu, daran zu denken. Seitdem sie selber auf dem Schmerzenslager mit einem Kind lag, waren die Tage im Krankenhaus, davon ihr

merkwürdiges Erlebnis ausgegangen war, lebendig wie die Gegenwart geworden: wo der Pflegling gleich diesem neuen Wesen hilflos lag und die warme Mutterbrust entbehren mußte. Und so sehr vermischte sich die Erinnerung an die tote Schuhverkäuferin mit der eigenen Gegenwart in ihrem blutgeschwächten Kopf, daß ihr der Doktor zuletzt den Pflegling aus dem Zimmer nahm.

Damit begann der heimliche Kampf, in dem die seltsame Unnatur von ihrem Wesen zutage kam. Sie schien sich mit der schreienden Tochter abzufinden, bis eines Tages der Pflegling unbeachtet auf die Treppe kroch und ein paar Stufen auf das Podest hinunterkollerte, wobei ihm zwar die Nase blutete, sonst aber nichts geschah. Erschrocken von dem Geschrei und Blut, das sie ihm selber abwusch, ließ sie ihn nicht mehr von sich; auch als der Mann ihr schließlich eine Bonne für den Knaben besorgte, wußte sie es einzurichten, daß die zu ihrer Tochter kam, während sie den Pflegling selber behielt. Und mit derselben Zähigkeit, mit der sie damals durch alle Hindernisse gegangen war, bestand sie nun die wachsenden Verdrießlichkeiten mit ihrem

Mann. Zwar säugte sie das eigene Kind mehr als ein halbes Jahr und war auch heimlich oft an seinem Bettchen; doch immer nur, wie wenn sie ihrem Pflegling damit ein Unrecht täte und ängstlich besorgt, für alle Augen den Knaben um sich zu haben.

Als darüber der Doktor den Faden ihrer Seele verloren hatte und sich in seiner eigenen Tochter geringschätzt fühlte, kam es zu offenen Streitigkeiten um das, worin er einmal mit hohen Worten das Sinnbild ihrer höheren Menschlichkeit gesehen hatte. Und weil sich zwischen Menschen, die einander nahestehen, auch nur ein Rißchen zu zeigen braucht, gleich wachsen sich mit dünnen Wurzeln die Unkräuter der Enttäuschung ein: so saß sie zwar noch immer vom Lampenlicht begossen in seinem Zimmer, aber so, wie wenn eine Glasscheibe einem jeden sein Teil davon abtrennte, kaum noch als Sinnbild seiner Häuslichkeit.

Da wurde er zum zweitenmal ihr Arzt. Es war Frühsommer unterdessen und sie kam eines Tages mit nassen Haaren aus dem Garten, wo sie trotz einem sprühenden Regen dem Pflegling zuliebe im Sand gegraben hatte.

Er war unterdessen ein träumerischer Kerl geworden, mit schwarzen Seidenhaaren, der schon tapfer auf eigenen Füßen die Treppe vor ihr hinauf lief. Weil er seinen Pflegevater auf einer ärztlichen Ausfahrt vermuten mochte oder sonst von einem Uebermut gepackt war, polterte er ihm lustig ins Arbeitszimmer: wie das die kleinen Kerle machen, erst hängen sie sich an die Klinke, und wenn es ihnen zufällig damit gerät, fliegt die Tür mit einem Fußtritt auf, worauf sie quer ins Zimmer rennen. Sie sprang zwar hinterher; der Doktor aber, von irgendeinem Ingrimm gepackt, tat ihn hinaus und trat der Frau schon wieder abwehrend in der Tür entgegen, als sie ihm folgend das Zimmer wieder verlassen wollte.

Sie war in einem grünen Kleid, kühlblaß wie immer, den Sprühregen noch im Haar. Er war so aufgeregt, daß er die Tür abschloß und mit ihr wie vor einem störrischen Patienten zu poltern begann; indem er sich auch richtig hinter seinen Arbeitstisch hinsetzte: daß sie sich zwischen einer überkommenen Pflicht und ihrem natürlichen Gefühl zerriebe. Wenn sie beides nicht zu vereinigen imstande sei, wie

er als Vater ihrer Tochter bemerken müsse, so sei es unnatürlich, gerade das Gefühl zu unterdrücken.

Sie sah ihn schweigend an mit ihrem braunen Blick, nur leicht mit ausgestreckter Hand auf einen Stuhl gestützt, so aufreizend in ihrer scheuen Gelassenheit, daß er aufsprang. Er war längst nicht so groß wie sie, und wie er mit den Händen an der Brille hin und wieder lief, sah er nicht aus, als ob er sie in einer solchen Krankheit behandeln könnte. So sehr stak alles, was ihrer kargen Seele blühen konnte, mit seinen Würzelchen in ihrer Pflegemutterschaft, darin sie als ein altes Mädchen den höchsten Aufschwung ihres Gefühls merkwürdig erlebte, daß sie nicht zu der Ordnung seiner Bürgerlichkeit hinunter finden konnte. Sie sah ihn an mit Blicken, darin die Angst sich zu verlieren mit der kühlen Haltung verzweifelt stritten. Ihm aber, dem die Gedanken nicht in diese Spalten leuchteten und der vor Eifer schwitzte, schlug der Zorn über seine zerstörte Häuslichkeit so in die Worte, daß er sich in kleinlicher Verbitterung über ihre Unnatur wortlos und blaß abwandte.

Seit dieser Stunde sprach er von seinem Mißgeschick, und daß sie zur eigenen Mutterschaft trotz ihrer Tochter unfähig sei. Bald war das Geschwätz von ihrer Unnatur so eifrig wie damals das von ihrem Pflegling. Der General, seit einiger Zeit gelähmt und außer Dienst, gab sie nun völlig auf; und wo man die Bonne mit dem Kinderwagen der Tochter sah, indessen sie im Garten oder sonst versteckt sich scheu und hochmütig mit ihrem Knaben hatte, wurde der blasse und schon ein wenig fette blonde Doktor als Märtyrer bemitleidet.

So war der Hausbau dieser Ehe schon am wanken, weil sich der Grundstein der höheren Menschlichkeit brüchig erwiesen hatte, als eine Krankheit der Tochter ihn doch noch zu stützen schien. Die Bonne war mit ihrem Kinderwagen unachtsam in ein böses Gewitter geraten, darin das zarte Kind sich erkältete und einem hitzigen Fieber verfiel. Der Doktor, der auch dieses Unglück im Zorn der Mutter zuschob, versuchte ihr zuerst die Pflege vorzuenthalten. Sie aber überraschte ihn mit einer Sorgfalt, die das geringste seiner Gebote überwichtig nahm, kam durch viele Tage

nicht aus den Kleidern und kämpfte mit dem Tod noch um das zarte Leben, als er die ärztliche Hoffnung schon fast verloren hatte. Als das Fieber endlich gebrochen war und sie noch immer an dem Bettchen saß, darin das Kind mit matten Atemzügen schlief, warf er sich verwirrt und dankbar und mit dem Ueberschwall seiner weinerlichen Natur reumütig ihr zu Füßen; er schonte sich auch nicht mit Selbstanklagen, daß er sie selber durch seinen kleinlichen Widerstand gegen den Pflegling in die Verirrung der Natur hineingetrieben habe und daß er nun den Stolz von ihrer Treue erst begreife.

Und als sie nicht so leicht den Boden für ihre Füße wiederfand, wie er sich dachte, tat er im Eifer seiner engen Einsicht — am andern Tag, indessen sie gleich einer Toten in übermenschlicher Erschöpfung schlief — den Pflegling in ein Waisenhaus. Und sagte ihr danach mit ärztlicher Bestimmtheit: daß er ihn, nachdem sie sich — der Stimme der Natur gehorchend — ihr eigenes Kind zum zweitenmal erworben habe, nicht mehr im Hause dulder. werde. Er hatte sich, wie das der Ausweg der Beschränktheit immer ist, ein

Schlagwort über sie zurecht gemacht: daß sie ein Triebmensch sei, dem man selber keine Entscheidungen mehr überlassen dürfe. Damit war seine männliche Ueberlegenheit wieder hergestellt, und weil sie wirklich, wenn auch still, die nächsten Wochen mit ihrer pflegebedürftigen Tochter verlebte, verlor sein Märtyrerglanz allmählich die sanfte Feuchtigkeit. Der mürbe Grundstein einer höheren Menschlichkeit schien endlich aus dem Doktorhaus beseitigt und die Ehe auf dem solideren Backstein-Fundament der bürgerlichen Gewohnheiten neu begründet.

Wie wenn zuletzt das Schicksal selber die Generalstochter um ihr Erlebnis betrügen wollte, kam dann noch eine Ueberraschung, die alles kläglich zu Ende führte. Zu einer Frühsprechstunde stand als erster im Wartezimmer des Doktors ein katholischer Kaplan, ein Mensch in mittleren Jahren mit einem schwarzen Römerkopf, wie sie im Rheinland häufig sind. Er gab sich erst drinnen bekannt, daß er nicht mit einer Krankheit, sondern im Auftrag eines Mannes käme, der

ihm als Beichtiger den delikaten Fall über-
geben habe. Es sei der heimliche Vater jenes
Knaben, der von seiner Frau als Pflegling
angenommen wäre, und der um seiner Stel-
lung willen sich nicht dazu bekennen könne.
Solange er das Kind in einem guten Hause
wußte, habe er sich in Zufriedenheit ergeben.
Den Knaben aber in einem Waisenhaus zu
lassen, das widerstrebe ihm. Er bäte, ihn nun-
mehr in eine gute Landpflege zu geben und
habe sich mit einem jährlichen Betrag dafür
verpflichtet. Nun sei der Zufall, daß er, der
Kaplan, ein paar alte Leute wisse, die sich
seit langem nach einem Pflegekind umsähen.
Sie wohnten draußen hart am Wald in ei-
nem behaglich bäuerlichen Haus mit einem
grasigen Obstgarten, wo für den Knaben alle
Freiheit wäre. Es handele sich nur noch dar-
um, ob er im Auftrag der Pflegemutter ein-
verstanden sein möchte.

Wer die Leute wären, fragte der Doktor
noch mit gönnerhafter Würde und war so
versessen in den Gedanken, den Pflegling un-
erwartet und für immer los zu werden, daß
er die Röte nicht bemerkte, die dem Kaplan in
die Schläfen stieg: Es wären seine Eltern,

die sich in ihrem Alter vereinsamt fühlten und das Kind jetzt gern aufnähmen in Zucht und Pflege.

So kam der Pflegling bald wieder aus dem Waisenhaus zu den Eltern dieses Kaplans; denn der Doktor hatte die Leitung seiner Ehe nun so in der Hand, daß seine Frau ja sagen mußte. Wie wenn sie sich nicht recht auf diese Dinge besinnen könnte, ein wenig fast, als ob er schonend und mit Würde einen Fehltritt ihrer Jugend überdeckte: so leblos nahm sie seine Sorgfalt auf. Und änderte sich auch nicht in Wochen; nur daß ihr nach dem Fieber der ersten Pflege die blasse Tochter doch wieder entglitt, die mit der wachsenden Gesundheit nach ihrer Bonne zurückverlangte, so daß die Mutter vereinsamt übrig blieb. Nur einmal abends, als er sie einfacher bat als sonst, versuchte sie mit scheuen Worten die Gedanken anzurühren, die ihr die Lebensdinge grausam abschnürten: daß sie sich schuldig fühle, auf einem Schleichweg zur Frauenschaft gekommen zu sein, daß sie mit ihrer eigenen Tochter kein Mutterglück erleben könne, weil sie mit ihrem Pflegling vorher einen Diebstahl am Leben begangen habe.

Als das so Wochen und schließlich mehr als ein Vierteljahr gegangen war, sodaß der Doktor von seiner Frau nichts übrig behielt, kaum noch die Haltung der Generalstochter, verfiel sein dicker Verstand auf ein letztes Mittel, das fast eine Kaltwasserkur war: An einem schönen Herbstmittag ließ er den blanken Doktorwagen bereithalten, seine Frau nach dem Pflegling hinauszufahren. Er rechnete nicht übel, daß der nach Kinderart die Pflegemutter nicht wieder erkennen und so von selber aus ihrer Unnatur befreien würde.

Es hatte am Morgen noch geregnet, als sie im verschlossenen Wagen, zuerst auf Asphalt, danach auf Pflaster und zuletzt auf bucklig chaussierten Wegen hinausfuhren. Die Sonne schien schon wieder in die Nässe und hüllte alles in einen dicken Dunst, der dem blonden Doktor ein wenig auf den Atem fiel, als sie zuletzt ein Stückchen durch den kahl getretenen Buchenwald hinauf und nachher durch hügelige Felder gingen, wo hinter einer Hecke hohe Birnbäume das rote Ziegeldach des bäuerlichen Hauses beschatteten. Zwischen Haus und Scheune war eine Art Tenne mit Pfannen notdürftig überdeckt, die schattig und

trocken war. Da saßen die alten Leute auf einer Holzbank und sahen dem Pflegling zu, der Fallbirnen im Gras aufsuchte und in ein Wägelchen legte.

Das überblickte der Doktor schon, als sie an der Hecke hingingen, auch daß der Knabe von der Sonne braun geworden war und in einer derberen Kleidung steckte. Er betrachtete mit einer Art von Schadenfreude das schwarze Kleid von seiner Frau — ihr Vater, der General, war unterdessen an einem Schlaganfall gestorben — wie sie um zwanzig Schritte vorauf schon zum Gartentor hineinging: er glaubte nicht, daß sie der Pflegling darin erkennen würde. Sie schien weder solche noch andere Gedanken zu haben, ging quer durch das halbnasse Gras zu dem Knaben und half ihm mit hastiger Gebärde Birnen suchen.

Erst als sie mit einer rasch gerafften Handvoll an das Wägelchen kam, wurde sie von ihm bemerkt. Irgend etwas an ihr, vielleicht wirklich das schwarze Kleid, mochte ihn erschrecken, der zwar braun doch immer noch ein schmächtiger Knabe war, sodaß er nach der Tenne flüchtete, wo die alten Leute ein=

ander an den Händen aufhalfen, um dem unerwarteten und fremden Besuch entgegenzugehen. Der Doktor, der unterdessen auch in den Obstgarten getreten war, schwenkte schon von weitem auf eine joviale Art den Hut, überfiel die Alten auch mit soviel gönnerhaften Bemerkungen — wie gut der Pflegling aussähe und wie schön sie wohnten — daß sie erst zuletzt wieder nach der Frau hinsahen, die ihnen hochmütig vorkommen mußte, wie sie kühlblaß und still im Gras stand und an ihnen vorbei nach dem Knaben blickte, der nun schon wieder auf der Tenne einen Reisigbesen zum spielen gefunden hatte.

Komm her, mein Paul, sag guten Tag!

Der Doktor war so sieghaft in seiner Gönnerlaune, daß er den Knaben wirklich mit seinem Besen, wenn auch verschüchtert, an die Hand bekam. Wie er ihn aber auch zu der Frau hinführen wollte, da mochte ihn die Haltung der schwarzen Gestalt erschrecken, die fast vor ihm zurückwich und ihm keine Hand hinstreckte — vielleicht auch, daß sich sein kleiner Kopf des gewohnten Gesichtes entsann und erschrocken darüber war: er sperrte sich weinend, und als der Doktor Gewalt

brauchen wollte, warf er sich trotzig und mit den Füßen schlagend nieder ins Gras. Weil dieser Eigensinn die alten Leute kränkte, so daß sie ihm hitzig zuredeten, indessen der Doktor durch einen Scherz die Situation noch retten wollte, gab es für einen Augenblick um den strampelnden und schreienden Knaben eine erregte Gruppe, die von dem Kaplan, der zufällig von der andern Seite her durch die große Einfahrt in den Garten trat, mißdeutet wurde, sodaß er, die schwarze Frau erblickend und irgend eine Gewalttat befürchtend, rasch hinzusprang.

Der Knabe hörte kaum seine Stimme — die tief und männlich war — als er sich auch schon wie ein Aeffchen an ihn klammerte und durch den Garten tragen ließ. So rasch beruhigt, daß er schon nach wenigen Minuten lachte und durch den Kaplan ermuntert nun auch der schwarzen Frau die Hand hinstreckte. Sie aber, die nicht wissen konnte, daß der Kaplan fast täglich unterdessen hierher gekommen und dem Knaben längst soviel Vater war, wie sie ihm Mutter gewesen war: sie sah den schwarzen Mann breitspurig stehn mit dem Kind, sie sah die alten Leute, seine

Eltern, nun auch wieder lächelnd, sah das bäuerliche Haus und die Sonnensprenkel auf dem roten Dach; und alles schien ihr so eins und zueinander gehörig und die Augen des Knaben — der niemals der ihrige gewesen war — so fremd, obwohl die Sehnsucht in ihr erbärmlich danach schrie: daß sie mit einer Zuckung — wie wenn die Feder in einem Uhrwerk springt — sich wandte und den Obstgarten verließ. So fliehend, daß ihr der Doktor, den Hut noch in der Hand, mit seinen kurzen Sprüngen nicht zu folgen vermochte und rufend erst, kurzatmig dann und schreiend ihren Namen nach dem Wald hinunter rief, in dessen herbstlichen Hängen sie längst verschwunden war.

Sie kam erst mit der Dunkelheit nach Haus, als er schon den Verlust verzweifelt bei der Polizei gemeldet hatte. Er wollte liebreich und zärtlich zu ihr sein; sie aber, die noch immer in der korrekten Haltung der Generalstochter vor ihm stand, nur daß ein schwerer Regen des Nachmittags ihre Kleidung durchweicht hatte, so daß die schwarzen Falten dick vor Nässe und mit schmutzigen Rändern auf die Schuhe hingen: sie lächelte

ihn wehmütig an und gab ihm ihre Hand und bat ihm alles ab mit Blicken, den sie doch auch betrogen hatte mit ihrer Frauenschaft.

Ihm aber, der ihr Auge so lange verloren hatte, schien sie zu leuchten in einem Glück, dem sie sich endlich mit ihrem Stolz ergeben hatte. Er führte sie mit sanfter Vorsicht an das Bett der eigenen Tochter und fand sich nun gerührt und siegreich mit ihrer Traurigkeit zurecht. Und ließ sie gern allein in ihrem Zimmer; und pries sich um den Einfall seiner ärztlichen Klugheit, ihr so mit einem Messerschnitt gleichsam den Pflegling abzulösen; und freute sich, mit welcher Gemessenheit sie auch den letzten Schmerz in ihrer bittren Sache ertragen hätte.

Die Haltung der Generalstochter freilich war auch noch bei ihr, als der Doktor sie andern Morgens in ihrem Zimmer fand, durch ein sehr scharfes Gift befreit von einem Frauenleben, damit sie nicht zurechtgekommen war, weil es durch Blut und Schmerzen nur aus sich selber blühen und Früchte tragen kann.

Im letzten D-Zugwagen

Zum Beispiel Thomasschlacke, sagte der aus Soest, der rote Müller, und wollte dem Studenten sein Beispiel auf der flachen Hand vor Augen halten. Darüber kam der Stoß und schmiß ihn von der Bank: Notbremse, wollte er noch rufen, da gedachte der Kaplan mit einem Sprung zur Tür sich doch zu retten und traf ihn mit dem Stiefelabsatz an das Ohr, daß er aufbrüllend ihm mit seinen Schultern zwischen die Beine fuhr und ihn schräg auf den Kopf zu stehen brachte. Es gab noch einen Ruck, der beide, wie beim Sturm ein Scheunendach, auf den Studenten warf, dann stand der Zug.

Da wurde auch das Kindchen der jungen Frau am Fenster wach, die bei dem Stoß nur beide Arme vorgebreitet, sonst stillgesessen hatte. Sie nahm es fester in ihr Tuch, fing an zu tuscheln und zu wiegen.

Und das Getuschel einer blassen Mutter, der jetzt erst nach dem Schrecken die Tropfen aus den Augen rannen, löste die andern aus der Todesangst. Der rote Müller stellte den

Schwarzrock auf die Beine, nicht ohne Artigkeit, griff nach dem Riemen, das Fenster aufzumachen. Sogleich war im Getrappel vieler Schritte auf dem Kies auch eine Antwort aus dem Nebelschwall zu hören, die wie ein Gummiball geworfen entlang den Wagen an den Müller kam:

Ein Pferd war überfahren worden, ein junges Tier, das auf der Weide im Morgennebel die blanken Schienen für den Weg gehalten oder sonstwie Sprünge gemacht hatte. Nun hing sein Fleisch in Stücken an den Rädern, und im Blut von hundert Menschen siedete der Todesschrecken, der ihm ins junge Leben gefahren war.

Da sagen sie, man soll nicht in den letzten Wagen steigen, fing der Müller an, der sich kaltblütig zeigen wollte, und zog das Fenster wieder hoch. Wenn aber jetzt um den verrückten Gaul da vorn der ganze Zug sich aufgewickelt hätte — er äugte rechts und links mit seinen Schellfischaugen; die andern aber waren nicht gestimmt auf Späße. Die Mutter stand noch totenblaß und tuschelte mit ihrem Kind, der Schwarzrock bastelte mit vorgestrecktem Hals an seinem Kragen, den er

ihm aufgerissen hatte, der Student war auf dem Gang verschwunden.

Er drängte sich ihm nach, an dem Kaplan vorbei, traf aber an der Tür mit einem dicken Herrn im Reisepelz zusammen, der vom Studenten hereingeschoben wurde, während überall die Wagentüren klappten und die Schaffner zum Einsteigen riefen. So pätschelte er dem Schwarzen auf den Rücken: Setzt Euch, Herr von der Geistlichkeit! Der Herrgott hat den Urlaub noch einmal verlängert!

Der aber wehrte ihn mit beiden Händen ab und setzte sich ans Fenster, der jungen Mutter gegenüber, die jetzt ihr Kindchen leise schaukelte, sodaß für den Studenten zwischen Müller und Kaplan ein breiter Platz blieb; auch für den Herrn im Reisepelz, der neben die Frau zu sitzen kam. Der Zug tat einen Ruck, blieb aber stehen.

Der hat den Glauben noch nicht wieder, fing der aus Soest schon wieder an und zwinkerte vor dem Studenten her nach dem Kaplan, der mühsam schweigend durch das Fenster in den Nebel sah. Dem dicken Herrn schien das nicht angenehm; er richtete die goldene Brille unverwandt auf den Studen-

ten und tippte ihm mit seinem Ring am kleinen Finger scherzhaft auf die Hand: Wie kannst du dritter Klasse reisen. Da müssen wir ein Pferd zuschanden fahren, sonst hätten wir bis Minden im selben Zug gesessen und nichts davon gewußt.

Der aber sah ihn an aus blauen und verträumten Augen; so fand der Soester Zeit zu einem Einfall, der ihm ein paarmal um die Lippen zuckte: dann möchten sie gefälligst auch dem Bauer sein Pferd bezahlen, wenn sie es sich zum Wiedersehn geopfert hätten. Darüber mußte der Student doch lachen, obwohl er nach dem Dicken sah; der schließlich auch. So kamen sie in ein Gespräch vom Tod und Leben, vornehmlich aber von dem Tod und wie man sich vor ihm benähme. Nun war der Mann im Reisepelz — ein Fabrikant aus Minden und der Onkel vom Studenten — trotz seiner Dicke ein gewandter Kopf, der sich in solchen Fragen nicht unbelesen zeigte und manches Wort vom Dasein klug wiedergab: Der Tod sei grausam und nicht auszudenken, wenn man ihn nur vom Leben aus als Sensenmann betrachte. Man müsse sich gewöhnen, ihn als die Quelle, vielmehr den

rätselteifen Urgrund alles Lebens, als Ewigkeit, und unser Leben als das Wunder zu betrachten, für eine Stunde aufzusteigen und Gott gleich das geheimnisvolle Herz der Welt zu sein; daß in den Blutströmen sich Farben und Gedanken und die große Furcht und grenzenlose Herrlichkeit zur Harmonie verflössen: dann sei das Leben nicht der Weg zum Tod, den keiner furchtlos gradeaus zu gehen mächtig sei, weit mehr ein Aufschwung herrlich, unfaßbar und sein Abschluß gleich einem Abschied von einem rasch verrauschten Fest!

Der Müller aber war von Soest und wußte nichts aus Büchern: Er hätte sich nicht selber auf die Welt gebracht. Die andern möchten sich mit Schwätzen wichtig machen: er könnte sich mit Schweinerippchen, mit Bier und Tingeltangel und mit Weibern helfen. Hier drehte er den Kopf schon wieder höhnisch nach dem Schwarzen. Dem waren bei den Worten des Fabrikanten schon die schwarzen Augen hin und her gesprungen, jetzt vermochten die Lippen, die vom Rasieren schwärzlich waren, vor Zittern kaum zu sprechen: Wenn beide Herren nach solchem Fin-

ger Gottes nichts besseres vom Leben wüßten —

Weil aber der Student schon lange keine Lust an solchen Reden fand, warf er mit vorgestreckten Armen gleich einem Schwimmer die Männer auseinander: Schluß mit dem Tod! Was geht der mich an? Und weil der Zorn des Schwarzen nun auf ihn fiel, wie wenn ihm diese junge vom trinken heisere Stimme etwas nehmen wollte: Wir wissen weder Zeit noch Stunde! so strahlte er mit seinen blauen Augen: Ich weiß die Stunde und die Zeit, Kaplan! Ich weiß, daß diese Arme — er streckte sie mit allen Fingern hin — daß diese Fäuste, die ich schließen und öffnen kann, daß diese Augen und daß mein Mund, der Euch das sagen und küssen kann, und trinken, lachen und küssen und küssen — Er saß mit roten Backen erhitzt und wonnig da und faßte mit den Händen in die Luft und zitterte vor Kraft: Ich wette, daß ich morgen lebendig bin! Noch übers Jahr! Noch über zwanzig Jahre!

Vor solchem Ausbruch unbemerkt, kam durch die Tür, die leise schurrte, ein Arbeitsmann herein im blauen Kittel, der sich be-

scheiden an die Ecke setzte, da wo der Herr im Reisepelz die Bank einnahm, und mit den Füßen sein Handwerkszeug aus Eisen zurückschob unter den Sitz, wie wenn es gleich schon wieder Arbeit für ihn gäbe. Er hatte aber nur die Bremsen nachgesehen. Indes sie draußen schon wieder mit ihren Pfeifen zur Abfahrt riefen, hörte er den Männern und den Gesprächen zu, die sie noch immer vom Sterben führten. Denn wenn der Tod erst seinen Schrecken den Menschen ins Blut gejagt hat, bleibt es am sieden; und weil der Soester, den Kaplan zu ärgern, auf besseres Benehmen hielt, ging das Gespräch noch lange einen ernsten Gang.

Indessen saß die Mutter betroffen da mit ihrem Kind und hatte nichts als ihren Schoß und ihre Arme und sah aus tiefen Augen die Männer an, die solche Dinge sprachen, und sah den Reisepelz und seine ringgeschmückten feinen Finger und die Hände von dem Arbeitsmann, und breitete die beiden Arme dem Leben und dem Schlaf auf ihrem Schoß wie eine Decke über.

So gaben sie in ihrem Abteil wohl ein Bild der Menschheit, die sich mit Holz und

Messing wohnlich eingerichtet hat, doch manchmal durch die Scheiben hinaus in grauenvolle Nebel sieht. Und keiner sah das Leben, das außerhalb von ihrer Zelle seine Bahnen ungeheuer und tausendstimmig zog; und daß sich rasch im Bogen ihr Schienenstrang zum Berg hinschlängelte und daß ihr Wagen der letzte war und schon lange stand: und daß ein Schnellzug — eine andere Welt — im Fahrplan war und ihr Geleise befahren mußte. So machten sie noch Worte von dem Tod, als der schon hundert Räder schnurren ließ, an sie zu kommen.

Wohl fuhr in alle ein Posaunenton, der einmal mitten aus der Erde in alle Ohren bricht, wohl schrillte ein Pfiff hindurch, wie wenn die Erde mitten durchgeschnitten würde: Hoch von dem Anprall auf den letzten Wagen sprang die keuchend hergeraste Dampfmaschine mit ihrem runden schwarzen Bauch und ihren Rädern, die noch schnurrten, steil auf — so springt ein Schlitten aus der Bahn — und fiel mit zentnerschwerem Eisen, mit Männern, die noch fest an ihren Hebeln standen, mit Kohlen, Dampf und Feuer zermalmend auf den D-Zugwagen dritter Klasse,

auf das Messing und das Holz und alles Fleisch und die Gedanken, auf den Soester Müller und den Kaplan aus Köln, den Herrn im Reisepelz und auf den Arbeitsmann mit seinem Werkzeug, auf den Studenten und die schützend vorgebreiteten Mutterarme und auf den Schoß darunter mit seinem jungen süß atmenden Leben.



Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

